

# DAS ARGUMENT 143

---

Editorial	1
Helmut Ridder: Wer darf des Grales Hüter sein?	5
Pablo Gonzalez Casanova und Dorothee Sölle: Nicaragua	10
Volker Braun: Neue Geschichten von Hinze und Kunze	14

## Bürgerliche Gesellschaft und soziale Empirie

Urs Jaeggi: Identität und Verrat (Notizen)	18
Eberhard Braun: Was ist bürgerliche Gesellschaft?	26
Immanuel Wallerstein: Zukunft des historischen Kapitalismus	40
Frithjof Hager: Tatsachen und Erfahrung	48
Judith A. Cook/Mary M. Fonow: Methoden feministischer Soziologie	57
Gisbert Uhl: Menschenmüll	70
* * *	
Su Shaozhi: Neues Marxismusverständnis in China	74
Lucien Sève: Für einen entschieden konkreten Marxismus	81
Jörg Hallerbach: Entwürfe der Alternativen	85
<u>Aktuelle Analyse</u> : Michael Jäger: Panikpersonen	95
<u>Kongreßberichte</u> : Marx — Marxismus; Schöne neue Welt; Zukunft der Fabrik; Zukunft der Frauenarbeit; Frauen-Sommeruni; Ingeborg Bachmann; Das Unheimliche an der Realität; Ankündigungen	98
<u>Besprechungen</u> : Marx-Diskurse; Diskursanalyse; Amerikanische Literatur; Techniksoziologie; Frauen und Psychologie; Sozialgeschichte; Protest und politische Kultur	113

# DAS ARGUMENT

## Zeitschrift für Philosophie und Sozialwissenschaften

Herausgegeben von Frigga Haug und Wolfgang Fritz Haug im Argument-Verlag

Ständige Mitarbeiter: Wolfgang Abendroth (Frankfurt/W.), Heinz-Harald Abholz (Berlin/W), Detlev Albers (Bremen), Günther Anders (Wien), Frank Deppe (Marburg), Hans-Ulrich Deppe (Frankfurt/M.), Bruno Frei (Wien), Klaus Fritzsche (Gießen), Werner Goldschmidt (Hamburg), Helmut Gollwitzer (Berlin/W), Heiko Haumann (Freiburg), Dieter Herms (Bremen), Klaus Holzkamp (Berlin/W), Urs Jaeggi (Berlin/W), Baber Johansen (Berlin/W), Arno Klönne (Paderborn), Thomas Metscher (Bremen), Reinhard Opitz (Köln), Wolfgang Pfaffenberger (Oldenburg), Helmut Ridder (Gießen), Dorothee Sölle (Hamburg), Karl Hermann Tjaden (Kassel), Erich Wulff (Hannover)

Redaktion: Dr. Dieter Borgers, Wieland Elfferding, Claudia Gdaniec, Dr. Karl-Heinz Götze, Sibylle Haberditzl, Dr. Frigga Haug, Prof. Dr. W.F. Haug, Thomas Laugstien, Rolf Nemitz, Dr. Werner van Treeck

Autonome Frauenredaktion: Sünne Andresen, Ursula Blankenburg, Anke Bünz-Elfferding, Dagmar Burgdorf, Claudia Gdaniec, Dr. Frigga Haug, Kornelia Hauser, Birgit Jansen, Ursula Lang, Hannelore May, Dr. Barbara Nemitz, Erika Niehoff, Sigrid Pohl, Renate Prinz, Nora Räthzel, Dr. Brita Rang, Petra Sauerwald, Christine Thomas, Dr. Silke Wenk, Heike Wilke

Geschäftsführung: Helga Karl

Redaktion und Verlag: Altensteinstraße 48a, 1 Berlin 33, Tel. 030/8314079

Anzeigen (o. Tausch): Runze/Casper, Jungfernstieg 20, 1 Berlin 45, Tel. 030/7722443

Argument-Vertrieb: Tegeler Str. 6, 1 Berlin 65, Tel. 030/4619061

## Besprechungen

### Philosophie

Neue Gesellschaft: Karl Marx und die Sozialdemokratie (W.F. Haug) .....	113
Herferth, Willi: Sachregister Marx-Engels Werke (W.F. Haug) .....	115
Kumpf, Richard (Hrsg.): Schlag nach bei Marx. Kleines Marx-Wörterbuch (W.F. Haug).....	117
Euchner, Walter: Karl Marx (W.F. Haug) .....	119
Aricó, José: Marx y América Latina (R. Rojas) .....	121

(Fortsetzung auf S. XIV)

ISSN 0004-1157

Das Argument erscheint 1984 in 6 Hefen (alle 2 Monate). Jahresumfang 924 Seiten. — Einzelheft 12,80 DM; Stud., Schüler, Erwerbslose 9,80 DM. Jahresabo inkl. Versand 69,60 DM; Stud. etc. 55,80 DM. — Kündigung des Abos nur zum Jahresende bei Einhaltung einer Dreimonatsfrist. — Die Redaktion bittet um Mitarbeit, haftet aber nicht für unverlangt eingesandte Texte und Rezensionsexemplare. Aufsätze sollen höchstens 20, Rezensionen 2 MS-Seiten (11/2zeilig mit Rand) haben. Zitierweise wie in den Naturwissenschaften. — Copyright © Argument-Verlag GmbH. Alle Rechte — auch das der Übersetzung — vorbehalten. — Konten: Postscheck Berlin West 5745-108. BfG 11 14 40 13 00, BLZ 100 101 11. — Satz: Barbara Steinhardt. Druck: Fuldaer Verlagsanstalt. — 1.-7. Tausend Januar/Februar 1984. — Es gilt Anzeigenpreisliste Nr. 2. **Beitragshinweis:** Dieses Heft enthält in Teilaufgabe Prospekte des Argument-Verlaes und des VSA-Verlaes.

## Editorial

### Zum vorliegenden Heft

Wer heute in wissenschaftlichen Diskussionen von »bürgerlicher Gesellschaft« oder von »Kritik der bürgerlichen Sozialwissenschaften« spricht, braucht entweder viel Mut oder Unbefangenheit, obwohl doch solche Begriffe Teil der Alltagssprache geworden sind, ein Vermächtnis der heißen Debatten seit der Zeit der Studentenbewegung, an denen diese Zeitschrift einigen Anteil hatte. Ist es dem akademischen Establishment gelungen, die lästigen Diskussionen an den Rand zurückzudrängen? Hat das Nachrücken vieler ehemaliger Herausforderer in die »etablierte Wissenschaft« dazu geführt, daß der kritische Geist sich mangels geeigneter Gegner in resignatives Nachdenken über die Rolle des Sozialwissenschaftlers und die Bedeutung seiner Gegenstände flüchtet? Die Arbeiten zum Heft-Schwerpunkt »Bürgerliche Gesellschaft und soziale Empirie« probieren Antworten auf solche Fragen aus verschiedenen Richtungen. Sie können und wollen Mut dazu machen, nach Alternativen zur Resignation zu suchen.

Das Problem jeder individuellen Entwicklung, die Spannung von Lerngewinnen und Preisgabe bisheriger Positionen produktiv zu verarbeiten, bezieht *Urs Jaeggi* auch auf sozialwissenschaftliche Intelligenz; er sieht gelebte Erfahrung und gesellschaftliche Anforderungen, wie sie zugespitzt mit der nuklearen Bedrohung sich stellen, als Brennpunkte, um die herum sich die Identität kritischer Sozialwissenschaftler erweisen soll. — *Eberhard Braun* untersucht Geschichte und Aktualität des Begriffs »bürgerliche Gesellschaft«; seine Arbeit kann Mut machen, mit dieser Kategorie sachgerecht und ohne jene Unbefangenheit umzugehen, die so leicht zur Naivität wird. — Einen neuen Blick auf die historische Bedeutung des Kapitalismus wirft *Immanuel Wallerstein*; was nicht eben üblich ist: aus einer weltpolitischen Perspektive (»Historischer Kapitalismus« ist der Titel seines jüngsten Buches, das im Argument-Verlag erscheinen wird.). — *Frithjof Hager* thematisiert Verschiebungen in der Geschichte der Soziologie, die sie, mit wachsendem Gewicht der Methodenfragen, von den »sozialen Tatsachen« entfernen und gegen lebendige Erfahrung abschotten; wie soziale Normalität zu kontrollieren ist, wird dann zur sozialwissenschaftlichen Aufgabe, und nicht mehr die Erkenntnis produktiver Subjektivität. — *Judith Cook* und *Mary Margaret Fonow* prüfen in ihrer Übersicht über amerikanische Literatur zu »Methoden« und »Geschlechtsdifferenzen« aus den letzten sechs Jahren, wo sich feministische Soziologie von der etablierten Forschungspraxis zu scheiden beginnt; Frauenforschung bringt gute Argumente gegen resignative Formen des Rückblicks auf vergangene Diskussionen, die das kritische Potential von einem Scherbenhaufen uneingelöster Ansprüche blockiert sehen. — *Gisbert Uhl* reflektiert eigene Erfahrungen über die Verwandlung von Subjekten in Objekte; von Arbeitslosigkeit betroffen, will er sich nicht an der Realisierung seiner produktiven Fähigkeiten hindern lassen.

Daß die wissenschaftliche Erklärungs- und Veränderungskraft des Marxismus in Teilen der Linken neu diskutiert wird, gilt anderen bereits als Verrat. Eine Variante dieses Verratsvorwurfs hatten wir mit einem Aufsatz des Philosophen Manfred Buhr in Heft 142 dokumentiert; in diesem Heft antwortet der Rechtswissenschaftler *Helmut Ridder*. Mit der Problematik haben auch die übrigen Aufsätze dieses Heftes auf die eine oder andere Weise zu tun: Zum einen belegt der Literaturbericht von *Jörg Hallerbach* unter anderem Ansprüche und Sperrigkeiten im Verhältnis zum Marxismus im Denken der alternativen Bewegungen. Zum anderen verdienen Versuche Beachtung, marxistisches Denken neuen gesellschaftlichen Entwicklungsproblemen auszusetzen. *Su Shaozhi* und *Lucien Sève*, der eine stellvertretender Leiter des Instituts für Marxismus-Leninismus-Mao Tsetung-Ideen der chinesischen Akademie der Wissenschaften, der andere Leiter des Instituts für Marxistische Forschungen der französischen KP, sprechen von den Unzuläng-

lichkeiten fixer Lehrgebäude: neue Probleme sind nicht in alten Denkbahnen zu fassen, sondern verlangen neue wissenschaftliche Bearbeitungen, mithin eine ständige Entwicklung des Marxismus.

Die Welt verändern — was aber ist, wenn das Ändern die Lebensbedingungen verschlechtert? Muß nicht die Art und Weise des Ändern selbst geändert werden? Und müssen nicht die Subjekte selbst sich verändern? Nicht nur, wie sozialistische Politik zu machen, sondern darüber hinaus, wie sozialistisch zu leben ist — bewegt *Volker Braun*. In Heft 128 (4, 1981) veröffentlichten wir erste »Geschichten von Hinze und Kunze«. Das Erscheinen des Buches »Berichte von Hinze und Kunze« nehmen wir zum Anlaß, durch weitere Kostproben Lust aufs Ganze zu machen. T.S./W.v.T.

### Verlagsmitteilungen

*Projektgruppe Automation und Qualifikation: Zerreißproben — Automation im Arbeiterleben (AS 79)*

Die Arbeiterklasse ist zunächst eine Abstraktion. Empirisch bilden die Arbeitenden nicht dies einheitliche Subjekt, wie es die theoretische Kategorie unterstellt. Eine Enttäuschung, die manche zum Abschied vom Proletariat gebracht hat. Wie können wir an der Bedeutung der Arbeiterklasse für das sozialistische Projekt festhalten? Die Projektgruppe Automation und Qualifikation hat im Teil 4 ihrer Empirischen Untersuchungen, »Zerreißproben — Automation im Arbeiterleben« (AS 79), Trennungen, Gegensätze, Zersplitterungen unter den Arbeitenden untersucht, wie sie in ihrem Umgang mit der Automatisierung sichtbar werden. Sie schlägt als neues Konzept das der *Arbeitsbeziehungen* vor, um die Spaltungen in der Perspektive einer kollektiven Handlungsfähigkeit untersuchen zu können. In arbeitsbiografischen Interviews greift die Projektgruppe das Interesse am Alltag der Vielen auf und interessiert sich für die Brüche im Arbeitsleben, für neue Spannungen zwischen Privat- und Arbeitsleben von Programmierern, Sachbearbeitern, Maschinenbedienern, Einrichtern, Setzern und -innen, Reparateteuren und Meßwartarbeitern. Indem sie ans Licht hebt, welche Produktionstaten die Arbeitenden vollbringen, wie sie energisch und erfindungsreich mit dem Problem Automation umgehen und zugleich sich behindern bei weitertreibenden, kollektiven Lösungen, zeigt sie Möglichkeiten und Aufgaben einer alternativen Automatisierungspolitik. Der Band liefert Beispiele, wie man sich für das Denken, Fühlen und Handeln der Einzelnen interessieren und dennoch an radikaler Gesellschaftstheorie festhalten kann.

*Arbeit, Frauen, Gesundheit. Jahrbuch für Kritische Medizin, Band 9 (AS 107)*

Noch immer wird von der Medizin die Bedeutung der Arbeit für Krankheit und Gesundheit nur am Rande wahrgenommen — bei Unfällen und einigen sogenannten Berufskrankheiten. Arbeit als Voraussetzung und Bedingung menschlichen Lebens und seiner »gesunden« und »kranken« Reaktionen ist seit Bestehen der Medizin-Reihe Gegenstand dieser Bände und in diesem Jahr Schwerpunkt des Jahrbuchs für Kritische Medizin. Beispielsweise unterzieht Bartholomeyczik die Erhebungsinstrumente sozialmedizinischer Wissenschaft der Kritik, da sie die besondere Lebenslage der arbeitenden Frau unberücksichtigt lassen und daher nur unzureichende Ergebnisse erlauben. Ellinger und Karmaus untersuchen das Entstehen rheumatischer Erkrankungen bei Frauen in Text- und Datenverarbeitung und in Sachbearbeitertätigkeiten und berichten u.a. von dem Ergebnis, daß Autonomie in der Arbeit bzw. Veränderungsmöglichkeiten der eigenen Situation offensichtlich protektive Wirkung haben. Weitere Streitpunkte: die Krankenpflege, deren Arbeitsbedingungen und das Bewußtsein der Schwestern; Depressionen bei Frauen, eine Diskussion, die bereits im Sonderband »Alternative Medizin« (AS 77) begonnen worden war. Zwei Aufsätze geben Informationen zur Militarisierung des Gesundheits-

wesens und zur Triage in der Katastrophenmedizin (Triage = Sichtung der Leicht- und Schwerverletzten mit dem Ziel, die Ersten wieder kriegsverwendungsfähig zu machen und die Letzteren das medizinische Personal nicht blockieren zu lassen). Aufgenommen wird die Diskussion um die Perspektiven der Gesundheitsbewegung aus dem Jahrbuch Band 8 (AS 86) und in einer Kontroverse die Frage, ob Anstalten für Behinderte ein Ort zum Leben sein oder werden können (vgl. Jahrbuch Band 7, AS 73, und das Forum Kritische Psychologie 11, AS 93).

#### *Forum Kritische Psychologie 13 (AS 106)*

Klaus Holzkamp untersucht die Frage, warum im Gegensatz zu anderen Psychologien ausschließlich die Freudsche Psychoanalyse massenhaft Resonanz gefunden hat und in vielen nicht-psychologischen Disziplinen als »die« Psychologie schlechthin gilt. Auf dieser Basis diskutiert er, welchen methodischen und inhaltlichen Anforderungen sich eine marxistisch fundierte Psychologie stellen muß, die eine wirksame Alternative zur Psychoanalyse sein will. Ute Holzkamp-Osterkamp unternimmt den Versuch, die wichtigsten kritischen Einwendungen der sozialistischen Feministinnen gegen einen männlich dominierten Marxismus zu rekonstruieren und die Berechtigung dieser Kritik zu überprüfen. Weitere Themen sind u.a. die Entwicklung der Kritischen Psychologie in den Niederlanden sowie der Erkenntnisnutzen der Kritischen Psychologie für die Faschismusanalyse und für die Sportwissenschaft.

#### **Treffpunkt Argument-Laden**

In mancher Hinsicht ist es an der Universität in Hamburg wie vermutlich an den meisten anderen Universitäten auch. In den Seminaren passiert nicht eben viel, da muß das meiste nachgetragen werden im Anschluß; jedenfalls will man diskutieren danach. Was tun? Die Uni ist überfüllt, die Räume sind unfreundlich, also geht es in die nächste Kneipe, ins nächste Café. Davon gibt es, gemessen an der Zahl der Studenten, verschwindend wenig. Das meistbesuchte ist in Händen der Bhagwan-Sekte. Dort ist es immer überfüllt — an Diskussion nicht zu denken, so geht man bald resigniert auseinander. Zu Hause angekommen, können wir ja z.B. noch *Das Argument* lesen als Ersatz für die fehlende Diskussion mit den anderen. Hier machen wir sogleich die bekannte schreckliche Erfahrung: Für einsame Stunden taugt bestenfalls ein *Krimi* — Spannung und Entspannung. Im *Argument* gibt es Themen, deren Bedeutung nicht unmittelbar einsichtig ist, man müßte darüber *diskutieren*, statt sich selbst oder die Zeitschrift zu verurteilen. Es gibt Inhalte, die aufregend sind und deren Konsequenzen nicht gleich überschaubar sind — man müßte sich darüber *mit anderen auseinandersetzen*. Es gibt Aufforderungen, die nach Umsetzung verlangen. Man müßte sich *zusammentun* und die nächsten Schritte überlegen. Es gibt Streitpunkte, mit wem könnte man *streiten*? Mit wem *gemeinsam Kritik* überlegen? Wer schreitet mit zur *Verbesserung*? Es gibt Aufforderung zur Mitarbeit. Wo könnten wir uns verständigen, wie wir *eingreifen* können?

*Das Argument* braucht einen Diskussionsort, einen Treffpunkt, an dem gestritten, gelernt, erneuert, kritisiert werden kann. Wir brauchen diesen Ort, damit das *Argument* nicht wie »ein Buch mehr« in unseren Regalen steht. Auch um das *Argument* überhaupt kennenzulernen, braucht es Gruppen, Kollektive.

Wir — das sind Frauen aus der autonomen Frauenredaktion des *Argument*. Frauen aus dem Sozialistischen Frauenbund und Frauen und Männer um die Volksuni Hamburg — wollen jetzt aufhören, uns über die Zustände nur zu beklagen, und zu Taten schreiten. Am 1. Januar 1984 eröffnen wir in der Nähe der Uni (Rappstr. 2) einen Laden. Er ist nicht groß (56 qm), aber er hat Perspektive. Vor seinem Fenster stehen einige der wenigen Bäurine Hamburgs, liegt ein kleiner Platz, gibt es Bänke, einen Springbrun-

nen. Mit allen Nebenkosten wird er ca. 700 DM im Monat kosten, wenn wir alle Arbeit umsonst machen. Wir glauben nicht, daß diese Summe über den Verkauf von *Argumenten* (und Kaffee) sofort und sicher einlösbar ist. Vorläufig sind wir darauf angewiesen, daß es genügend Menschen gibt, die diese Idee so gut finden, daß sie ihre Verwirklichung mit garantieren wollen. Das Beste wären Daueraufträge in jeder Höhe — auch 5 DM im Monat sind ein Betrag, mit dem wir die Sache vorantreiben können, wenn wir sicher damit rechnen können. — Natürlich müssen wir eingangs renovieren, Regale kaufen, Schreibtisch und Ausschank. Auch einmalige Spenden sind uns daher von großem Nutzen. Sollten mehr Spenden eingehen, als wir benötigen, werden wir die nächste Ladeninitiative in der nächsten Stadt unterstützen.

Und das haben wir vor: Der Laden soll täglich geöffnet sein für Diskussionsgruppen. Es soll Veranstaltungen geben zu allen Neuerscheinungen mit den Autoren/Autorinnen. Es soll auch Treffen zu wichtigen tagespolitischen Ereignissen sowie zu eigener Forschungsplanung geben. Das gesamte Argument-Programm wird bei uns gelesen werden können, bevor man sich zum Kauf entschließt. Da wir überwiegend Frauen sind, wollen wir zusätzlich die internationalen feministischen Theoriezeitschriften im Leseraum auslegen, die ansonsten in der Bundesrepublik praktisch nicht erhältlich sind. Helft uns, dieses Ladenprojekt als einen ersten Versuch zu verwirklichen, im Orwell-Jahr nicht zu resignieren, sondern uns zu verbinden!

Aus praktisch nützlichen Gründen (steuerlich absetzbare Spenden, Gewerbeschein, Beantragung einer ABM-Stelle) werden wir einen gemeinnützigen Verein gründen. Um allen, die sich an unserem neuen Projekt beteiligen, Einsicht in unsere Aktivitäten zu geben, werden wir ein »Laden-Info« herausgeben, das über Veranstaltungen, neue *Argument*-Veröffentlichungen, finanzielle Lage etc. berichten soll.

Konto:

Erika Niehoff

Sonderkonto A

Postscheckamt Hamburg 4947 31-205

Kontaktadresse

Erika Niehoff

Kleiner Schäferkamp 58

2000 Hamburg 6



## Arbeit, Frauen, Gesundheit

Arbeitsbedingungen, die krankmachen  
Krankenschwestern: Bewußtsein und  
Arbeitsbedingungen; Perspektiven der  
Gesundheitsbewegung; Fragwürdigkeit/  
Bedeutung von Anstalten

Jahrbuch für Kritische Medizin 9, 1983  
17,60/f.Stud.14,60 DM (Abo: 14,60/12,60)



## Zerreißproben

Automation im Arbeiterleben

Empirische Untersuchungen, Teil 4:  
Arbeit und Privatleben, Arbeits-  
beziehungen, Geschlechterverhältnisse

Argument-Sonderband AS 79, 1983  
17,60/f.Stud.14,60 DM (Abo: 14,60/12,60)

Helmut Ridder

## Wer darf des Grales Hüter sein?

Es ist eine alte, immer wieder in alter Weise, d.h. die ebenso alte Antwort schon vorwegdiktierend, diesmal von Manfred Buhr<sup>1</sup> gestellte Frage. — Na, wer schon? »Wir« natürlich nur, und wem wir mit Brief und Siegel attestiert haben, daß er unser Genosse ist im »Kampf um die Einheit und Geschlossenheit unserer wissenschaftlichen Weltanschauung.« »Wir«, die wir — Konrad Adenauer und dem ihn und seine machtbegabten Mitstreiter diesseits und jenseits des Atlantiks zu langfristig wirksamer Tat beflügelnden Weltgeist sei's ewig gedankt! — unverdient (wenn auch nur scheinbar, weil aufgeschoben noch längst nicht aufgehoben ist), von der Mühsal einer realen Generationenarbeit an der Sanierung einer demoralisierten Arbeiterklasse dispensiert und die Fähnrisse der Revolution mit dem Zeitraffer hinter uns bringend, nie um ein Plätzchen in einer bescheidenen Nische kämpfen mußten, uns vielmehr und alsogleich etabliert wiederfanden (was nicht gerade zur Immunisierung gegen die mit einer Hofhaltung verbundenen monopolistischen Versuchlichkeiten beitragen konnte). Als »eine durchaus komfortable Position« hat in dieser Zeitschrift bereits Erich Wulff<sup>2</sup> diesen Befund und das daraus u.a. und vor allem folgende Ergebnis der Einrichtung eines Lehramts bezeichnet, das, da unfehlbar, auch verbindlich und unanfechtbar darüber entscheidet, was schon oder noch unverzichtbare »Grundsätze des Marxismus« sind und wer sich schon oder noch als »Marxist« bezeichnen darf.

Wenn Wulffs Einschätzung hier wiederholt wird, dann ganz gewiß wie bei ihm ohne jeden Anflug von Neid. Und ebenso sicher ohne selbstzweckhaften Spott. Eher schon in der Sorge, die sich hier mit grandiosem Gestus verlautbarend Kommandantur könne gegenüber den kommenden Dingen ungerüstet sein, ja sich noch nicht einmal Gedanken darüber gemacht haben, daß »flexible response«, so verderblich auch immer als militärstrategisches Konzept, unter bestimmten Voraussetzungen ein zwingendes politisches Verhaltensgebot sein kann. Sie verfährt nach der Maxime: Einigeln, verbunkern und wild und wahllos und im vollen Winkel von 360 Grad rundum knüppeln! Viel Feind, viel Ehr! Und wen es auch trifft: »Viel Feind« ist ja in Wahrheit nur ein Feind, *der* Feind, eben »die bürgerliche Ideologie der Gegenwart«. Wobei denn auch die »Gegenwart« zweckdienlich eine ziemlich großzügige Größe ist: von Treitschke, dem Proto-Ordinarius der im gestohlenen Reichsflitter ihrem imperialistischen Triumph entgegenschreitenden Großbourgeoisie, dessen hohles Pathos staatstragend durch überfüllte Berliner Hörsäle donnerte, just bis zu W.F. Haug anno 1982 — in den Augen Buhrs ein ideologisches Sumpfhuhn, ein »elitäres« sogar, obwohl es in den akademischen Gefilden des Westens verdammt kurz gehalten wird — alles umfassend, was der mit dem Etikett »bürgerliche Ideologie« versehene, weitaus größere der beiden Zettelkästen dem zwar »wahllos«, aber kraft höherer Fügung doch auch mit feinem Gespür für »zum Exempel« Geeignetes erfolgenden Zugriff des Meisters, einem labeling approach im buchstäblichsten Sinne, entbirgt. Was für ein bornierter und klei-

ner Wicht da vergleichsweise doch Lenin gewesen sein muß, erhellt aus der Feststellung, daß dieser nur »für den Revisionismus seiner Zeit« pseudomarxistische Tarnversuche »konstatieren konnte«, anstatt die marxistische Mimese als symptomatisch »für die gesamte Marx-Beschäftigung der bürgerlichen Ideologie bis auf den [jedenfalls damals] heutigen Tag« zu erkennen, wie der Meister es vermag, der die Entlarvung freilich auch nur mit dem Vorbehalt »mutatis mutandis« daherplaudert. Das ist ein ablativus absolutus; und ablativi absoluti haben so unendlich viel in sich, daß man's weislich drin läßt.

Mit dem Inhalt dieser black box herauszurücken, kann sich auch kein Autor zumuten, der die »bürgerliche Ideologie« unter Mißachtung elementarer Anforderungen an eine wissenschaftliche Argumentation wegzuschimpfen versucht und infolgedessen auf 9 Druckseiten ein Konvolut von Inkonsistenzen auftürmt. Ist es hier (656) »die gesamte Marx-Beschäftigung der bürgerlichen Ideologie«, die bezichtigt wird, »sich der Kleider von Marx« zu bemächtigen, so war's 2 Seiten vorher (654) noch und nur die »spätbürgerliche«, die etwas später (657) — erstaunlicherweise — (per Zitat Gedö) mit »den 40er Jahren unseres Jahrhunderts« eingesetzt haben soll. Doch der Zitierte handelt, wie Buhr auch ganz richtig sagt, gar nicht vom Kleiderraub der bürgerlichen Ideologen (weswegen er auch dem Lapsus entgeht, den Herrensakko des 20. Jahrhunderts altväterlich als »Rock« zu bezeichnen, 656) und nicht von einer »marxistischen« Ausstaffierung »der imperialistischen Ideologie«, sondern von der inhaltlichen Einbeziehung von Marxismus-Elementen in dieselbe; das sind doch wohl — mit Verlaub — begrifflich zwei auseinanderzuhaltende Phänomene. Und der ebenfalls als Kronzeuge aus »den vierziger Jahren« angerufene Wilhelm Röpke, einer der elegantesten und routiniertesten neoliberalen Hohlschwätzer, hätte es weit von sich gewiesen, sich auch nur eines Spazierstocks von Karl Marx zu bedienen. Freizügig, wie er auf der einen Seite umstandslos die »imperialistische Ideologie« synonym mit der »bürgerlichen Ideologie« verwendet, substituiert Buhr, wie's gerade kommt, auf der anderen Seite den »Marxismus« (oder »Marxismus-Leninismus«) — wenn ich nicht irre, ist das eine Theorie oder ein theoretisches System oder Gefüge, meinerwegen und unter Zurückstellung von Bedenken auch eine »wissenschaftliche Weltanschauung« (661), wobei »wissenschaftlich« zu unterstreichen wäre — durch den »Sozialismus« — den es, auch als einen »wissenschaftlichen«, auch auf ganz anderen als marxistischen Grundlagen gibt — oder gleich gar den »realen Sozialismus« — bei dem es sich offensichtlich um eine nach sozialistischen Konzepten realisierte soziale Ordnung handelt. Es ist ein Jammer, wie hier ein immerwährend aktuelles, großes und wahrlich praktisch bedeutsames Thema »auf der Grundlage der marxistisch-leninistischen Parteilichkeit in ihrer ganzen historischen Dimension« (661) so liederlich traktiert wird, daß der Nachvollziehbarkeit voraussetzende Bau von Diskussionsbrücken nicht erfolgen kann.

Es muß wohl Absicht sein; man merkt die Absicht, und man wird verstimmt. »Die imperialistische Ideologie«, über deren Bereichsumfang das Lehramt entscheidet, und »der Marxismus-Leninismus« sind »zwei geschiedene und gegensätzliche Welten« (657) mit unkommensurablen Apperzeptionsbasen



und von Grund auf unterschiedlichen Denkgesetzlichkeiten, zwischen denen es auch qua Wissenschaft nichts zu verhandeln gibt. Sie können, einander unanfechtbar verurteilend, nur aneinander vorbei reden; warum sollte dem »Marxismus-Leninismus« nicht recht und billig sein, was sein in die historische Defensive geratener Gegner für sich in Anspruch nimmt und praktiziert?

Mit einem weniger von den Bildungsklassikern zehrenden, aber nicht minder erregten Wortschwall wurde diese wissenschaftsverleugnende Zwei-Reiche-Lehre übrigens von vielen jugendlichen Trägern der bundesdeutschen »Studentenrevolte« vertreten. Die besserungsunfähigen Teile ihrer Nachfahren bezeichnen sich, aus der Not der Denkfaulheit gern eine die Emotionsgeladenheit legitimierende Tugend machend, häufig als »undogmatisch« — ein Prädikat, das auch die hierzulande erfolgreich von der Zuchtrute Buhrs Erreichten nachweislich — darauf ist unten noch einzugehen — für sich in Anspruch nehmen. »Dogmatisch« sind mithin alle, die das Gespräch nicht explizit verweigern oder implizit unmöglich machen, also da mit von der Partie sind, wo Buhr »die gegenwärtige bürgerliche Ideologie insgesamt« den Punkt auf das I ihrer Perfidie setzen sieht, da nämlich, wo sie »eine möglichst ideologiefreie Diskussion der modernen Wissenschaftsentwicklung ... gegen den Marxismus-Leninismus ... entwickelt« (660 zu Punkt 7e). Es kann wohl keine Frage sein, daß diese Diskussion sinnvollerweise *mit* dem »Marxismus-Leninismus« stattzufinden hätte. Und auch Buhr entrutscht hier die Parenthese »und wenn es gelingt: mit einzelnen Marxisten«. Daß selbige auch laut Buhr dann also doch Marxisten sein können, wird nur den überraschen, der bis jetzt noch nicht wahrgenommen hat, daß Buhrs Text in seinem wesentlichen Inhalt eine Versprachlichung von Widersprüchlichkeit an sich ist (oder sollte ein schludriger Setzer es an dieser Stelle verabsäumt haben, die Marxisten mit Gänsefüßchen zu zieren?). Der von Buhr und seinen engeren Freunden verdammte Antikommunismus, der von der anderen Seite her das Gespräch verweigert (und nicht nur das!), ist und bleibt die Grundtorheit unseres Jahrhunderts. Das hat freilich wohl nur ein »Bürgerlicher« wie Thomas Mann so formulieren und damit zu der einzig möglichen Abhilfe stimulieren können, die in der Überwindung der Torheit durch Aufklärung besteht. Buhr und seine engeren Freunde hingegen hätten wohl von einem Grund*verbrechen* gesprochen und damit die Schotten schon damals so dicht gemacht, wie sie es leider heute tun — hoffentlich vergeblich!

Nun ist es an der Zeit, den blödsinnigen, aber durch den Anlaß zu dieser Intervention provozierten Titel derselben über Bord zu werfen. Dem Marxismus, also der Wissenschaft zugewandt, kann keine Themafrage lauten: Wer darf des Grales Hüter sein? Darf wer des Grales Hüter sein? Die sofort anfallende Antwort lautet selbstverständlich: Nein! Wissenschaftliche Gralshüter sind Grabesritter der Wissenschaft; und sie überantworten sich auch selbst dem Nichts, wie die schon von vornherein ziemlich morbide Runde, die da bei dem kranken Herrn Amfortas ausgeharrt hatte. Marxistische Wissenschaft, Wissenschaft aus dem Konzept der Einheit von in historischer Dimension ständig zu aktualisierender Theorie und Praxis, hebelt sich, mit dem Problembereich »Marx und die Folgen« befaßt, selbst als Wissenschaft aus, wenn sie die Ge-

schichte auf den Kopf stellt und Marx der verruchten »Ökumene« der bürgerlichen Wissenschaft, die Marx hervorgebracht und von der er sich niemals verabschiedet hat, dadurch zu entreißen versucht, daß sie ihn mit den ihr im jeweiligen Entwicklungsstand eigenen Kriterien mißt und so zur Folge der von ihr akzeptierten Folgen macht. Daß Marx kein Marxist gewesen, wird ihm dabei, als umständehalber schwer vermeidlich, letztlich nur nachgesehen, liebevoll, gewiß, und verständnisinnig. Dafür aber muß er zahlen mit totaler Okkupation durch eben diesen unwissenschaftlich werdenden Marxismus, der jeden Zugriff von anderer Seite auf das Heiligtum zum Sakrileg macht. Als Sakrileg wird infolgedessen gleichermaßen geächtet und für undiskutabel erklärt, was aus solchem unbefugten Zugriff erwächst, seien es die Sottisen der schnoddrigen marxologisch-»populärwissenschaftlichen« *demi monde*, mit denen die westliche Journaille dem antimarxistischen Geifern Vorschub leistet, seien es die Ergebnisse autonomen Umgangs mit den kanonisierten Schriften, während gleichzeitig der »souverän« an diesen vorbeiforschenden Wissenschaft — mit vollem Recht — ihre unverzeihlichen Defizite vorgehalten werden.

Die Frage, wie man sich auf dieser Inselfestung eigentlich den Eintritt in ein KSZE-Europa vorstellt, zu dessen Essentialien eine weitgehende Institutionalisierung der Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen gehören wird, mag zurückgestellt werden dürfen, wenn es auch nie zu früh sein kann, sich mit dieser Perspektive vertraut zu machen — also die Notwendigkeit *dialogischer* Formen ideologischen Streitens zu erkennen und sich darauf einzustellen, daß mangels eines gesamteuropäischen Roten Oktobers die versteinerten Verhältnisse wiederum und immer noch durch das Vorsingen ihrer eigenen Melodie zum Tanzen zu bringen sind: Das war kein Verdikt über die Melodie, die Melodie nämlich der (abgebrochenen) Revolution, die selbst den feudalen Verhältnissen alles andere als deren Melodie vorgesungen hatte. Der Zutritt zum Chor aber ist nur kooperativ und nicht durch täppische, bloß taktische Bündnisofferten für die Unterschichten der Tagespolitik zu erreichen.

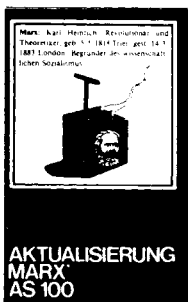
Die Frage mag zurückgestellt werden dürfen, weil nach den wahnwitzigen Nachrüstungsbeschlüssen der letzten Wochen vor uns zunächst einmal eine furchterregende Periode gefahrenträchtiger Paradoxien von allgemeiner West-Ost-Vereisung und »deutsch-deutscher« Erwärmung unter dem mitteleuropäischen Raketenhimmel liegt. »Wiedervereinigung« ist wieder mal in der Luft. Ganz dick. Natürlich nicht so zu verstehen wie nach den Vorstellungen der Simpel, die in den frühen Jahren der Bundesrepublik die westdeutsche Politik bestimmt haben. Ganz so schlimm wird es also nicht gleich kommen; das wissen die Betreiber schon selbst. Und sie gehen auch sicher nicht davon aus und dürften zur Zeit auch nicht einmal ein Interesse daran haben, daß die sozialistischen Errungenschaften der DDR gegen bare Kasse marktwirtschaftlich verkäuflich seien. Aber es gibt genügend andere anwärmungsempfängliche Zonen. Die »Verantwortungsgemeinschaft« (BRD-Sprache) der »Deutschen« (»deutsche« Sprache) als Zweckverband mit der Aufgabe der »Schadensbegrenzung« (DDR-Sprache) ist schließlich auch keine Herausforderung von Bagatelldimensionen. Wie gedenkt man, beispielsweise nur, bei intensivierten, offiziellisierten und kontrahierten Wissenschaftskontakten mit derart panischen

Verweigerungen bestehen zu können, wie sie in Buhrs fast noch druckfrischen Auslassungen manifest werden? Oder steht gar unter der Drohung des mitteleuropäischen Raketentodes als Preis für Druckentlastung Kollusion von zwei die Selektion handhabenden ideologischen Amtskirchen an im Hause der »deutschen« Wissenschaft?

Wie so etwas aussieht, exerzieren Buhrs engere Freunde hierzulande mit ihrer Selbstaufopferung vor. Sie haben das Signal verstanden, nach einem Sündenfall tätige Reue geübt und dem »revisionistischen Rückwärtsgang beim *Argument*« einen ganzen Abschnitt gewidmet, der die Tendenzen des »Produktionskerns« dieser Zeitschrift aufs Korn nimmt.<sup>3</sup> Nichts gegen die Ausbreitung inhaltsbezogener Einwände gegen das Objekt der Polemik (es ist AS 100: »Aktualisierung Marx'«) — denen ich mich teilweise sogar anschließen würde; aber darum geht es hier nicht —, aber kompromißlose und eindeutige Verwahrung gegen das Schlußdekret von wissenschaftlichen Zwei-Reiche-Fanatikern: »... sollte den Mut haben, sich auch als Nicht-Marxist zu bekennen« (356), lautet es und soll mit »Dogma« nichts zu tun haben (hierzulande artikuliert sich diese »undogmatische« Haltung sonst mit den drei Worten: »Geh doch rüber!«). Damit sind sie dann nach vollzogener Exkommunikation glücklich wieder unter sich, eingesperrt in den selbstgezimmernten Käfig redundanter Introvertiertheit, für den allein der »Antikommunismus« der anderen verantwortlich gemacht wird. Folgt, wie gewohnt, das generöse Angebot »bündnispolitischer Gemeinsamkeiten etwa im Kampf um Frieden, Demokratie und sozialen Fortschritt«; das Lächeln darüber wird wieder um einiges trauriger sein.

### Anmerkungen

- 1 Buhr, M., 1983: Die Lehre von Marx und die bürgerliche Ideologie der Gegenwart, in: DZPh 6/1983, 654-662; zusammengefaßt und auszugsweise dokumentiert von W.v. Treeck in: *Das Argument* 142, 869-871.
- 2 Wulff, E., 1983: Vordenken, Nachdenken, Hinterherdenken, in: *Das Argument* 142, 871-874.
- 3 Jung, H., u. W. Schwarz, 1983: Karl Marx ist Gegenwart — Bundesdeutsche Marxrezeptionen und Merkwürdigkeiten im 100. Todesjahr — Ein Überblick der Haupttendenzen, in: *Marx ist Gegenwart* (hrsg. v. IMSF), Frankfurt/M., 339-356 (352ff.).



### Aktualisierung Marx'

#### Kritische Neulektüre

Albers, Altvater, Volker Braun, Deppe, Erich Fried, Frigga Haug, W.F. Haug, Hirsch, Holzkamp, D. Sölle, Tjaden, F.O. Wolf u.a.

Argument-Sonderband AS 100, 1983  
17,60/f.Stud.14,60 DM (Abo: 14,60/12,60)

Pablo Gonzalez Casanova

## Aufforderung an die Europäer zur Solidarität mit Nicaragua

Was die Regierung der Vereinigten Staaten zuvor »covert operations«, verdeckte Eingriffe, genannt hat, sind jetzt offene Eingriffe, »overt operations«, obgleich nicht weniger illegal. Die USA sind dabei, ihr Recht auf Illegalität zu erzwingen; sie sind dabei, die internationale Rechtsordnung zu verwandeln. Mit der Invasion in Grenada und ähnlichen Akten, in denen die militärischen Apparate (und nicht nur die CIA) offen eingesetzt werden, ist die Regierung Reagan im Begriff, das »interamerikanische« Recht, mehrere internationale Abkommen und die Charta der Vereinten Nationen außer Kraft zu setzen. Bei der Lösung der Probleme der Karibik und Mittelamerikas vollzieht diese Regierung einen großen Rückschritt. Wenn es in anderen Momenten und Vorgehen darum zu gehen schien, die Kultur des »Cowboy« und des »Wilden Westen« aufzuzwingen, möchte man meinen, daß es in der Karibik und in Mittelamerika um die Auferstehung der Piratenkultur geht.

Die herrschenden Klassen und Gruppen vererben von Generation zu Generation eine Reihe von Rezepten und Hilfsmitteln zur Lösung von Problemen. Es gibt einen Prozeß der Akkumulation und Erneuerung konservativer Praxen. Im Falle der Karibik und Mittelamerikas stammt ein Teil dieser Praktiken von der Piraterie, die seit dem 17. Jahrhundert Jamaika besetzte, um aus dieser Insel eine Basis für Eingriffe an der atlantischen Küste und in den mittelamerikanischen Ländern zu machen. Erbin der Piraterie ist die Politik des »Big State« und der »Marines«, die seit Theodor Roosevelt durchgesetzt wird. Gegen eine entsprechende interventionistische und kriegerische Politik haben seit Jahrhunderten all die gekämpft, die eine internationale Rechtsordnung durchsetzen wollten, in der Kolonialismus und Neokolonialismus verschwinden: von den mittellosesten Eingeborenengruppen über die liberalen Regierungen des 19. Jahrhunderts und die Populisten des 20. Jahrhunderts bis zur sozialistischen Regierung Kubas, zur Volksregierung Nicaraguas und den Indios und Bauern El Salvadors und Guatemalas. Diesen Kräften ist es manchmal geglückt, ihr Recht auf Selbstbestimmung durchzusetzen. Ihr Kampf gegen imperialistische Interventionen hat jedoch einzig seit Kubas sozialistischer Selbstbehauptung Erfolg gehabt. In Kuba haben die militärische Intervention und die Destabilisierungspolitiken der USA versagt. Das internationale Recht auf Souveränität und Selbstbestimmung der Völker und gegen ausländische Intervention ist geschützt worden durch die Einheit von Bevölkerung und Regierung und die wirtschaftliche, ideologische, politische und militärische Kraft, die hatte aufgebaut werden können.

Die Invasion in Grenada, eines der kleinsten Länder der Welt, durch die Armee eines der größten Länder der Welt hätte sich nicht so einfach machen lassen ohne die inneren Spaltungen, welche die Destabilisierungspolitik der CIA und überhaupt der US-Regierung zum Tragen brachte. Dieser Erfolg der Politik von Reagan beinhaltet eine gefährliche Dynamik: Er kann eine Intervention gegen Nicaragua ermutigen und zum Vorläufer eines ausgedehnten Krieges werden, dessen Ausbreitungsmöglichkeiten unvorhersagbar sind. Denn: Könnte man heute der Karibik wieder das Gesetz der Piraten auferlegen? Könnten sie heute wieder ohne weiteres die »Marines« einfallen lassen, zuerst in Nicaragua und dann in Kuba? Könnten die Nordamerikaner heute die Menschen von Nicaragua massakrieren, wie sie in der Vergangenheit die Irokesen massakriert haben? Fände Nicaragua keinen Beistand? Würden alle andern die Hände in den Schoß legen, während die Nicaraguenser massakriert werden? Oder würde zuerst Nicaragua überfallen, dann Kuba und dann andere Länder, bis dann am Ende vielleicht der Dritte Weltkrieg entfesselt wäre?

Die Solidarität mit Nicaragua ist daher keine Frage der Großzügigkeit, sondern des

Überlebens. Wenn entgegen der Charta der Vereinten Nationen weiterhin das Gesetz der Piraten und der »Marines« aufgezwungen wird, wird es irgendwann, vielleicht zu spät, darum gehen, Halt zu sagen zum Gesetz des Stärkeren, zur Willkür und zum Hochmut des Kolosses. Damit es nicht so weit kommt, ist es nötig, heute die Regierung von Nicaragua und ihr wirtschaftliches, militärisches und politisches Selbstverteidigungsrecht zu stärken. Täuschen wir uns nicht: Die Regierung von Nicaragua repräsentiert das Volk von Nicaragua. Ihr zu helfen heißt daran mitzuwirken, die einzige Logik durchzusetzen, die den Weltfrieden bewahren kann: die der Selbstbestimmung der Völker, als praktische Wirklichkeit, als politische Klugheit, als gemeinsame Überzeugung, als Moral der Moderne, die uns heute verpflichtet, weit über rhetorische Formen hinauszugehen. (Aus dem Spanischen übersetzt von W.F. Haug.)

Dorothee Sölle

## Nicaragua

Pablo Neruda hat vor dem Putsch in Chile von einem »stillen Vietnam« gesprochen, »still«, weil ohne Napalm und Splitterbomben; damals genügte die wirtschaftliche Einkreisung, die Bestechung der Lastwagenfahrer mit US-Dollar, Schiffe vor der Küste und die CIA-Machenschaften im chilenischen Militär. Nicaragua wird immer mehr ein lautes Vietnam: Bomben explodieren, Söldner fallen ein, von der CIA bezahlt, durch Militärhilfe an Honduras bewaffnet, ausgebildet von US-Beratern und Strategen. Sie brandschatzen und sabotieren, verschleppen und morden, doch gilt dies alles noch als »covert action« im Schutz der nordamerikanischen Kriegsschiffe und der immer noch als »Manöver« getarnten Aufmärsche in Honduras. Ein Krieg ohne Kriegserklärung, zusammengehend mit der ökonomischen Blockade und der gutgesteuerten ideologischen Kriegführung. Die Weltöffentlichkeit muß irreführt und der Sandinismus diskreditiert werden. Die Hauptvorwürfe im ideologischen Krieg lauten: in Nicaragua gibt es keine freie Presse, keine demokratischen Wahlen, keine gewerkschaftlichen Freiheiten; Menschenrechtsverletzung und Kirchenverfolgung, Annäherung an Kuba und die UdSSR bei verbaler Betonung der Blockfreiheit. Seit Monaten spricht die deutsche Presse von der »mißlungenen« (*Stern*) oder »mißratenen« (*Zeit*) Revolution, die keines ihrer Versprechen gehalten habe.

Im August 1983 war ich in Nicaragua, zusammen mit Günter Wallraff und anderen. Nach der Reise versuchte ich, einen Bericht in eine der deutschen Zeitungen zu bringen; vergeblich. Meine Geschichte hatte einen unverzeihlichen Fehler: sie war zu glücklich. Wir hatten die genannten Vorwürfe überprüft: die Kirchenverfolgung bestand u.a. darin, daß für den Papstbesuch von der Regierung dieses äußerst armen Landes 4 Millionen Dollar ausgegeben wurden; die Amnestyliste mit 36 inhaftierten Gewerkschaftern wurde auf 4, die noch in U-Haft sind, reduziert; die Fehler und Menschenrechtsverletzungen gegenüber den Miskitoindianern sind von den Sandinisten zugegeben und korrigiert; die Wahlen werden vorbereitet, sie dem leseunkundigen Volk überzustülpen, schien der sandinistischen Führung nicht gerade demokratisch; daß Hähnchen und Seife knapp sind, was in der Presse als »schlimmer als es zur Zeit Somozas war« rangiert, obwohl die Produktion dieser Güter sich seit der Revolution verdoppelt hat, erklärt sich leicht: mehr campesinos brauchen Seife und können sich Hähnchen leisten! Ich habe die Pressezensur, die kurzfristige Schließung der Tageszeitung der Opposition, als unerheblich nicht erwähnt; eben darum rief mein Bericht Zensur hervor. Er sagte einfach: Sandino lebt!

Es steht auf Mauern und Plakatwänden, in Felsen geritzt und mit ungelenkten Buchstaben auf weiße Banner geschrieben. *Sandino vive* — ich sehe es: in den Kinderspeisesä-

len, die als erstes im Elendsviertel oder Flüchtlingslager fertiggestellt wurden, um die Unterernährung zu bekämpfen; in den Schulklassen der Erwachsenen, wo ergraute Miskitofrauen neben jungen Burschen, die bisher nur jagen und fischen gelernt haben, sitzen; ich sehe Sandino leben in den überfüllten Bussen, die die Leute zur Arbeit fahren. »Was bedeutet die Revolution für dich?« fragten wir eine junge Frau, Mutter von sechs Kindern, in einem Armenviertel am Stadtrand von Managua. »Meine Kinder werden etwas lernen«, sagt sie.

Sandino lebt — wie lange noch? Werden die Nordamerikaner ihn leben lassen, werden sie auf Verhandlungsvorschläge, auf angebotene »politische« Lösungen der Contradoragruppe eingehen? Werden sie Sandino umbringen? Ist es möglich, die Revolution zu töten? Mit dieser Angst bin ich nach Nicaragua gefahren — und wenn ich sie auch nicht losgeworden bin, so haben mir doch ein paar Menschen dort einen längeren historischen Atem eingehaucht. Einer davon ist der Innenminister Tomas Borge, der uns sagte: »Wieviele Leute braucht das salvadorianische Heer in seiner Konfrontation mit der Guerilla? 5.000 Befreiungskämpfer stehen 50.000 Regierungssoldaten gegenüber. Wenn wir einen Vergleich zu Nicaragua ziehen, so würden die Amerikaner 5 Millionen Menschen brauchen ... Wir haben hier die Bedingungen für einen Volkskrieg geschaffen. Wir würden den Yankeesoldaten das Leben unmöglich machen, und das für 24 Stunden am Tag, sie würden nicht einmal der Luft, die sie atmen, sicher sein. Vielleicht könnten sie uns aus den Städten vertreiben, ganz sicher nicht aus dem Land. Und wie lange könnten sie hierbleiben? Man darf die internationale Meinung nicht unterschätzen. Sie würden sich vielleicht sechs Monate hier halten, eine Regierung der Nationalgardisten einrichten, und die bliebe nicht länger als das Fruchteis, das vor den Schultoren verkauft wird.«

Als Borge Anfang Oktober in Westeuropa war, wurde er von den meisten Staatschefs empfangen; nicht so in der BRD. Der Versuch, die seit langem zugesagten 40 Millionen DM in langfristigen Krediten zu bekommen, scheiterte. Die deutsche Presse spricht von »politischer Isolation« Nicaraguas, während die Holländer ihre Hilfe um 50% erhöht haben, die Italiener sich für entwicklungspolitische Maßnahmen innerhalb der Europäischen Gemeinschaft stark machen und Frankreich die Kreditabsicherungen für Exporte nach Nicaragua um 30% gesteigert hat. Die absolute US-Hörigkeit Westdeutschlands ist die Ausnahme, nicht die Regel. Als Borge auf die Schließung der Zeitung *La Prensa* angesprochen wurde, zog er einen Paken Zeitungen hervor, die auf der ersten Seite, wie immer, wütende und verleumderische Angriffe auf die Regierung enthielten; Borge verteilte die neueste Ausgabe von *La Prensa*, der angeblieh verbotenen Zeitung.

Ähnlich wie Geißler die Pazifisten für Auschwitz verantwortlich machte, so erklären die bürgerlichen Medien jetzt vorsorglich das Opfer zum Schuldigen, das winzige Nicaragua zu einer Sicherheitsbedrohung und die Befreiung der Massen deswegen als mißlungen, weil der Lebensstandard der Wenigen heruntergegangen ist. Ob offene Invasion oder weitere Infiltration, es ist mit schlimmen Zeiten zu rechnen. Es ist relativ leicht, Sandino die Kehle zuzudrücken. Manchmal habe ich empfunden, daß, um wirklich hoffen zu können, man arm sein muß. »Die Armen sind die Lehrer« wie die Befreiungstheologie sagt. Das bedeutet, daß die Revolution sich nicht töten läßt, auch wenn die Hoffnung der Welt, die sich zur Zeit in Nicaragua aufhält, von der geballten wirtschaftlichen, militärischen und ideologischen Gewalt zerschlagen werden sollte. Der Kampf wird weitergehen. In der Hütte einer Landarbeiterin sah ich das Foto von Karl Marx neben einem Jesusbild. »Natürlich«, erklärte uns die Frau, den großen Kessel mit Kaffeebohnen umrührend, »sie sind beide für die Armen gekommen.« Diese Mischung ist unbesiegbar.

Mit einer Ausnahme allerdings. Im atomaren Holocaust wird auch die Revolution getötet. Deswegen ist unser Kampf hierzulande gegen seine Vorbereitung eins mit dem

Kampf der Armen. Es ist dieselbe Politik, die uns hier zum Töten abrichtet und die Armen zum Sterben an Hunger, Unbildung und anderen heilbaren Krankheiten. Es ist *ein* Frieden: der, den Millionen von Europäern in diesem Herbst auf den Volksversammlungen bezeugen, und der, den die Frauen in Nicaragua dem Papst, um ein Gebet für ihre Toten bittend, entgegengerufen haben. »Paz, paz«, schrien sie. Der Papst hatte nichts zu antworten außer »silencio«. Das hören wir auch von anderen Herren. Aber Gott ist kein Killer, wie ein Gefangener in Argentinien mit Blut auf die Zellenwand schrieb. Dios non matár.

### *Medikamente für Nicaragua*

In einem von der sozialmedizinischen Hilfsorganisation »medico international« übermittelten Hilfsaufruf des nicaraguanischen Gesundheitsministeriums heißt es, daß die von den USA unterstützten konterrevolutionären Banden zu einer systematischen Terrorisierung des Landes übergegangen sind, nachdem sie keinerlei politischen und militärischen Fortschritt erzielen konnten. »Medico international« ruft die Öffentlichkeit der BRD zur entschlossenen und uneingeschränkten Solidarität mit Nicaragua auf. Zur Finanzierung der medizinischen Nothilfe-Programme wird um Spenden auf das Konto 1800 bei der Stadtsparkasse in Frankfurt gebeten. Stichwort: Soforthilfe Nicaragua. medico international, Hanauer Landstraße 147, 6000 Frankfurt/M.

### *Vietnam-Kinderhilfe*

Magdalene Weinmann, Inge Kanitz, Ingrid Sperling und Dietlind Reinig-Merten bitten um Spenden. Sie sollen zur Unterstützung des Waisenhauses in Canthos/Vietnam verwandt werden. Wir schließen uns ihrer Bitte an. Mit wenig Geld kann viel geholfen werden. Vor allem bedarf es bestimmter Medikamente. Die Spenden sind steuerabzugsfähig. Überweisungen bitte an Kinderhilfe e.V., Allerstr. 33-34, 1000 Berlin 44, Postscheckkonto Berlin (West) 220064-104 (BLZ 100 100 10).

Volker Braun

## Neue Geschichten von Hinze und Kunze

### *Die geänderte Welt*

Kunzes Lieblingssatz ging: Ändere die Welt, sie braucht es. Aber es war nicht mehr zu übersehn, daß sie sich geändert hatte. Nicht unbedingt im Sinne des Erfinders, denn die Wälder starben, der Hunger nahm zu und die Luft behalm die Luft. Hinze war es zuviel. Dein Satz ist kurz, sagte er, mit langem Gesicht. Ist es nicht Zeit hinzuweisen, daß das Ändern zu ändern ist? Damit die Welt bleibt, nicht wie sie ist, sondern überhaupt. Ändere die Welt, wie sie es braucht. Es kann die Zeit kommen, dann reden wir noch anders.

### *Warum es zweckmäßig scheint, sich sofort zu rühren*

Kunze, der sich aus irgendeinem Grund für Hinze verantwortlich fühlte, warf ihm vor, sich zu oft öffentlich zu empören und, wie eine Flasche Selters, bei jeder Erschütterung aufzubrausen. Hinze brachte zu seiner Verteidigung folgende Tatsachen vor:

Ein angesehener Mann, der grundüberzeugt war von der Vortrefflichkeit der Gesellschaft, überlegte sich jedesmal lange, ob ihn die kleinen Mängel und Schwächen, die er sah, berechtigten zum Widerspruch. Die Überlegung führt ihn jedesmal dahin, dieser oder jener schlechten Sache wegen die Ordnung nicht in Frage zu stellen. Diese oder jene Sache war nicht schwerwiegend. Wenn schlimmere Dinge passierten, würde er sich schon bemerkbar machen. Aber als die schlimmeren Dinge an der Reihe waren, überlegte er, ob er gerade in der zugespitzten Lage seinen Unmut äußern durfte. Man war mittlerweile älter und vieles gewohnt, und obwohl es nicht an Anlässen fehlte, im Überlegen innezuhalten, waren sie doch nicht enorm genug, um gänzlich irre zu werden. Da er jedesmal geschwiegen hatte, war es nicht in Ordnung, sich jetzt querzustellen. Man hätte es, bei seinem Ansehen, nicht verstanden. Er verstand allerdings auch nicht mehr alles oder brauchte länger (und brauchte gerade länger, weil er fest überzeugt war), und einmal dachte er so lange und leise über eine Maßnahme nach, daß es auffiel und man ihn peinlich befragte. Nun hielt der ergraute Mann die Stunde für gekommen, sich zu rappeln, aber vor seinem Mund stand noch die Kruste so vieler sicherer Sätze, daß er nicht durchdringen konnte mit seiner andern Meinung. Man entschuldigte sich geradezu, ihm diese Meinung in den Mund gelegt zu haben, und entließ ihn lächelnd nachhause. Diese späte Erfahrung verstärkte eher den nachdenklichen Zug des Alten. Er war schließlich hilfällig und vom angestregten Überlegen mürbe, und nicht mehr in Funktion, die seinen Worten Gewicht gegeben hätte. Selbst wenn er jetzt, er hätte in die Luft geredet; er hatte sein Ansehen, das er nie aufs Spiel gesetzt hatte, unbegreiflicherweise verloren. Selber ein Nichts,

Aus dem neu erschienenen Bändchen der *edition suhrkamp* (NF 169): Volker Braun, Berichte von Hinze und Kunze (90 S., 8,- DM). Mit freundlicher Genehmigung des Autors. © Mitteldeutscher Verlag, Halle-Leipzig.



was war nun von der Ordnung zu halten? Er wußte es nicht mehr und hat es wohl nie erfahren, denn Taubheit stellte sich pünktlich ein nach der Stummheit. Es konnte seine Sorge nicht mehr sein: sie war es zu lange gewesen. Er mußte sich, falls er was sagte, sagen, daß er nie was gesagt hatte. Auf dem Sterbebette hörte man ihn aus dem zahnlosen Mund murmeln, aber was? es war bei aller Liebe nicht zu verstehen.

### *Alte Texte*

Kunze referierte in einem kleinen unbehaglichen Raum jahrelang über den Sozialismus, über den Fortschritt, über die Intensivierung, geht alle an. Die alten Texte also. Als der Fortschritt einmal eintrat, wagte Kunze nicht, ihm ins Gesicht zu blicken. Sah er aus, wie man es vorschrieb? Was sollte man zu ihm sagen, was war nun zu tun, wie mußte man sich vor ihm benehmen? Kunze fühlte sich überflüssig. Zum Glück blieb der Fortschritt nicht, er hatte Wichtigeres vor, oder spürte, daß er ungelegen kam. Kunze referierte weiter. Aber der Fortschritt erschien wieder, sprang unvermutet in den Reihen der Zuhörer auf und fiel Kunze in den Rücken, warf das Pult um, sah grinsend auf die entgeisterte Klasse. Kunze, Kunze sein Lehrer, erkannte den Burschen nicht, er rief die Polizei, bevor er den Unterricht fortsetzte.

Hinze, der in der hintersten Reihe alles beobachtet hatte, erzählte in der Pause folgende fernerliegende Kleinigkeit: als Rudi Dutschke, ein Führer der linken Jugend in den westlichen Metropolen, nach dem Attentat langsam wieder sprechen lernte, las er die letzte Feuerbach-These so: Die Philosophen haben die Welt nur verschieden interpretiert, es kommt darauf an, *sich* zu verändern.

### *Staatstheater*

Kunze begleitete einen Gast durch die Republik, um ihm einen guten Eindruck zu verschaffen. Er führte ihn aus den Hotels zu Kundgebungen, einstudierten herzlichen Begegnungen in erneuerten Gebäuden. Der teure Freund genoß die Arrangements, die er gern für die Wirklichkeit nahm. Er begegnete auch Hinze, plötzlich auf unverstellter Flur, welcher schwitzend/fluchend den Alltag bewältigte. Der Gast blickte mit weit geöffnetem ausländischem Auge auf die Erscheinung und verstand sie nicht. War unangenehm berührt von dem Naturalismus, der primitiven Direktheit der Szene und wendete sich weg, d.h. kehrte in die Vorstellung zurück. Er war gutes Theater gewohnt, *die nachahmende Darstellung einer einheitlichen Handlung*; man hatte Geschmack und Sinn fürs Höhere, der dem Volk überall abging.

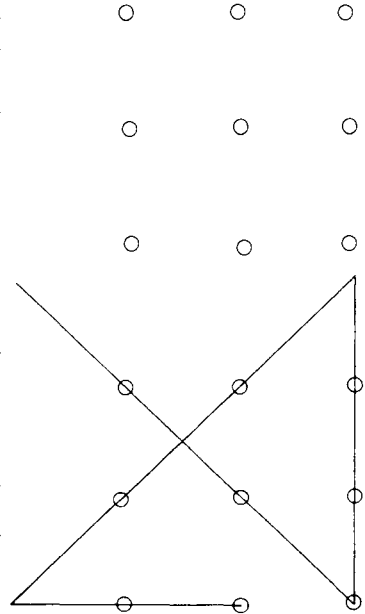
### *Realistische Sicht*

Kunze sah die Welt objektiv, d.h. wie sie war, aber natürlich von oben. Hinze, ohne Position und mehr auf der Straße, bevorzugte *im Zweifelsfall* den Blick von unten. Wie die Welt war, zweifelte er aber in jedem Fall.

*Der Wanderer* (nach: Watzlawick, Weakland und Fisch: »Lösungen«)

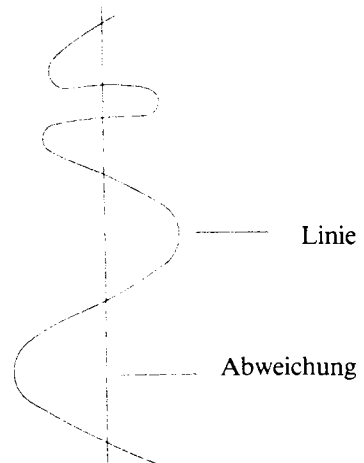
Die beiden rätselten in den dafür ins Leben gerufenen Gremien über die herangereiften Probleme. Sie bewegten sich dabei im Rahmen der Möglichkeiten, und getreu ihren Grundsätzen, und Punkt für Punkt ihre Überzeugung behauptend. Und sahen doch jetzt keinen Ausweg, die Karre schien festgefahren. Da kam ein Wanderer des Wegs und kratzte mit einem Ästlein neun Punkte in den Sand.

Verbindet sie, sagte er, durch vier zusammenhängende Geraden. — Kunze versuchte es, und Hinze, bis die Zeigefinger brannten; sie kamen nicht zurand. Das ist euer Problem, sagte der Wanderer. Es ist nicht zu lösen, wenn ihr innerhalb der festen Positionen denkt und das System nicht verläßt. — Und er setzte sich auf den Boden, und ruhig zog er die vier Linien:



*Linientreue* (Nach Plinius dem Älteren)

Da wir einmal Linien machen —: oft kreiste ihr Gespräch um die Abweichungen.



*Sittenstrolche*

Von welchen Interessen leiten wir unsere Sittlichkeit ab, wenn der Kampf gegen die Unterdrücker und Ausbeuter entschieden ist? Kunze antwortete wider Erwarten: Vom Kampf gegen die Unterdrücker, die wir selber sind. — Wie das? fragte Hinze. — Einige Glückliche, fuhr Kunze mürrisch fort, versuchten, statt überhaupt noch nach Interessen zu fragen, nun endlich eine allgemein verwendbare Moral auszufertigen, 10 sozialistische Gebote. Das war natürlich voreilig, so große Fehler brauchen Zeit. Es stellte sich heraus, daß wir mehr Unterdrückung zu fürchten haben als die eine, und viel mehr zu gewin-

nen als den einen Kampf. Sehn wir aus wie Leute, die auf der ganzen Linie gesiegt haben? Freilich, wenn wir nicht kämpften, wie sollten wir dann eine Sittlichkeit haben. Dann brauchten wir keine; zufriedne Sittenstrolche.

### *Die Lügen*

Hinze hängt an seine Maschine ein Schild: *Im Schweiß meines Angesichts esse ich mein Brot*. Kunze las es kopfschüttelnd und hieß ihn die Provokation entfernen. Ich sage die Wahrheit, erklärte Hinze. Die Losungen aber, die du gelten läßt, sagen alle: *Im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brot essen*. Das ist eine Lüge aus dem Altertum. Die Lügner sagen: Die Arbeit wird knapp. Die Lügner sagen: Die Produktion schafft Arbeit. Die Lügner sagen: Volle Arbeit für vollen Lohn. Und sie lassen produzieren auf Teufel komm raus, und er kommt heraus in die grüne Natur. Sollen die alten Lügen die neuen Losungen sein? — Am nächsten Tag fand Kunze an Hinzes Maschine das Schild: *Wollet Brot essen ohne zu schwitzen*.

### *Der Schrecken der Literatur*

Es fiel Kunze auf, daß die Leute, die man aufgeklärt hatte, neuerdings alles wußten; man konnte ihnen nichts mehr vormachen. Hinze z.B., der nachgerade den Eindruck machte, er wisse »zu viel«. Kunze hätte sich vielleicht darüber freuen dürfen, wenn das Wissen Hinze nicht gehindert hätte, mitunter etwas mehr zu tun. Der verschanzte sich hinter seinen sogenannten Erfahrungen, war vollauf beschäftigt, sie zu vergessen. Zumal eine bestimmte Art Literatur ihm immer neue furchtbare Mitteilungen überbrachte, älteste und modernste Schrecken, die Hinze von noch möglichen Handlungen abschreckten. Kunze wagte nicht zu sagen aber fühlte scharf, daß diese Literatur etwas Asoziales hatte, nicht weil sie zu viel aussprach, sondern weil ihr etwas fehlte. Sie beteiligte sich an aller Leute Leid, aber flippte aus aus aller Leute Arbeit, es zu enden. Sie war ärmer als das Leben und das wollte etwas heißen; das hieß: das Leben verdammen, ohne es zu lieben. Das gab keinen Sinn.

### *Vertrauensbeweis*

Viele sind, die kannst du vergessen, sagte Hinze oder Kunze. Wer über deine Fehler traurig ist, dem kannst du dich anvertraun.

Urs Jaeggi

## Identität und Verrat (Notizen)\*

DIE SCHWINGEN DER MEISTEN VÖGEL Es sieht so aus, als wäre er noch immer so, wie er einmal war. Was er einmal war. Es sieht so aus, als hätte er sich trotzdem geändert. Er ballt seine Faust, schüttelt den Kopf, öffnet die Hand und macht eine abwehrende Geste. Ich. Wir. Alles zieht in die gleiche Richtung. Es ist Ebbe in ihm, eine wegsaugende Bewegung. Er spürt den Sog.

Und das Gegenteil? Nur das tun, was wir für richtig halten. Das und nichts anderes. Ohne jede Durchbrechung. Ohne jeden zeitlichen Unterbruch: eine unmögliche Sache? Nur das tun, was er für richtig hält, das und sonst nichts?

Verrat — vielleicht ein zu drastischer Begriff — bleibt eine der intensivsten Erfahrungen. Verrat als Selbstverrat. Wir ahnen und wissen das früh. Der Freund, dem man, aufrichtig, ewige Freundschaft und Treue geschworen hat und dem man ein Geheimnis, sein liebstes Messer, die schönste Briefmarke oder sonst irgend etwas geschenkt hat und von ihm beschenkt wurde. Und den man, aus Neugier zum Beispiel, mit andern betrügt. Bis es zum Bruch kommt. Endgültig und ohne Chance, je wieder das alte Verhältnis herzustellen. Kindisch? Später wiederholt sich die Treulosigkeit immer wieder. Wir haben, entgegen dem Schein, ein helles Bewußtsein davon, wann wir eine Person oder eine Sache verraten. Dem Verräter werden dabei die Augen nicht ausgekratzt, wir lebten sonst unter Blinden. Aber wenn der politische Verrat ein beliebter Stoff für Kolportageliteratur ist; das Terrain des Verrats ist nicht die Märchenwelt der Agenten. Das Phänomen ist alltäglich, gewöhnlich, aber nicht so gewöhnlich, daß wir, uns ertappend, leicht darüber weghüpfen. Das schlechte Gewissen, die Verstimmtheit, auch aggressives Zurückweisen von Vorwürfen als Symptome: Ratlosigkeit. Hilflosigkeit. Jeder, der nicht einfach handelt, wie es gerade kommt, und jeder, der nicht einfach redet, wie es ihm gerade paßt, verrät sich. Immer wieder.

Der Satz »Aus ihm ist geworden, was er war«, ist genauso zweifelhaft wie der Satz »Wär' aus ihm das geworden, was er werden wollte.« Das Sichnicht-ändern, das Festhalten als Versteinerung und die Rutschpartie des Mitmachens als unlustiger Taumel. Wären Sinnesänderungen Schritte auf dem Weg zum Angestrebten, handelte es sich um Korrekturen, Kursveränderungen, weil man aus einer Sackgasse heraus will, so wäre dies: kein Verrat. Oder doch? Das Schwebende, Unentschiedene als elegantes Ausweichen. Er, jedenfalls, »lobte die, welche heiraten wollen und nicht heiraten, die, welche absegnen wollen und nicht absegnen, die, welche staatsmännisch tätig sein wollen und es unterlassen, die Kinder erziehen wollen und es nicht tun ...« (Diogenes Laertius)

Versuche, deine alten Argumente nicht einfach aufzugeben, sondern neu zu gruppieren. Meist kommt etwas Zittriges heraus. Zwar bleiben die Kernideen resistent. Zum Beispiel hältst du fest an der Aufklärung, die nicht nur mytho-

\* Die Notizen stammen aus einem Manuskript mit dem Arbeitstitel »Verrat Gesellschaft«, das im Herbst 1984 erscheinen wird.

logisches Denken zerstören will, sondern um Freiheit kämpft; aber das Einbringen des Neuen, deiner Skepsis und Enttäuschungen, ändern doch so viel, daß weder die Fassade noch das Innere so erhalten bleiben, wie es einmal war. Ungeschützt ist so ein Denken, riskant; es verliert sich leicht im Seriös-Unseriösen, im Manierierten. Spielt mit, aber nicht nur. Er ist auch beharrlich, hält den Zweifel an der eigenen Ideologie aufrecht, gibt nicht nach. Läßt sich nicht wegdrängen. Aufheben. Aufheben, meinst du! Sag es!

**BODY BUILDING** Mit Recht ist vermerkt worden, daß Margret Boveri vier Bände über den »Verrat im XX. Jahrhundert« geschrieben hat, ohne sich die Frage vorzulegen, worüber sie schreibt. Verrat in unserem Leben als Alltagsbegriff, »so umfassend, als habe er sein eigenes geheimes und so undurchsichtigmächtiges Reich auf einer Ebene errichtet, die sich nicht mit Völkern, Nationen, Verfassungen, Glaubensgemeinschaften deckt, aber doch alles zerstörend oder verwandelnd durchdringt.«

Heute, kaum bestreitbar, würden die als Helden oder Märtyrer gefeiert, welche man gestern als Verräter gehenkt hat. Und umgekehrt. Verrat bleibt bei uns, als sei er der dauernd sich wandelnde Schatten, der den stärker und schwächer werdenden, höher und tiefer steigenden Lichtern unserer Epoche zugehört. Alltäglich: in den Zeitungen, in den Gerichtssälen, in den behördlichen Maßnahmen, in der Sprache des Politikers. Doppelzüngigkeit, Zerrissenheit, Gespaltenheit, Zwielfichtigkeit: Verrat als »dirigierte Schizophrenie« (Klaus Fuchs), wobei diejenigen, die kollaborieren, auf der Seite der Ordnung zu stehen scheinen, und diejenigen, die Widerstand leisten, auf der Seite der Gerechtigkeit. Nur: Was erfassen wir mit zwei so emphatischen Großbegriffen, die, obwohl sie sich nicht ausschließen, in der gesellschaftlichen Praxis tatsächlich zwei Perspektiven immer wieder verkörpern: eingrenzen und ausgrenzen! Für den Kollaborateur mag dabei die Reduktion auf Ordnung und Gerechtigkeit einiges klären; für den Verräter, der eine viel luschere und trübere Figur ist, reicht eine so simple Verortung nicht. Aber auch hier helfen wir uns. Alles vereinfachen bringt's mundgerecht. Jedenfalls geht es: Alles vereinfachen. Es geht. Du glaubst, den Verräter schon physiognomisch festmachen zu können. Sein Mienenspiel, seine Gestik, der rasche Ausdruckswechsel, gewisse fahrigere Gesten und die unauffällige Kleidung; so prägte sich dein Bild, destilliert aus französischen Filmen aus der Nachkriegszeit. Und du glaubst, aus Biographien russischer Anarchisten, den künftigen Verräter zu erkennen in dem wendigen, agilen, handlungsmächtigen Typen, wie er auch in heutigen Protestbewegungen auftritt. Im unermüdlichen Agitator und militanten Propagandisten, dem du, schon während sein Denken und Handeln noch voll in der Sache aufgeht, zutraust: Er könnte mit der gleichen Verve auf der andern Seite stehen und der, es kommt vor, tatsächlich dort landen mag. Oder die Schlitzohrigen, denen man alles zutraut, weil sie sich selbst alles zutrauen. Immer die Nase vorn, im Allerneuesten, immer mit viel Phantasie auf unzertrampelten Pfaden, die alsbald verlassen werden, wenn viele folgen. Vereinfachungen, einfache Bilder. Weil man so nicht ist? Unsere Unschuld bleibt, angesichts dieser Profiverräter, intakt.

»IDEEN SIND SURROGATE DES KUMMERS« (Marcel Proust) Ideen sind Surrogate der Verzweiflung. Könnte man sagen: Ideen sind Produkte des Verrats oder Produkte, die probieren, ihn zu umgehen, ihm auszuweichen, ihm nicht zu verfallen?

Wer kann sich den Nicht-Verrat leisten?

Es liegt nahe zu sagen und es wird immer wieder gesagt: die Mächtigen. Sie können sich das Lügen, aber auch das Nicht-Lügen leisten, weil ihnen, wenn's darauf ankommt, Verrat und Lügen geläufig sind, und sie können sich, bis ins Materielle hinein, den Nicht-Verrat leisten. Nur haben die Mächtigen, und wir und sie wissen es, immer noch Mächtigere über sich; zumindest haben sie Angst vor der Möglichkeit. Den Nicht-Verrat leisten können sich, neben den Mächtigen, die wirklich Ohnmächtigen: sie haben nichts zu gewinnen und nichts zu verlieren.

Ein unzweideutiges Nein: Wer sagt es, außer auf einem Blatt Papier? Geht's nicht? Läßt es sich sowenig sagen wie ein unzweideutiges Ja? Krückenmenschen. Gummimenschen. Balancierere. Feuerschlucker. Allesschlucker. Alleswerfer. Der Zirkus lebt. Die Welt der Masken. Und diese sind notwendig, weil nicht immer jeder sagen will, was er denkt und wie er sich fühlt und was er jetzt tun möchte. Oder weil die Maske tatsächlich zu seinem Charakter geworden ist, und er gar nichts anderes mehr sein kann und will. Nehmen wir es ihm gegenüber positiv: Maskierung (Vermummung) als Schutz gegen das Erkenntwerden, wie sie von den Straßendemonstranten verwendet wird. Und vom Bankräuber. Maskierung des Transvestiten, der seinen geheimen Wünschen und Bedürfnissen folgen will und folgt. Maskenhaftes, um sich nicht bloßzustellen. Um sich nicht zu verraten. Masken, sagt ein Soziologe (Sennett), ermöglichen unverfängliche Geselligkeit, losgelöst von den ungleichen Lebensbedingungen und Gefühlslagen derer, die sie tragen. Weil es kaum mehr vorfabrizierte Masken gibt, müssen dabei diejenigen, die eine Maske anlegen, diese auf dem Weg über Versuch und Irrtum sich selber schaffen. Dem andern (trotz Verkleidung) spielerisch nahekommen, ohne ihm jederzeit und aufdringlich sein Innerstes ausbreiten zu wollen. Anonymität, wenigstens das wissen wir, ist nichts nur Negatives: ohne sie wären die Städte tot. Sie leben, leben auch deshalb, weil der Bewohner dauernd zwischen Maskierung und Demaskierung sich bewegen kann. Varianten der Ordnung: Straßenkehrer und Putzfrauen, Lehrer, Polizisten, Staatsanwälte und Richter; Varianten fürs Überleben und gegen die Angst: Ärzte, Therapeuten, Wahrsager und solche fürs Divertissement, für die Zerstreung: Schauspieler und Musiker, Gaukler und Poeten, Masken: Gesichter für Ehrliche, die so sein wollen wie sie sind oder sein möchten. Aber auch Hilfsmittel für Verräter.

**ENTTARNUNG** Etwas liegt offen da, einseitig, ohne Deckung und meint *Enttäuschung*. Etwas zeigt sich klarer als vorher, ohne daß dies resignativ sein muß.

Von Durkheim bis Talcott Parsons sind plausible Modelle entworfen und weitergebastelt worden; aber wissen wir, was das heißt: *wir*, unser *wir*, wodurch wird es konstituiert? Wir wissen es nicht, sagt Michel Serre; wir wissen

nicht, was zwischen uns hin und her geht, wir wissen nicht, was zwischen uns abläuft; wir verstehen nichts vom Kollektiv und doch wird ununterbrochen darüber geredet. Arbeiterklasse. Masse. Intelligenz und so weiter. Es gibt in der Theorie die Großentwürfe noch immer, auch wenn sie seltsam sperrig wirken, fast schon hilflos, mit Ausnahme jener Stellen, wo das Anliegen voll und klar durchschlägt. Um in der Soziologie zu bleiben: Habermas etwa spielt den großen Diskurs der Ratio noch einmal durch, indem er, über den Begriff der kommunikativen Rationalität, von fern und noch einmal in Beziehung setzt, was definitiv auseinandergefallen schien. Sein Versuch, das ebenso maßlose wie unabwendbare Projekt der Moderne nochmals auf die Möglichkeiten der Mündigkeit und Emanzipation hin abzuklopfen, ist dabei ebenso ambitioniert wie prekär. Aufspüren wie alles gekommen ist. Zug um Zug. In seiner nachzeichnenden, arrangierenden und doch innovativen Weise hat Habermas die Signatur der Moderne auf die für ihn entscheidenden Punkte gebracht. Mit der modernen Wissenschaft, mit dem positiven Recht und mit der autonom gewordenen Kunst, so die Grundannahme, haben sich drei Vernunftmomente herausgebildet: »Auch ohne Anleitung durch die Kritik der reinen und der praktischen Vernunft lernen die Söhne und Töchter der Moderne, wie sie kulturelle Überlieferung unter jeweils einem dieser Rationalitätsaspekte in Wahrheitsfragen, in Fragen der Gerechtigkeit oder des Geschmacks aufspalten und fortbilden.« Die Wissenschaften eliminieren die Weltbilder, die Großdeutungen; sie versuchen es. Die professionell angeleiteten Ethiken (kognitivistisch, sagt Habermas) scheiden die Probleme des guten Lebens aus und konzentrieren sich auf verallgemeinerungsfähige Aspekte, daß, eine unwahrscheinlich glückliche Formulierung, »vom Guten nur das Gerechte übrigbleibt«. Und die autonome, auf sich gestellte Kunst befreit sich von den Imperativen der Arbeit und des Nützlichen; sie stellt sich jenseits aller Konventionen und jenseits der tagtäglichen Wahrnehmung. — Große Klötze!

Diese übermächtigen Vereinseitigungen, welche nach Habermas die Signatur der Modernen ausmachen, sind auf alle Fälle jenseits einer befriedigenden und befreienden Ausdeutung für die darin Verfangenen Anlaß für ein Überprüfen ihrer verzweifelten Lage. »... *wütend*: Wiedererkennen! Was ist das Wiedererkennen? Ich bin mein Leben lang in der Sandwüste herumgezogen! Und da verlangst du, daß ich Unterschiede sehe ... Schau dir doch den Dreck an. Ich bin hier nie herausgekommen.« (Beckett)

Habermas, am Aufklärerischen festhaltend, will das miteinander Kommunizieren von Wissenschaft, Moral und Kunst nicht endgültig abschneiden. Sein Plädoyer, durch beharrliche Verfolgung der verschlungenen Pfade, die den Ethikbegriff wieder ausweitet so gut wie das Ästhetische: Er will als Testfall für die Kritische Theorie die opaken Gestalten des mythischen Denkens lichten und dabei u.a. die bizarren Äußerungen fremder Kulturen so aufklären, daß wir nicht nur die Lernprozesse begreifen, die »uns« von »ihnen« trennen. Vielmehr sollten wir uns auch innerwerden, was wir im Zuge unserer Lernprozesse *verlernt* haben. Was wir verlernt haben: vergessen und vernichtet. Es geht, für mich freilich, und das trennt vom Habermas'schen Ansatz, nur so: Nur keine Ausstrahlungen universalistischer Art! (Gottfried Benn)

BEI DEN KOMÖDIANTEN Die wichtigsten Fabeln sind geschrieben, schon lange, aber sie lassen sich variieren; in seinem »Endzeit und Zeitende«-Buch bringt Günther Anders eine sehr dicke und anschauliche Neufassung der Noahgeschichte. — Noah, auf sich allein gestellt, ist zutiefst empört über Gott, der ihn gewarnt und nach der Warnung im Stich gelassen hat. Noah, in dieser Version, findet, obwohl seine Geduld bewiesen ist, seine Füße geschwollen sind, seine Kehle wundgeschrien, seine Geschäfte verkommen und er seinem Erstgeborenen fremd wurde: Noah findet, obwohl er so Tag um Tag auf die Jagd gegangen ist, um Blinden die Augen zu öffnen und um den Tauben in ihre verstopften Ohren die Nachricht von der kommenden Sintflut hineinzuschreiben, keine Gehülfen. Er findet niemand, der ihm beim Bau der Arche helfen will. »Ich habe sie abgefangen wie ein Bettler, ich habe sie am Rock festgehalten wie ein Wegelagerer, ich bin ihnen nachgesprungen ... und ich habe ihre Wut nicht gescheut und für nichts geachtet den Ruf der Lächerlichkeit.« Aber Du, Göttlicherhabener, Du hast den Blinden gespielt, auch den Tauben, und jetzt warne ich Dich ... Jetzt gehe ich unter die Komödianten, unter die Gaukler. Sagt's und tut's: Kleidet sich in Sack und Asche, was außer nach dem Tode eines Nächsten zu tragen, damals in der dortigen Gesellschaft das schwerste Vergehen darstellte. Er, der Stolze und Reiche, setzt darauf, daß die geschminkte Wahrheit besser ankommt als die bescheidene Verschwiegenheit, die geschriene Wahrheit wahrhaftiger ist als die Wahrheit, die nicht ankommt. Und bekommt recht: Noah, verkleidet und schauspielernd, erregt endlich das erwünschte Aufsehen. Von seinen Mitbürgern wird er angesichts seiner Aufmachung vor die Frage gestellt: Wer ist Dir denn gestorben, und er sagt: »Viele«, und auf die unruhige Frage: Wann dieses Unglück denn geschehen sei, sagt er: »Morgen ist es geschehen ... Übermorgen wird die Flut etwas sein, was *gewesen* ist.«

Noah erreicht nicht viel, aber das Notwendigste. Und nicht nur die Arche wäre niemals gebaut worden, die *eine* klägliche Arche, die schließlich zustande kam anstelle der stolzen Flotte, die er einst erhofft und entworfen hatte; sondern, so der Verfasser, auch wir wären nicht da, wir, seine Ururenkel, und keiner von uns hätte je die Freude gehabt, die Schönheit der wiederergrünten Welt zu bewundern; und auch Gott würde nicht thronen über seinen Geschöpfen, sondern über verstümmtem Gelände, das ihn anöden würde in alle Ewigkeit — hätte nicht Noah den Mut aufgebracht, zu hadern, Komödie zu spielen, in Sack und Asche aufzutreten, die Zeit umzudrehen, die Tränen im voraus zu vergießen und den Totensegen zu sprechen für die noch Lebenden und die noch nicht Geborenen.

Niemand kann unseren Untergang, niemand kann die Selbstzerstörung aufhalten; niemand, nur wir selbst können es verhindern, daran Spaß zu finden, mit Ironie und Zynismus darüber wegzugehen. Es ist denkbar, nicht mehr wegzudiskutieren, aber es gibt Rede und Gegenrede.

Enzensbergers in den »Politischen Brosamen« salopp entwickelte These: Der Untergang, viel beschworen, sei nicht mehr das, was er einmal war. »Der Film, der in unseren Köpfen und noch viel hemmungsloser in unserem Unbewußten läuft, unterscheidet sich in vieler Hinsicht von den alten Träumen. In



ihren historischen Ausprägungen war die Apokalypse eine ehrwürdige, ja geheiligte Vorstellung. Die Katastrophe, mit der wir umgehen (oder vielmehr: die in uns umgeht) ist dagegen eine ganz und gar säkularisierte Erscheinung ... Unser siebenköpfiges Ungeheuer hört auf viele Namen: Polizeistaat, Paranoia, Bürokratie, Terror, Wirtschaftskrise, Rüstungswahn, Umweltvernichtung; die vier Reiter sehen aus wie Westernhelden und verkaufen Zigaretten, und die Posaunen, die den Weltuntergang ankündigen, dienen einem Werbespot als Begleitmusik.«

Smart und biegsam. Einer redet. Eine Taube gurr. Einer weiß halt einfach, wie es läuft, weiß es, definitiv, unerträglich definitiv. Entschärfung, indem er die »Vorstellung vom Weltuntergang« als negative Utopie kennzeichnet, als etwas, was nie eintritt, nicht eintreten wird. Rationalisierung: ihm ist kein schlüssiger Beweis dafür bekannt, daß ein derartiges Ereignis zu irgendeinem unzweifelhaft feststehenden Zeitpunkt stattfinden werde; Bagatellisierung, in die er die Apokalypse einkleidet, die in allen möglichen Gestalten und Verkleidungen auftritt; Verniedlichung: sie tritt uns entgegen »als wissenschaftliche Prognose, als kollektive Fiktion und als sektiererischer Weckruf, als Produkt der Unterhaltungsindustrie, als Aberglauben, als Trivialmythos, als Vexierbild, als Kick, als Jux, als Projektion«. Allgegenwärtig. Überall. Nirgends. Und weg ist sie. Aufgelöst.

Schön? — Schön wär's.

Jedenfalls hat Günther Anders gute Gründe für das, was bei ihm Apokalypse-Blindheit heißt. Die Gefahr ist universal. Es gibt, wie wir wissen, höchstens von Fall zu Fall privilegierte Regionen (in Europa ist ein auf der Südspitze Siziliens Lebender »sicherer« als ein Bewohner im Raume Frankfurt), aber das sind bescheidene Nuancen: »Die Möglichkeit unserer endgültigen Vernichtung ist, auch wenn diese niemals eintritt, die endgültige Vernichtung unserer Möglichkeiten.« Wir wissen das. Wir wissen, was wir tun, aber wir wissen bei diesem Tun nicht, was wir tun. Weil: Etwas verantworten können, bedeutet, zu den Handlungen zu stehen, deren Folgen man sich vorstellen kann. Wir sind, ich folge dem Autor, tatsächlich kleiner als wir selbst, weil unfähig, uns von dem von uns selbst Gemachten ein Bild zu machen. Wenn Utopisten das, was sie sich vorstellen, nicht herstellen können; wir können dasjenige, was wir herstellen, uns nicht vorstellen. Daß dabei die Phantasie präzise sein muß, nicht in der Stimmigkeit der Details, wie sie heute gegeben sind, sondern im Entwurf des Möglichen, des noch nicht Eingetretenen, das schon eingetreten ist; es sind keine Veränderungen denkbar, die mit dem heutigen Kriterium »mögliche Selbstauslöschung der Menschheit« in Wettbewerb treten könnten. Die Möglichkeit unserer endgültigen Vernichtung ist, auch wenn diese niemals eintritt, tatsächlich die endgültige Vernichtung unserer Möglichkeiten.

Ich stelle mich, den Spott in Kauf nehmend, auf alle Fälle lieber auf die Seite Noahs. Enzensbergers Plädoyer für »ein bißchen weniger Angst vor der eigenen Angst, ein bißchen mehr Aufmerksamkeit, Respekt und Bescheidenheit vor dem Unbekannten, dann werden wir weitersehen ...« geht zu weit, geht mir zu weit, viel zu weit, weil es zu wenig weit geht.

Enzensberger, das habe ich noch nicht erwähnt, wendet sich mit den »Politi-

schen Brosamen« gegen die Puristen, die im Pürree waten, das zum Himmel stinkt, und er setzt — sympathisch, sympathisch! — auf den Eigensinn, den er als eine Frage der Haltung kennzeichnet. Der Eigensinn, das zweifellos Notwendige, wird so betont, daß es natürlich keine Frage des Prinzips und des deutschen Konsequenzdenkens ist; er braucht keine Begründungen, bietet keine Rechtfertigung, erhebt nicht den geringsten missionarischen Anspruch, läßt sich von keiner Theorie »ableiten«, entzieht sich der politischen Kontrolle, dem logischen Kalkül und läßt sich nicht organisieren. »Sagt, was ihr wollt, denkt der Eigensinnige, ich weiß, was ich will, und ich behalte es für mich. Dann, beim Abschied, sagt er nur: 'Es ist nicht zu ändern'.«

Es ist nicht mehr zu ändern?

Der Haken, an dem das alles aufhängt, ist: »Die gute Sache, jede gute Sache wird falsch, sobald wir sie zu Ende denken.« Die Unbedingtheitsforderung! Die Konsequenzlogik: Wer das Pathos der Entschlossenheit suche, der irre, wenn er damit seine *eigene* Existenz ins Spiel zu bringen, sich selbst zu »verwirklichen« meine ...

Nichts schematischer, so Enzensberger, als der »Amoklauf der Unbeirrbareren.« Wer von Prinzipientreue spreche, der habe bereits vergessen, daß man nur Menschen verraten könne, nicht Ideen. Und so weiter. Viel Krudes, auch viel Einleuchtendes, im Richtigen und im Falschen. Wer sähe es zum Beispiel nicht auch so, daß die Dogmatiker aller Sparten und aller Länder viel Unheil angerichtet haben und anrichten. Aber, als Antwort, die Turnübungen mit Worten: »Je mürber die eigene Identität, desto dringender das Verlangen nach Eindeutigkeit. Je serviler die Abhängigkeit von der Mode, desto lauter der Ruf nach grundsätzlichen Überzeugungen. Je frenetischer die Spesenjägererei, desto heroischer das Ringen um Integrität. Je schicker das Ambiente, desto inniger der Hang zum Subversiven. Je größer die Bestechlichkeit, desto ärger die Angst davor, 'integriert' zu werden. Je weicher der Brei, desto fester die Prinzipien, und je hilfloser das Gezappel, desto inständiger die Liebe zur Konsequenz.« Und so weiter. Unerträglich, und um so unerträglicher, weil die Kritik an der Kritik der Inkonsequenzthese schon miteingebaut ist. Die ändern sind konsequent und prinzipiell und damit beschränkt; sie sind resigniert, larmoyant und unbedingt. Und klar: Der Jargon der Eindeutigkeit, die Konsequenz der Konsequenz heißt in der Tat meist Schule, Gruppe, Kirche, Kaserne oder Partei. Und das unentwegte Pochen auf bloße Konsequenz ist gewiß so unbestimmt und leer wie das dagegen anreden. Nur: Ist damit auch schon klar, daß die Apokalypse zu unserem ideologischen Handgepäck gehört, ein Aphrodisiakum ist, ein Angsttraum, eine Ware wie jede andere? Und gibt es keinen Zweifel, daß die apokalyptische Metaphorik Entlastung vom analytischen Denken verspreche, weil sie dazu neige, alles in einen Topf zu werfen? ... So einfach! Das Lob der Inkonsequenz liegt auf der Ebene des Lobes der Faulheit: Wer möchte nicht so sein? ... Schaut bloß her, auch ich bin's, auch ich, obwohl. Es liegt auch auf der Ebene: Ein bißchen mehr Positives, so schlimm ist das alles doch nicht, jetzt nicht, und die Zukunft: Die kommt so oder so. Es liegt auf der Ebene: »Ei ei ei ... genauso ist es, endlich hat es einer durchschaut, klug und brilliant!« Alles durch den Kakao ziehen. Frisch. Fröhlich.

Und mit der Geste: damit haben wir das Problem vom Hals, und ein ernsthafter Soziologe bescheinigt denn auch: So was! Das hat bisher keiner von uns gelirpt. Gelobt sei das Literarische!

Tatsächlich; es klingt locker und vieles vernünftig. Weil die dernières nouveautés in Enzensbergers Bastelstube so routiniert zusammengesetzt sind, wie es nur ein Beteiligter kann. Genüßlich und abgeklärt. Die Sonne geht auf und unter, der Mond geht auf und unter, und unsere Intellektuellen schreiben und begeben sich in den Trubel, schreiben und finden das, was läuft, zwar nicht in Ordnung, aber was ist schon in Ordnung? Und warum gleich Panik? Man kann doch ... »Es läßt sich doch arrangieren, es läuft doch weiter, es läuft ...« Noah, hüll dich in Sack und Asche! Noch sind wir es doch, die den Brei anrühren. »Heute nachmittag nämlich wird alles genau so weitergehen wie bisher, ein wenig schlechter vielleicht als letzte Woche, aber unmerklich schlechter.« (Enzensberger)

Oh ja! Er hat, für diesen Nachmittag recht behalten, und er kann so weiterreden, bis ... Es wird alles weitergehen, bis ... Realität bewältigt! Keine Probleme! Kaum Probleme, weil alles so ist, wie es schon immer war. Im November lassen die Bäume ihre Blätter fallen und im Frühling treiben sie wieder hervor, und alles wird genauso weitergehen wie bisher, fast so. Alle Wasser laufen ins Meer. Alle Wasser laufen bachab, eben meerwärts. Irgendwann. Mit dieser Logik, aber nur mit dieser, hat Enzensberger gegen Günther Anders recht. Der Wind, aus welcher Richtung auch immer er kommt, stellt Wind zur Verfügung. Aber daß wir uns wehren müssen, mehr oder weniger nur Grashalme zu sein, daß apokalyptisches Denken heute vielleicht kein Wahn ist, das kommt in dieser unverfänglichen Plauderei nicht vor. »*Erosion* (von lat.: erodere = benagen), im weiten Sinne die Vorgänge bei der Bildung der Oberflächenformen der Erde ...; im engeren Sinn die ausfurchende und einschneidende Arbeit des fließenden Wassers. Die Stärke der Erosion ist abhängig von der Stoßkraft des Wassers, der Widerstandsfähigkeit des Gesteins und der Gestalt des Geländes.« So das Lexikon.

Unsere Fähigkeit, mit allem umzugehen, alles in Kauf zu nehmen, hat uns dorthin gebracht, wo wir uns befinden. »Heute nachmittag nämlich wird alles so weitergehen wie bisher ...« Oder doch anders, doch so: »Alles, was Lebensluft atmete, was auf dem Trockenen war, das starb. So vertilgte er alle Wesen, die auf dem Erdboden waren: die Menschen sowohl als das Vieh, das Kriechende und die Vögel des Himmels, die wurden vertilgt von der Erde; nur Noah blieb übrig und was mit ihm in der Arche war. Und die Wasser nahmen zu auf der Erde, 150 Tage lang.« (1. Mose 7, 23f.)

## Was ist bürgerliche Gesellschaft?

Bürgerliche Gesellschaft — einst die wichtigste Kategorie politischer Philosophie — ist heute außer Kurs geraten.<sup>1</sup> Sie ist nur noch marxistisch gebräuchlich, in polemisch-kritischem Sinn: bürgerliche Gesellschaft ist kapitalistische Gesellschaft, ein Zustand, der überwunden werden soll. Die Trennung von Staat und Gesellschaft fungiert nach wie vor als zentrale Unterscheidung politischer Philosophie<sup>2</sup>: Gesellschaft ist der Bereich ökonomisch-eigennütziger Interessen, worüber der Staat als Sachwalter des Gemeinwohls sich erhebt. Heute redet man zwar noch von Gesellschaft, keineswegs aber mehr von bürgerlicher Gesellschaft. Ich weiß keine moderne sozialwissenschaftliche Theorie zu nennen, welche den Begriff der bürgerlichen Gesellschaft ins Zentrum gerückt hätte.

Doch ist festzustellen: Bürgerliche Gesellschaft — diese Kategorie ist so alt wie die politische Philosophie selber. Ihre Geschichte reicht von Aristoteles, der politische Philosophie als eigenständige Disziplin begründet hat, bis ins 19. Jahrhundert. Sie ist indes einem drastischen Bedeutungswandel ausgesetzt gewesen, der als Verkehrung des ursprünglichen Sinns in sein Gegenteil beschrieben werden muß.

Zunächst werde ich eine knappe Skizze der Geschichte des Begriffs entwerfen und vier Etappen unterscheiden. Die bloße Feststellung der Bedeutungsunterschiede genügt nicht, es sind Gründe aufzusuchen. Ich werde eine These referieren und eine Gegenthese formulieren. Meine Gegenthese werde ich belegen an der angelsächsischen Tradition neuzeitlicher politischer Philosophie. Schließlich werden Überlegungen nötig sein, inwiefern der Begriff der bürgerlichen Gesellschaft noch Anspruch auf Aktualität erheben darf.

### 1. Zur Geschichte des Begriffs

#### 1.1. *Bürgerliche Gesellschaft ist die Gemeinschaft freier und gleicher Bürger um des guten Lebens in Eudaimonie willen (Aristoteles)*

Aristoteles unterscheidet im I. Buch der »Politik« zwei elementar verschiedene Ziele menschlichen Lebens:

(1) die Sorge um die bloße Erhaltung natürlichen Lebens, die Erhaltung des Individuums durch Ernährung und die Erhaltung der Gattung durch Fortpflanzung;

(2) das Streben nach dem guten Leben, nach einem Leben, das sich über die bloße Selbsterhaltung erhebt und für das eigentliche Lebensziel, die Eudaimonie, frei wird.

Der Mensch ist ein politisches Lebewesen von Natur aus, das auf freies und gleiches Zusammenleben mit anderen Menschen im Staat angelegt ist. Damit ist die erste Definition der bürgerlichen Gesellschaft gegeben: sie ist die Gemeinschaft freier und gleicher Bürger um des guten Lebens willen, *koinonia politike*. Die Erhaltung des natürlichen Lebens ist Sache der häuslichen Ge-

meinschaft. Das Haus — ein Verhältnis der Herrschaft des Hausherrn über ihm Ungleiche und daher Unfreie — vereinigt drei Gemeinschaften in sich: das eheliche Verhältnis von Mann und Frau, das elterliche von Vater und Kindern und das despotische von Herr und Knecht bzw. Sklave.

Bürgerliche Gesellschaft hat doppelten Sinn. Als höchste und vollkommene Form menschlichen Zusammenlebens umfaßt sie alle anderen Formen, denn sie macht das Ganze menschlichen Lebens aus. Zum anderen ist sie eine spezifische Gemeinschaft, eben die politische im Gegensatz zur häuslichen.

### 1.2. *Bürgerliche Gesellschaft ist der vertragliche Zusammenschluß der Bürger im Staatszustand, um Selbsterhaltung in friedlicher Form zu sichern*

Die aristotelische Grundunterscheidung von häuslicher und politischer Gemeinschaft hat schulbildende Kraft entfaltet. Bis hin zu Kant gehört die Unterscheidung von *societas domestica* und *societas civilis* zum eisernen Lehrbestand politischer Philosophie. Alle politischen Theoretiker des 17. und 18. Jahrhunderts arbeiten mit ihr. So setzen etwa Hobbes und Locke ganz selbstverständlich bürgerliche Gesellschaft (*civil society*) und politische Gemeinschaft (*political society*) gleich.<sup>3</sup> Die Kontinuität der alten aristotelischen Tradition scheint gewahrt.

Einschneidende Unterschiede zwischen Antike und Moderne sind indes nicht zu übersehen. Aristoteles hatte strikt zwischen Erhaltung des unmittelbaren, natürlichen Lebens und Streben nach Eudaimonie getrennt. Diese Unterscheidung wird hinfällig. Eudaimonie dünkt Hobbes schlicht als ein sinnloser Begriff, als Produkt einer »vain philosophy«.<sup>4</sup> Freiheit und Gleichheit sind keine Bestimmungen des Bürgers mehr, der in der politischen Gemeinschaft lebt. Sie kommen dem Menschen von Natur aus zu, vor jeglicher staatlicher Vereinigung. Freiheit und Gleichheit leiten sich aus dem Naturrecht auf Selbsterhaltung her — alle Menschen sind frei und gleich geboren. Um der Sicherung ihrer Selbsterhaltung willen sehen die Menschen sich genötigt, den Naturzustand, einen Zustand ohne Staat, in dem jeder Einzelne seine Selbsterhaltung um jeden Preis verfolgt, und der nur den Krieg aller gegen alle zur unausweichlichen Folge haben kann, zu verlassen und durch Vertrag eine zwar eingeschränkte, aber durch Frieden gesicherte Form des Zusammenlebens herzustellen. Staatszustand bedeutet Rechtszustand, die Einschränkung schrankenloser Selbsterhaltung um der Sicherung friedlicher Formen willen. Das ursprünglich schrankenlose, unbegrenzte Naturrecht wird durch Gesetz begrenzt, welches den Frieden, das Zusammenleben nach vereinbarten Regeln, garantiert. Die Unterscheidung von Naturzustand und Staatszustand, *status naturalis* und *status civilis*, wird zur Grundlage neuzeitlicher politischer Philosophie. Bürgerliche Gesellschaft ist der Staatszustand, der *status civilis*, der durch beschränkendes Gesetz den friedlichen Verfolg individueller Selbsterhaltung sichert. Solche Selbsterhaltung vollzieht sich, wie Locke im 5. Kapitel der »Zweiten Abhandlung über die bürgerliche Regierung« dargetan hat, als Arbeit.<sup>5</sup>

Die Identifikation der bürgerlichen Gesellschaft mit dem Staatszustand konvergiert mit der weiten Bedeutung bei Aristoteles: die bürgerliche Gesellschaft bildet das Ganze des menschlichen Zusammenlebens. Doch nach wie vor wird

in der Neuzeit der Raum des Öffentlichen, des Staats, vom Bereich des Privaten getrennt. Der Bereich des Privaten kann aber nicht mehr die häusliche Gemeinschaft des Aristoteles sein. Sie verstößt gegen das Naturrecht aller Menschen auf freie und gleiche Selbsterhaltung; die aristotelische Konzeption der häuslichen Gemeinschaft fußt auf Unfreiheit und Ungleichheit. Das eheliche Verhältnis muß deshalb als Vertragsverhältnis gedacht werden und das Verhältnis zu den Kindern als Erziehung zur Mündigkeit, zur freien und gleichen Person.<sup>6</sup> Den härtesten Einspruch des Naturrechts provoziert das wirtschaftliche Verhältnis im Oikos, das despotische Verhältnis des Herrn zum Knecht oder Sklaven; es widerspricht dem naturrechtlichen Axiom freier und gleicher Selbsterhaltung. Die häusliche Gemeinschaft, wenn sie den Grundsätzen des Naturrechts Genüge tun will, muß sich grundlegend wandeln. Wie aber sieht dieser Wandel aus? In der Theorie des Naturrechts lassen sich zwar viele Beschreibungen von Einzelheiten mannigfachster Art finden, es fehlt aber der Schlüsselbegriff, der all die Phänomene auf den Begriff bringt. Dies ist der wesentliche Grund, weshalb das neuzeitliche Naturrecht, insbesondere des 17. Jahrhunderts, sich ungeheuer schwer tut, einen engen Begriff von Staat gegen den vorstaatlichen Bereich abzugrenzen. Ist der Staat der politische Körper, der alle Menschen als Bürger einschließt oder ist er die Regierung?

### 1.3. *Bürgerliche Gesellschaft ist commercial society, civilized society, deren Grundlage der Interessenzusammenhang von Waren produzierenden und austauschenden Privateigentümern ist*

In der 1776 erschienenen Streitschrift »Common Sense« stellt Thomas Paine, der wortgewaltige Vorkämpfer amerikanischer Unabhängigkeit, grundsätzlich fest: »Einige Schriftsteller haben Gesellschaft (society) mit Regierung (government) derart vermischt, daß zwischen beiden nur noch ein geringer oder gar kein Unterschied mehr übrigbleibt; in der Tat aber sind sie nicht nur verschieden, sie haben vielmehr verschiedene Ursprünge. Gesellschaft wird durch unsere Bedürfnisse (wants) produziert und die Regierung durch unsere Bosheit (wickedness); die erste befördert unser Glück positiv durch Vereinigung unserer Gefühle (affections), die letzte negativ durch Beschränkung unserer Laster.«<sup>7</sup>

Thomas Paine verfißt die These, Gesellschaft und Regierung hätten einen sehr unterschiedlichen Ursprung. Regierung wird eingesetzt vom Volk; ihr Ursprung ist der Gesellschaftsvertrag.<sup>8</sup> Sie wacht über die Einhaltung von Gesetzen, welche die repräsentative Versammlung des Volks erlassen hat. Wie aber entsteht Gesellschaft? Paine antwortet: durch die menschlichen Bedürfnisse. In seinem Buch über »Die Rechte des Menschen« führt Paine dies näher aus: »Die gegenseitige Abhängigkeit des Menschen vom Menschen, das gegenseitige Interesse, das alle Glieder einer zivilisierten Gemeinschaft miteinander verbindet, schafft die große Kette des Zusammenhangs, welche das Ganze verknüpft. Der Landbesitzer, der Bauer, der Manufakturist, der Kaufmann, der Handwerker und jeder Beruf (occupation) gedeiht durch die Unterstützung, welche jeder von dem andern und von dem Ganzen erhält. Gemeinsames Interesse regelt ihre Angelegenheiten und macht ihr Gesetz; und die Gesetze, wel-

che der allgemeine Gebrauch vorschreibt, haben ein größeres Gewicht als die Gesetze der Regierung.«<sup>9</sup> »Alle großen Gesetze der Gesellschaft sind Gesetze der Natur. Die des Handels und des Gewerbes ... sind Gesetze des gegenseitigen Interesses.«<sup>10</sup> Gesellschaft beschreibt Thomas Paine, um es mit Adam Smith auszudrücken, als »commercial society«<sup>11</sup>, als Gesellschaft des allgemeinen Warenverkehrs, die ihren Ursprung im Streben nach wachsender Befriedigung menschlicher Bedürfnisse hat.

Nun hält Paine ausdrücklich fest: »Die formelle Regierung macht nur einen kleinen Teil unseres zivilisierten Lebens aus« (Formal government makes but a small part of civilized life).<sup>12</sup> Das zivilisierte Leben ist das Leben in der Gesellschaft. Bürgerliche Gesellschaft (civil society) verwandelt sich in verbürgerlichte Gesellschaft (civilized society)<sup>13</sup>, in einen Prozeß der Zivilisierung (civilization), auf deutsch: Verbürgerlichung, der sich primär, wenn auch nicht ausschließlich, im Medium des Ökonomischen, der Ausbildung der Warenproduktion, vollzieht. Bürgerliche Gesellschaft hat nun endgültig die ursprüngliche Bedeutung abgelegt; sie ist nicht mehr die politische Gemeinschaft freier und gleicher Bürger, vielmehr der Interessenzusammenhang freier und gleicher Warenproduzenten, die Privateigentümer sind.

Dieser Begriff der bürgerlichen Gesellschaft als commercial oder civilized society setzt sich im 18. Jahrhundert durch. Er hat seine Anfänge bei Montesquieu und Rousseau; voll entfaltet wird er in der sogenannten schottischen moral philosophy, deren Hauptrepräsentanten Adam Smith, Adam Ferguson, John Millar und Dugald Stewart gewesen sind. Sie haben das Konzept einer Natural History of Civil Society entworfen, das sie als Naturgeschichte der Zivilisation, als Entstehungsgeschichte der verbürgerlichten Gesellschaft begreifen.<sup>14</sup> Damit aber hat sich der Begriff der bürgerlichen Gesellschaft in sein Gegenteil verkehrt. Er bezeichnet nicht mehr die Gemeinschaft freier und gleicher Bürger im Staat, vielmehr die Sphäre des Ökonomischen, den Warenverkehr, der freie und gleiche Privateigentümer in ein gesellschaftliches Verhältnis des Tausches bringt.

Aus dieser Umkehrung der Bedeutung hat Hegel die fälligen Konsequenzen gezogen. Er ersetzt die alte aristotelische Doppelung von Oikos und Polis durch die Trias Familie, bürgerliche Gesellschaft und Staat. Bürgerliche Gesellschaft definiert er als »die Vermittlung des Bedürfnisses und die Befriedigung des Einzelnen durch seine Arbeit und durch die Arbeit und die Befriedigung der Bedürfnisse aller übrigen — das System der Bedürfnisse«<sup>15</sup>, kurz: als die ökonomische Sphäre des Warenverkehrs. Zu ihr gehört »der Schutz des Eigentums durch Rechtspflege« und »die Vorsorge gegen die in jenen Systemen zurückbleibende Zufälligkeit und die Besorgung des besonderen Interesses als eines Gemeinsamen, durch Polizei und Korporation.«<sup>16</sup> Ausdrücklich fügt Hegel hinzu: »Die Schöpfung der bürgerlichen Gesellschaft gehört ... der modernen Welt an.«<sup>17</sup> Die bürgerliche Gesellschaft hat den althergebrachten Oikos zerstört; Familie ist nicht mehr das »ganze Haus«.<sup>18</sup> Sie reduziert sich auf die privaten Intimbeziehungen von Mann und Frau, Eltern und Kindern. Familie ist zur patriarchalischen Kleinfamilie geworden. Aristoteles hatte dem Oikos die Erhaltung natürlichen Lebens zugewiesen, die Erhaltung des Indivi-

duums und der Gattung. Beide Funktionen werden nunmehr gesondert institutionalisiert. Der Familie fällt die Reproduktion der Gattung zu; die Erhaltung individuellen Lebens aber ist Sache des Systems der Bedürfnisse, der bürgerlichen Gesellschaft.

Von der bürgerlichen Gesellschaft hat Hegel den Staat unterschieden. Ausdrücklich wehrt er sich dagegen, den Bürger im Bourgeois, im eigennützigem Privateigentümer, aufgehen zu lassen. Mit Rousseau möchte er den Citoyen, den politischen Bürger, der sich von der republikanischen Tugend des Interesses am Gemeinwohl leiten läßt, retten. Die Notwendigkeit des Staates begründet er aus der Tatsache, daß die bürgerliche Gesellschaft, welche den Gegensatz von arm und reich verschärft, »hiermit über sich selbst hinausgetrieben« wird.<sup>19</sup> Doch ist Hegels Unternehmen ohnmächtig geblieben; die Wirklichkeit der bürgerlichen Gesellschaft hat ihn eingeholt und in der Tat den Staat auf eine bloße Funktion der bürgerlichen Gesellschaft reduziert.<sup>20</sup>

Bürgerliche Gesellschaft ist gewerbetreibende Gesellschaft (commercial society). Hegel hat diese Begriffsbestimmung eindeutig gemacht. Begreift man aber den Staat im Sinn von Regierung (government) selbst als ein Produkt der bürgerlichen Gesellschaft, dann wird ihr Begriff wiederum doppeldeutig. Bürgerliche Gesellschaft im engeren Sinn ist das ökonomische System der Bedürfnisse. In einem weiteren Sinn aber macht sie das Ganze menschlichen Zusammenlebens aus, wovon bürgerliche Gesellschaft im engen Sinn, Familie und Staat lediglich Teile bilden. Dieser Doppelsinn ist gerechtfertigt, weil das ökonomische System der Bedürfnisse die Hauptursache menschlichen Fortschritts ist. Damit hat sich der entscheidende Bezugspunkt politischer Philosophie radikal verändert; menschliches Zusammenleben in der Vielfalt seiner Formen ist nicht mehr von der politischen Gemeinschaft aus, vielmehr vom ökonomischen System des Warenverkehrs her zu begreifen. Diese These ist zuerst von den schottischen Moralphilosophen eindeutig formuliert worden. Ihr ist die Entstehung der modernen Sozialwissenschaften zu verdanken, an der die Schotten großen Anteil haben.<sup>21</sup>

#### 1.4. *Bürgerliche Gesellschaft ist eine bestimmte historische Gesellschaftsformation, deren Grundlage die kapitalistische Warenproduktion bildet*

Marx hat den Terminus bürgerliche Gesellschaft bei Hegel kennengelernt. Das Studium der französischen und der angelsächsischen Aufklärung des 18. Jahrhunderts bestätigte ihm diese Auffassung. In der »Deutschen Ideologie« versucht Marx eine Begriffsbestimmung und reflektiert die geschichtliche Herkunft der Bedeutung:

»Die bürgerliche Gesellschaft umfaßt den gesamten materiellen Verkehr der Individuen innerhalb einer bestimmten Entwicklungsstufe der Produktivkräfte. Sie umfaßt das gesamte kommerzielle und industrielle Leben einer Stufe und geht insofern über den Staat hinaus, obwohl sie andererseits wieder nach außen hin als Nationalität sich geltend machen, nach innen als Staat sich gliedern muß. Das Wort bürgerliche Gesellschaft kam auf im achtzehnten Jahrhundert, als die Eigentumsverhältnisse aus dem antiken und mittelalterlichen Gemeinwesen sich herausgearbeitet hatten. Die bürgerliche Gesellschaft als solche entwickelt sich erst mit der Bourgeoisie; die unmittelbar aus der Produktion und dem Verkehr sich entwickelnde gesellschaftliche Organisation, die zu allen Zeiten die Basis des Staats und der sonstigen idealistischen Superstruktur bildet, ist indes fortwährend mit demselben Namen bezeichnet worden.«<sup>22</sup>



Drei Aspekte verdienen, festgehalten zu werden: ein struktureller, ein historischer und ein begriffsgeschichtlicher. In der grundlegenden Begriffsbestimmung schließt Marx sich ganz eng an Hegel an: bürgerliche Gesellschaft ist Warenverkehr. Doch in bewußter Gegenwendung gegen Hegel begreift Marx wie die Schotten den Staat als eine Äußerungsform der bürgerlichen Gesellschaft. Diese rein strukturell bleibende Bestimmung genügt ihm aber nicht. Ihm kommt es darauf an, bürgerliche Gesellschaft als ein spezifisches historisches Phänomen zu fassen: nicht zu allen Zeiten bildet sie die Basis des Staats. Sie entsteht erst mit der Bourgeoisie und kann nur für die Neuzeit Gültigkeit beanspruchen. So wird sie zum Namen für eine bestimmte historische Gesellschaftsformation, deren Kern ein bestimmtes Produktionsverhältnis bildet. Demgemäß heißt es in den »Grundrissen«: »Das Kapital ist die alles beherrschende Macht der bürgerlichen Gesellschaft. Es muß Ausgangspunkt, wie Endpunkt bilden ...«<sup>23</sup>

Begriffsgeschichtlich war Marx nur die neue Bedeutung des 18. Jahrhunderts geläufig. Sie nimmt er auf; die ältesten reflektiert er nicht.<sup>24</sup> Marx hat die bürgerliche Gesellschaft nicht inhaltlich neu definiert; in diesem Punkt hängt er völlig von der schottischen Moralphilosophie ab. Neu bei ihm ist die spezifische Begründung. Im 18. Jahrhundert galt sie als die Form des menschlichen Zusammenlebens, welche der Natur des Menschen gemäß ist.<sup>25</sup> Diese Behauptung bestreitet Marx ganz entschieden: sie stellt lediglich eine ganz spezifische, historisch vergängliche gesellschaftliche Lebensform der Menschen dar. Diese konsequente Historisierung der Kategorie ermöglicht den Umschlag einer affirmativen Theorie in Kritik. Der Doppelsinn des Begriffs erhält sich bei Marx; bürgerliche Gesellschaft ist sowohl das ökonomische System kapitalistischer Warenproduktion als auch das Ganze einer historischen Gesellschaftsformation. Diesem doppelten Sinn ist die Unterscheidung von Basis und Überbau entsprungen.<sup>26</sup> Aus ihm erklärt sich auch, weshalb die Kritik der bürgerlichen Gesellschaft zuerst Kritik der politischen Ökonomie sein muß. Kritik der politischen Ökonomie ist Grundlegung der Kritik der bürgerlichen Gesellschaft als einer historischen Gesellschaftsformation, welche das Zusammenleben der Menschen im Ganzen bestimmt. Kritik ist diese Theorie, weil sie nicht nach dem »ewigen Bestand« dieser Form menschlichen Zusammenlebens fragt; sie will vielmehr ihre Endlichkeit, die Bedingungen ihres Entstehens, ihrer Entfaltung und ihres Untergangs nachweisen im Interesse einer humaneren Weise gesellschaftlichen Daseins der Menschen. Theorie in Gestalt von Kritik verändert die Begründungsweise insgesamt. Mit Marx beginnt eine grundlegend neue Form von Theoriebildung, die zwar den Traditionsbestand politischer Philosophie aufnimmt, mit ihr aber bricht: politische Philosophie wird zur kritischen Theorie historischer Gesellschaftsformationen.<sup>27</sup>

## 2. Zwei Begründungen der Bedeutungsgeschichte

In der Geschichte des Begriffs »bürgerliche Gesellschaft« hat sich die ursprüngliche Bedeutung »Gemeinschaft freier und gleicher Bürger« in ihr Gegenteil verkehrt: bürgerliche Gesellschaft ist der Interessenzusammenhang frei-

er und gleicher Privateigentümer, die Waren produzieren und austauschen. Wo ist nun der Bruch in der Entwicklungsgeschichte der Kategorie anzusetzen?

### 2.1. *Der Bruch mit der Tradition alteuropäischer politischer Philosophie*

Manfred Riedel hat sich mit der Begriffsgeschichte von bürgerlicher Gesellschaft am intensivsten befaßt. Er hat reiches historisches Material zusammengestellt, woraus viel zu lernen ist. Er bringt die Bedeutungsgeschichte in einen epochalen Zusammenhang, welcher die Ursachen des Wandels aufdecken soll. Riedel notiert:

»Der Staat oder die bürgerliche Gesellschaft ... civitas sive societas civilis sive res publica, — genau dies ist die klassische Formel der alteuropäischen politischen Philosophie, wie sie, jenseits der modernen Trennung zwischen Staat und Gesellschaft, von Aristoteles bis zu Albertus Magnus, Thomas von Aquin und Melanchthon, ja selbst von Bodinus bis zu Hobbes, Spinoza, Locke und Kant in Geltung geblieben war.«<sup>28</sup>

Riedel konstatiert einen ungebrochenen Traditionszusammenhang von Aristoteles bis Kant, den er alteuropäische Gesellschaft nennt. Er bekundet sich in der Bestimmung der bürgerlichen Gesellschaft als Vereinigung der Bürger im Staat, also in der politischen Definition der bürgerlichen Gesellschaft. Riedel fährt fort:

»So kann man sagen, daß 'bürgerliche Gesellschaft' im alteuropäischen Sinne ein politischer Traditionsbegriff, ja die zentrale Grundkategorie einer politischen Welt ist, in der 'Staat' und 'Gesellschaft' noch nicht auseinandergetreten sind, sondern vielmehr das in sich homogene Herrschaftsgefüge der bürgerlich-politischen Gesellschaft bilden, das auf der 'ökonomischen' Sphäre der häuslich-knechtlichen Arbeit, der Sklaverei oder der Leibeigenschaft und des Lohnwesens, beruht und sich von ihr abhebt.«<sup>29</sup>

Die Abkehr beschreibt Riedel so: »Die Neubestimmung des Begriffs hat zur Voraussetzung den vollzogenen Bruch mit der alteuropäischen politischen Tradition, den die Revolution des ausgehenden 18. Jahrhunderts eingeleitet«<sup>30</sup> hat. Gegen die eigene Konstruktion scheinen Riedel später selbst Bedenken gekommen zu sein. An anderer Stelle stellt er fest: »Die Lehre vom Naturzustand des Menschen, das Kernstück des neueren Naturrechts, bezeichnet den Bruch mit dem Naturhorizont der klassischen« — aristotelischen — »Begriffstheorie.«<sup>31</sup>

### 2.2. *Kritik der Position M. Riedels*

Riedels Rekonstruktion fußt auf der Annahme, die Aristoteles-Tradition und ihre fundamentale Differenz von Polis und Oikos habe die politische Philosophie bis ins 18. Jahrhundert beherrscht. Die Kontinuität macht er an der Bestimmung der bürgerlichen Gesellschaft als politische Gemeinschaft der Bürger fest. Dagegen lassen sich zwei Einwände vortragen. Einmal ist die aristotelische Gemeinschaft des Hauses mit dem neuzeitlichen Naturrecht, das von der natürlichen, vorstaatlichen Freiheit und Gleichheit der Menschen, nicht der Bürger, ausgeht, schlechterdings unvereinbar — es sei denn, man unterstelle den Naturrechtslehrern des 17. und 18. Jahrhunderts Widersprüche gedankenlosester Art. Zum anderen verändert sich in der Neuzeit die Zweckbestimmung politischer Philosophie. Ihr Ziel ist nicht mehr aristotelisch die Verwirklichung des guten Lebens in Eudaimonie, sondern die Sicherung der Selbster-

haltung in friedlicher, rechtlich geregelter Form. Diesen Wechsel in der Zielbestimmung muß Riedel herunterspielen. Nimmt man ihn aber ernst, und zwar in der Bedeutung, welche die Autoren des 17. Jahrhunderts wie etwa Hobbes und Locke ihm selbst beigemessen haben, dann läßt sich die These von der Kontinuität nicht mehr halten. Die politische Philosophie hat die Aristoteles-Tradition nicht fortgesetzt, sie hat vielmehr mit ihr konsequent gebrochen, und erst dieser Bruch hat die neue Theorie des Naturrechts ermöglicht. Die Kontinuität des Sprachgebrauchs — die politische Definition der bürgerlichen Gesellschaft — bildet nur die Oberfläche, unter der sich eine Wesensveränderung in der Bestimmung der Sache selbst verbirgt. Dies ist der Grund, weshalb innerhalb der politischen Bestimmung der bürgerlichen Gesellschaft so scharf zwischen Aristoteles und der Neuzeit unterschieden werden muß.

Riedel macht den Bruch mit der Tradition an der Substitution der Unterscheidung von staatlicher und häuslicher Gemeinschaft durch die von Staat und Gesellschaft fest. Die Veränderung muß sich also im vopolitischen Bereich vollzogen haben: im Umschlag des »ganzen Hauses« in die Gesellschaft. Auch in der Neuzeit ist am Begriff der häuslichen Gemeinschaft festgehalten worden. Dies muß man Riedel zugestehen. Häusliche Gemeinschaft wird aber nach Maßgabe des Naturrechts ausgelegt, des Prinzips, alle Menschen seien von Natur aus gleich und frei. Der Begriff wird immanent kritisiert; am Ende dieses Prozesses steht dessen Auflösung. Nur einen einzigen Beleg möchte ich anführen. Leibniz hat eine Notiz über »Die natürlichen Gesellschaften« verfaßt. Er wiederholt alle klassischen aristotelischen Bestimmungen. Zum despotischen Verhältnis von Herr und Knecht aber heißt es:

»Die dritte Natürliche Gemeinschaft ist zwischen Herr und Knecht, welche der Natur gemäß, wenn eine Person Mangel an Verstand hat, nicht aber den Mangel an Kräften, sich zu ernähren. Weil nun ein solcher Knecht des Herrn wegen ist, so ist ihm der Herr nichts als Unterhalt schuldig, um sein selbst willen, damit er ihm nicht verderbe, gleich wie einem Vieh. Dies ist zu verstehen, wenn keine Hoffnung wäre, daß der Knecht zu Verstande kommen könne, denn sonst wäre der Herr schuldig seines Knechts Freiheit durch Erziehung zu befördern, so viel dem Knecht zu seiner Glückseligkeit nötig. Alleine, die Wahrheit zu bekennen, so zweifle ich, ob ein Exempel einer solchen Knechtschaft zu finden, darin der Knecht gänzlich sei um seines Herrn willen. Zumalen da die Seelen unsterblich, und dermaleins zu Verstande kommen und der Glückseligkeit jenes Lebens teilhaftig werden können.«<sup>32</sup>

Scharfsinniger läßt sich eine obsolet gewordene konventionelle Denkweise nicht ad absurdum führen. Die neuzeitliche Theorie des Naturrechts findet zu sich selbst nicht durch Wiederholung der aristotelischen Tradition, sondern durch deren prinzipielle Kritik. Ist diese Gegenthese richtig, dann wird auch die Annahme einer alteuropäischen Gesellschaft hinfällig. Antike und frühe Neuzeit setzen nicht eine und dieselbe Tradition fort; beide trennen Welten.

Dasselbe gilt auch für den Begriff des Staats. Nach Aristoteles ist der Staat eine Gemeinschaft von Bürgern, die sich kennen und in vernünftiger Rede das ihrer Eudaimonie Zuträgliche ermitteln.<sup>33</sup> Die Zahl der Bürger darf deshalb einen eng begrenzten Rahmen nicht überschreiten. Entscheidend für die beste Verfassung des Staats ist darum die Tugend der Bürger; von dieser hängt jene ab. In der Neuzeit hingegen wird der Staat als Institution gedacht, die ihren Niederschlag findet in der Herrschaft des Gesetzes. Gesetze haben die Funk-

tion, friedliche Selbsterhaltung möglichst effizient zu sichern. Politische Herrschaft soll versachlicht, von der Moralität der Bürger, die den Staat übrigens nicht zu interessieren hat, möglichst unabhängig gemacht werden. Der Staat ist eine Maschine, die um so besser funktioniert, je weniger sie von der Willkür des einzelnen abhängt.

### 2.3. *Der Bruch zwischen Antike und Moderne*

Für Riedel vollzieht sich der Bruch in der Geschichte des Begriffs bürgerliche Gesellschaft im Übergang von der politischen zur ökonomischen Definition. Er ist jedoch bereits innerhalb der politischen Definition selbst zu suchen, nämlich im Gegensatz von Antike und Moderne. Ich bin dann aber den Nachweis schuldig, daß in der Neuzeit die politische und die ökonomische Definition zusammengehören, daß sie sich keineswegs ausschließen, vielmehr ergänzen, genauer ausgedrückt: die ökonomische Bestimmung füllt eine Leerstelle der politischen.

In der Neuzeit werden Notwendigkeit und Verfassung des Staats aus dem Naturrecht des Menschen auf Selbsterhaltung begründet. Ursprünglich leben die Menschen in einem Zustand ohne Staat, im Naturzustand. Die allgemeine Lebensunsicherheit nötigt sie, einen Staat, die Herrschaft des Gesetzes, zu gründen. Wie aber ist das Verhältnis von Naturzustand und Staatszustand, status naturalis und status civilis, zu denken? Drei Verhältnisse lassen sich unterscheiden: ein logisches, ein normatives und ein empirisches, wobei das logische und das normative Verhältnis eng zusammengehören.<sup>34</sup> Schwierigkeiten aber entstehen in der Beziehung des logischen Verhältnisses zum empirischen. — Die neuzeitliche Theorie des Staats als Theorie des Naturrechts ist eine juristische Konstruktion. Es wird abstrahiert von allen Merkmalen des Menschen, die auf das Zusammenleben im Staat zurückgehen. Dieses Verfahren der Abstraktion soll das sozusagen nackte Wesen des Menschen offenlegen, das Selbsterhaltung ist. Läßt man die Menschen im staatsfreien Zustand handeln, so zeigt sich, daß sie so miteinander nicht leben können; Selbsterhaltung verwandelt sich in den Kampf aller gegen alle. Die Menschen müssen sich vereinigen, um gemeinsam die allgemeinen Regeln ihrer Selbsterhaltung festzulegen. Sie schließen einen Vereinigungsvertrag. Es bedarf aber einer höchsten Macht, welche die Einhaltung der beschlossenen Regeln notfalls erzwingen kann. Die Menschen müssen sich einer von ihnen gemeinsam eingesetzten Autorität unterwerfen. Der Einigungsvertrag muß durch einen Unterwerfungsvertrag ergänzt werden. Aufgabe beider Verträge ist, die Errichtung des Staats zu begründen. Durch die Vereinigung konstituiert sich das Volk als ein politischer Körper, als Nation. Erst aber der Unterwerfungsvertrag setzt eine Regierung ein, die gesetzgebende, ausführende und rechtsprechende Gewalt ausübt. Im Deutschen identifizieren wir Regierung mit Exekutive. Im angelsächsischen und im französischen Sprachgebrauch jedoch schließt Regierung alle drei Gewalten ein. Die Einsetzung einer regierenden Gewalt gibt dem menschlichen Zusammenleben eine neue, geregelte Form: die Herrschaft des Gesetzes.<sup>35</sup> Diese rein juristische Konstruktion der Genesis des Staats hat zugleich auch normative Funktion. An der Rechtskonstruktion des Staats aus dem Geist des

Naturrechts müssen sich die bestehenden Staaten messen lassen. Nur die Staaten, welche dieser Norm genügen, dürfen Anspruch auf Gerechtigkeit erheben. Für Hobbes ist das zweite ganz selbstverständlich gewesen: Naturzustand ist der Bürgerkrieg, gegen den er seine Theorie entwarf. Dem mythischen Ungeheuer des Behemoth setzt er das andere des Leviathan entgegen.<sup>37</sup> Der Behemoth des Bürgerkriegs und der Leviathan des absoluten Staats bilden die Alternative menschlichen Zusammenlebens, welche die menschliche Selbsterhaltung durchgängig bestimmt. Locke bereits hatte zwei Phasen im Naturzustand unterschieden und ihn als historisch nachweisbares Faktum anerkannt, wie auch seine vielfachen geschichtlichen Belege bezeugen.<sup>38</sup> Dann aber ist der Naturzustand kein einfaches Phänomen, vielmehr ein Sachverhalt, der sich geschichtlich entfaltet, eine eigene historische Dynamik hat, ohne indes auf Vertragsschluß zurückgeführt werden zu können. Hauptaufgabe politischer Philosophie wird es dann, die historischen Phasen der Entfaltung des Naturzustands zu rekonstruieren und zugleich auch nachzuweisen, ob der jeweilige Naturzustand eine Errichtung des Staats erforderte oder nicht, und, wenn ja, welche Form des Staats. Diese Konzeption einer Evolution des Naturzustands und der Staatsformen, die jeweils naturwüchsig hervorgebracht worden sind, hat die Schotten zur »natürlichen Geschichte der bürgerlichen Gesellschaft« veranlaßt. Sie muß Naturgeschichte sein, denn ihre Phasen lassen sich nicht auf Vertrag zurückführen. Sie muß aber auch Geschichte der bürgerlichen Gesellschaft sein, da die Analyse der jeweiligen Staatsform mitinbegriffen ist. Grundlage dieser Geschichte der bürgerlichen Gesellschaft aber bleiben die unveräußerlichen Normen des Naturrechts, die selber übergeschichtliche Bedeutung haben. Nach wie vor behalten sie ihre normative Funktion. Aufgabe historischer Analyse ist es, die Bedingungen zu untersuchen, die ihre Verwirklichung befördern oder verhindern. Dies ist der theoretische und praktische Impuls des Werks von Adam Smith und der schottischen Moralphilosophie.<sup>39</sup> Civil Society hat doppelten Sinn. In einer engen Bedeutung ist sie commercial society, die Gesellschaft der Gewerbetreibenden. Jede gesellschaftliche Entwicklungsstufe ruft eine besondere Form der Herrschaft hervor. Auf der zivilisierten, bürgerlich gewordenen Stufe ist es der Staat, der auf den Grundsätzen des Naturrechts und des Staatsvertrags aufgebaut ist.

Civil society schließt deshalb auch die politische Gemeinschaft der Bürger ein. Dieser Doppelsinn von bürgerlicher Gesellschaft läßt sich am Werk Adam Fergusons »An Essay on the History of Civil Society« belegen.<sup>40</sup> Auch im Werk von Adam Smith kehrt er wieder. Doch bildet dieser Doppelsinn — bürgerliche Gesellschaft ist zum einen das Ganze menschlichen geselligen Zusammenlebens, zum anderen das ökonomische System der Bedürfnisse, wovon der Staat, die bürgerliche Gesellschaft im konventionellen Sinn, abzugrenzen ist — die produktive Grundlage der praktischen Philosophie der Schotten, die Basis der Transformation der praktischen Philosophie als politische Philosophie in Sozialphilosophie, in Philosophie der Gesellschaft.

### 3. Zur Aktualität des Begriffs: Der Bruch zwischen Neuzeit und Gegenwart

#### 3.1. Politische Philosophie der Subjektivität

Die aristotelische Bestimmung der bürgerlichen Gesellschaft gehört, trotz vielfacher Erneuerungsversuche, der Vergangenheit an. Die Unterscheidung von häuslicher und politischer Gemeinschaft entspricht nicht mehr der Wirklichkeit unseres Lebens. Ebenso läßt der Staat heute sich nicht als persönliche Gemeinschaft denken.

Der neuzeitlichen Konzeption der bürgerlichen Gesellschaft, sowohl in ihrer politischen als auch in ihrer ökonomischen Bestimmung, liegt eine und dieselbe Argumentationsstruktur zu Grunde. Sie heißt *Philosophie der Subjektivität*, Rückgang auf das Ich als unerschütterliches Fundament alles Wissens. Es ist vor allem Heidegger und die Heidegger-Schule gewesen, die diesen Grundzug der Philosophie der Neuzeit herausgearbeitet hat.<sup>41</sup> Heidegger hat sich auf die theoretische Philosophie, auf die Metaphysik, konzentriert. Dieselbe Struktur läßt sich auch in der praktischen Philosophie wiederfinden. Rückgang auf das Ich bedeutet: Bestimmung des Menschen als Wesen, das sich selbst erhält durch Herstellen der Lebensmittel. Selbsterhaltung ist das subjektive Prinzip neuzeitlicher politischer Philosophie. Selbsterhaltung ist Auseinandersetzung mit der Natur, Arbeit. Arbeit hat Locke zum Grundbegriff politischer Philosophie gemacht, genauer gesagt: private Arbeit, die auf der Grundlage des Privateigentums Waren produziert.<sup>42</sup> So leuchtet ein, daß die politische Bestimmung der bürgerlichen Gesellschaft zur ökonomischen nicht nur übergehen muß, daß vielmehr im Übergang die politische sich erhalten muß.

#### 3.2. Kritik der politischen Philosophie der Subjektivität

Grundlegung der politischen Philosophie im Geist der Philosophie der Subjektivität heißt: es wird zurückgegangen auf eine Bestimmung des Wesens des Menschen, und aus dieser Wesensbestimmung werden die unerläßlichen Funktionen des Staats abgeleitet. Man kann nun leicht nachweisen, daß diese Begründung auf einem Zirkelschluß fußt: eine »pessimistische« Einschätzung des Menschen führt zu einem »autoritären« Staatsbegriff und eine »optimistische« Auffassung mündet in eine liberale Konzeption des Staats, die mit dem Schlagwort »Nachtwächterstaat« bezeichnet ist.<sup>43</sup> Ein Blick auf die naturrechtliche Begründungsstruktur lehrt, daß ein Zirkelschluß vorliegt. Ausgangspunkt ist eine Analyse des Wesens des Menschen als Selbsterhaltung, wobei von allem Verhalten, das dem Zusammenleben im Staat eignet, abstrahiert wird. Aus den sozialen Folgen des Wesens des Menschen wird die Notwendigkeit des Staats deduziert. Es ist aber nicht zu übersehen, daß die Staatsauffassung die Wesensbestimmung des Menschen leitet, wie man exemplarisch an der Differenz von Hobbes und Locke nachweisen kann. Bereits Rousseau hatte Hobbes vorgehalten, er beschreibe keineswegs den Menschen des Naturzustands, vielmehr den depravierten Menschen seiner Zeit.<sup>44</sup> Rousseau hat aus seiner Kritik keine prinzipiellen Konsequenzen gezogen und die Begründungsfunktion der Unterscheidung von Naturzustand und Staatszustand nicht grundsätzlich in Frage gestellt. Seine Kritik bleibt partiell.

Marx hat die neuzeitliche naturrechtliche Begründungsweise in ihrer Grundstruktur kritisiert und sie ersetzt durch eine historische. Doch mit der Kritik der Begründungsstruktur sind die Inhalte des Naturrechts und der *Natural History of Civil Society* keinesfalls erledigt. Freiheit und Gleichheit aller Menschen — dies sind keineswegs Bestimmungen, die Menschen von Natur aus zukommen. Es ist vielmehr die kapitalistische Produktionsweise gewesen, welche solche Ideen ermöglicht hat: Naturrecht und bürgerliche Gesellschaft sind historische Begriffe. Marx ist bemüht um den Nachweis, daß Freiheit und Gleichheit Grundbedingungen sind, ohne welche kapitalistische Warenproduktion nicht funktionieren kann und ebensowenig der Staat, den die bürgerliche Gesellschaft aus sich erzeugt hat. Freiheit und Gleichheit bleiben indes auf die Herrschaft des Gesetzes, auf die formale Gleichheit und Freiheit, beschränkt. In der Tat aber verbirgt sich unter der formalen Gleichheit materielle, gesellschaftliche Ungleichheit, die es aufzuheben gilt. Deshalb muß die Theorie der bürgerlichen Gesellschaft in Kritik umschlagen.

In »Naturrecht und menschliche Würde« hat Ernst Bloch das Problem des Erbes am bürgerlichen Naturrecht auf die Formel gebracht: »Das klassische Naturrecht (hat) die Grundrechte als primär, die objektive Rechtsordnung dagegen als sekundär dargestellt und letzterer die Beweislast für sich selbst aufgebürdet.«<sup>45</sup> »Die all das umgebende Figur, Reich der Freiheit genannt, eine Figur wahr gewordener, konkret gewordener Ordnung, mit Freiheit als einzigem Wozu und Inhalt dieser Ordnung, wäre erst Polis, weil ohne Politeia.«<sup>46</sup>

## Anmerkungen

- 1 Auch in neoaristotelischen Entwürfen ist sie nicht mehr zu finden. In den Registern zu Hannah Arendts Büchern kommt sie gar nicht vor (vgl. *Vita activa oder Vom tätigen Leben*, München o.J.; *Über die Revolution*, München 1963). Bei Dolf Sternberger ist die Rede von »Staatsgesellschaft« (Herrschaft und Vereinbarung. Eine Vorlesung über bürgerliche Legitimität (1964), in: *Schriften III*, Frankfurt/M. 1980, 119), die identisch ist mit der »politischen Gesellschaft«.
- 2 Vgl. dazu Klaus Hartmann, *Politische Philosophie*, Handbuch Philosophie, hrsg. von Elisabeth Ströker und Wolfgang Wieland, Freiburg/München 1981, VII. Kapitel, 234ff.
- 3 Vgl. Thomas Hobbes, *Vom Menschen — Vom Bürger*, eingeleitet und hrsg. von Günter Gawlick, *Phil.Bibl. Meiner*, Hamburg 1959, *Vom Bürger*, I. Kapitel (s. auch das Register, Stichwort »Gesellschaft, bürgerliche [societas civilis]«); John Locke, *Two Treatises of Civil Government*, Introduction by W.S. Carpenter, London 1962, Book II, VII. Of Political or Civil Society; Immanuel Kant, *Kritik der Urteilskraft*, in: *Werke in sechs Bänden*, hrsg. von Wilhelm Weischedel, Band V, Darmstadt 1963, § 83, 555; ders., *Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht*, in: *Werke, a.a.O.*, VI. Band, 39; ders., *Anthropologie in pragmatischer Hinsicht abgefaßt*, in: *Werke, a.a.O.*, VI. Band, 685-687.
- 4 Thomas Hobbes, *Leviathan*, Introduction by A.D. Lindsay, London/New York 1962, Chap. XLVI.
- 5 Vgl. John Locke, *Two Treatises on Civil Government*, a.a.O.. Book II, V. Of Property, §§ 25-28. Vgl. dazu den Aufsatz des Verfassers, *Die naturrechtlichen Fundamente der klassischen politischen Ökonomie*, in: Ernst Blochs *Wirkung*. Ein Arbeitsbuch zum 90. Geburtstag, Frankfurt/M. 1975, 381-419.
- 6 Vgl. John Locke, a.a.O., VI. Of Paternal Power; Immanuel Kant, *Metaphysik der Sitten*, *Metaphysische Anfangsgründe der Rechtslehre*, I. Teil, 2. Hauptstück, 3. Abschnitt: Von dem auf dingliche Art persönlichen Recht, in: *Werke, a.a.O.*, IV. Band, 388ff.
- 7 Thomas Paine, *Common Sense*, edited with an Introduction by Isaac Kramnic, Harmondsworth 1976, 65.

- 8 Vgl. Thomas Paine, *Rights of Man*, edited with an Introduction by Henry Collins, Harmondsworth 1977, 94.
- 9 A.a.O., 185.
- 10 A.a.O., 187.
- 11 Vgl. Adam Smith, *An Inquiry into the Nature and Causes of the Wealth of Nations*, The Glasgow Edition of the Works and Correspondence of Adam Smith, Volume II, Oxford 1976, Book III: Of the different Progress of Opulence in different Nations, 376ff. Vor allem in diesem Teil des Werks entfaltet Adam Smith seine Geschichtsphilosophie.
- 12 Thomas Paine, *Rights of Man*, a.a.O., 186.
- 13 Vgl. dazu Hans Medick, *Naturzustand und Naturgeschichte der bürgerlichen Gesellschaft. Die Ursprünge der bürgerlichen Sozialtheorie als Geschichtsphilosophie und Sozialwissenschaft bei Samuel Pufendorf, John Locke und Adam Smith*, 2. Aufl., Göttingen 1981. Medicks Arbeit ist — trotz der wichtigen Vorarbeiten von Wilhelm Hasbach (*Die allgemeinen philosophischen Grundlagen der von Fr. Quesnay und A. Smith begründeten politischen Ökonomie*, Leipzig 1890; *Untersuchungen über A. Smith und die Entwicklung der politischen Ökonomie*, Leipzig 1891) — das einzige Werk in deutscher Sprache, welches der großartigen Konzeption der Schotten gerecht wird. In Deutschland pflegt man diese Tradition als »Popularphilosophie« abzutun (vgl. Hegels Urteil: G.W.F. Hegel, *Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie III*, Werke in zwanzig Bänden, Suhrkamp Theorie Werkausgabe, 20.Bd., Frankfurt/M. 1971, 285f.). Hegel hat allein das ökonomische Werk aufgenommen; die philosophische Gesamtkonzeption, die hinter dem ganzen Unternehmen steht, blieb ihm verschlossen.
- 14 Vgl. Hans Medick, a.a.O.
- 15 G.W.F. Hegel, *Grundlinien der Philosophie des Rechts oder Naturrecht und Staatswissenschaft im Grundrisse*, Theorie Werkausgabe, 7.Bd., Frankfurt/M. 1970, § 188.
- 16 A.a.O.
- 17 A.a.O., § 182 Zusatz.
- 18 Vgl. Otto Brunner, das »Ganze Haus« und die alteuropäische »Ökonomik«, in: *Neue Wege der Verfassungs- und Sozialgeschichte*, 3.Aufl., Göttingen 1980, 103ff.
- 19 Hegel, *Rechtsphilosophie*, a.a.O., § 246.
- 20 Hinzuweisen ist auf Klaus Hartmann, *Politische Philosophie*, a.a.O., VIII. 3.: *Der Staat der Gesellschaft*, 253ff.
- 21 Das hat Hans Medick herausgearbeitet. Vgl. a.a.O., VI. 2., 180ff.
- 22 Karl Marx/Friedrich Engels, *Die deutsche Ideologie. Kritik der neuesten deutschen Philosophie in ihren Repräsentanten Feuerbach, B. Bauer und Stirner, und des deutschen Sozialismus in seinen verschiedenen Propheten*, Karl Marx/Friedrich Engels, Werke (MEW), Bd.3, Berlin 1969, 36.
- 23 Karl Marx, *Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie (Rohtentwurf) 1857-1858*, Berlin 1953, 27.
- 24 In frühen Schriften von Marx finden sich Stellen, die an den althergebrachten Begriff von bürgerlicher Gesellschaft erinnern. In der Tat aber reflektiert Marx diese Bedeutung nicht. Vgl. MEW Bd.1, 275f.
- 25 Vgl. den bereits zitierten Aufsatz des Verfassers.
- 26 Vgl. Karl Marx, *Zur Kritik der politischen Ökonomie*. Vorwort, MEW 13, 7ff.
- 27 Dies ist die Kernthese der Habilitationsschrift des Verfassers, *Aufhebung der Philosophie. Die Transformation der Philosophie bei Marx und in der Marx-Nachfolge*.
- 28 Manfred Riedel, *Der Begriff der »Bürgerlichen Gesellschaft« und das Problem seines geschichtlichen Ursprungs*, in: *Studien zu Hegels Rechtsphilosophie*, Frankfurt/M. 1969, 141f.
- 29 A.a.O., 143f.
- 30 A.a.O., 145.
- 31 Manfred Riedel, *Art. Gesellschaft, bürgerliche*, in: *Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland*, hrsg. von Otto Brunner, Werner Conze, Reinhart Kosellek, Bd.II, Stuttgart 1972, 736.
- 32 G.W. Leibniz, *Die natürlichen Gesellschaften*, in: *Politische Schriften II*, hrsg. und eingeleitet von Hans Heinz Holz, Frankfurt/Wien 1967, 138f.



- 33 Dies bildet den Kernpunkt von Hannah Arendts Theorie des Politischen. Vgl. *Vita activa oder Vom tätigen Leben*, a.a.O., Zweites und Fünftes Kapitel.
- 34 Hans Medick hat die konzentrierteste Darstellung des Problems des Naturzustands verfaßt. Vgl. a.a.O., III.
- 35 Vgl. Franz Neumann, *Die Herrschaft des Gesetzes. Eine Untersuchung zum Verhältnis von politischer Theorie und Rechtssystem in der Konkurrenzgesellschaft*, übersetzt und mit einem Nachwort von Alfons Söllner, Frankfurt/M. 1980.
- 36 Vgl. Immanuel Kant, *Über den Gemeinspruch: das mag in der Theorie richtig sein, taugt aber nicht für die Praxis*, in: *Werke* Bd.VI, a.a.O., 153f.
- 37 Zu dieser Metaphorik vgl. Carl Schmitt, *der Leviathan in der Staatslehre des Thomas Hobbes. Sinn und Fehlschlag eines politischen Symbols*, mit einem Anhang sowie einem Nachwort des Herausgebers, Köln-Lövenich 1982.
- 38 Vgl. Hans Medick, a.a.O., IV., 4. und 5.; C.B. Macpherson, *Die politische Theorie des Besitzindividualismus*, Frankfurt/M. 1973.
- 39 Zum Konzept schottischer Moralphilosophie vgl. den Bericht von Dugald Stewart, *Account of the Life and Writings of Adam Smith*, Works a.a.O., Volume III, 269ff.
- 40 Zu Adam Ferguson bemerkt der Herausgeber Duncan Forbes (*Adam Ferguson, An Essay on the History of Civil Society* [1767], edited with an Introduction by Duncan Forbes, Edinburgh 1966, XIX): »Ferguson however called his book an essay on the history of civil society. 'Civil society' could mean civilization in the broadest sense, a state of society 'polished' and 'refined' as contrasted with rude or savage society; ... The term polished or civilized 'originally referred to the state of nations in respect to their laws and government' (205)«.
- 41 Vgl. Martin Heidegger, *Die Zeit des Weltbilds*, in: *Holzwege*, Frankfurt/M. 1963, 69-192; ders., *Nietzsche, Zweiter Band*, Pfullingen 1961.
- 42 Dies hat der Verfasser in seinem bereits zitierten Aufsatz des näheren belegt.
- 43 Vgl. Walter Euchner, *Demokratiethoretische Aspekte der politischen Ideengeschichte, Abschnitt: Hobbes und Locke — die Dialektik von bürgerlicher Selbstbestimmung und staatlicher Autorität*, in: *Egoismus und Gemeinwohl. Studien zur Geschichte der bürgerlichen Philosophie*, Frankfurt/M. 1973, 23ff.
- 44 Vgl. Jean-Jacques Rousseau, *De la société générale du genre humain*, in: *Schriften zur Kulturkritik. Die zwei Diskurse von 1750 und 1755*, eingeleitet, übersetzt und hrsg. von Kurt Weigand, 3. durchgesehene Aufl., Phil.Bibl. Meiner, Hamburg 1978, 198: »L'erreur de Hobbes n'est donc pas d'avoir établi l'état de guerre entre les hommes indépendants et devenus sociables; mais d'avoir supposé cet état naturel à l'espèce, et de l'avoir donné pour cause aux vices dont il est l'effet.«
- 45 Ernst Bloch, *Naturrecht und menschliche Würde*, Frankfurt/M. 1961, 228.
- 46 A.a.O., 259.



Geier/Woetzel (Hrsg.):  
Das Subjekt des Diskurses

Beiträge zur sprachlichen Bildung von  
Subjektivität und Intersubjektivität  
Von Authier, Doppler, Gdaniec, Geier,  
Kurzawa, Lipowatz, Medicus, Meise,  
Normand, Nothdurft, Pêcheux,  
Strecker, Treut

Argument-Sonderband AS 98, 1983  
17,60/f.Stud.14,60 DM (Abo: 14,60/12,60)

Immanuel Wallerstein

## **Fortschrittsideologie und Zukunft des historischen Kapitalismus\***

Wenn es eine Idee gibt, die mit der Moderne verbunden ist, ja als ihr Kernstück verstanden wird, dann ist es die Idee des Fortschritts. Das heißt nicht, daß jeder daran geglaubt hat. In der großen öffentlichen ideologischen Debatte zwischen Konservativen und Liberalen, die der französischen Revolution vorausging, ihr aber vor allem folgte, lag der Kern der konservativen Position in dem Zweifel, ob die Veränderungen, denen Europa und die Welt unterworfen wurden, als Fortschritt zu betrachten seien, bzw. ob Fortschritt überhaupt als sinnvolles und bedeutsames Konzept anzusehen sei. Immerhin wissen wir auch, daß es die Liberalen waren, welche die Vorboten dieses Zeitalters wurden und die das verkörperten, was im 19. Jahrhundert die herrschende Ideologie der damals schon lange vorhandenen kapitalistischen Weltwirtschaft wurde.

Es ist nicht erstaunlich, daß die Liberalen an den Fortschritt glaubten. Die Fortschrittsidee rechtfertigte den gesamten Übergang vom Feudalismus zum Kapitalismus. Sie legitimierte es, den fortdauernden Widerstand gegen die Verwandlung aller Dinge in Waren zu brechen. Die Fortschrittsidee hatte die Tendenz, alle negativen Eigenschaften des Kapitalismus mit dem Argument beiseite zu wischen, daß der Nutzen gegenüber den Schäden bei weitem überwiege.

Was erstaunt, ist die Tatsache, daß ihre großen ideologischen Widersacher, die Marxisten — die Anti-Liberalen, die Sprecher der unterdrückten Arbeiterklassen — mit zumindest gleicher Leidenschaft wie die Liberalen an den Fortschritt glaubten. Ohne Zweifel diente dieser Glaube auch bei den Marxisten einem wichtigen ideologischen Zweck. Er rechtfertigte die Praxis der weltweiten sozialistischen Bewegung damit, daß diese den unaufhaltsamen Gang der historischen Entwicklung verkörpere. Außerdem schien es geschickt, diese Ideologie zu propagieren, da man dabei vorgab, die Ideen der bürgerlichen Liberalen zu benutzen, um diese in Verwirrung zu bringen.

Unglücklicherweise hatte diese scheinbar so scharfsinnige und sicherlich begeisterte Übernahme dieses weltlichen Glaubens an den Fortschritt zwei kleine Fehler. Zum einen rechtfertigte die Fortschrittsidee nicht nur den Sozialismus, sondern auch den Kapitalismus. Man konnte schwerlich dem Proletariat Hosianah singen, ohne vorher der Bourgeoisie zu huldigen. Marx' berühmte Schriften über Indien zeigen dies ebenso deutlich wie das »Kommunistische Manifest«. Zum anderen wurde der Fortschrittsglaube in den letzten 50 Jahren gegen alle »sozialistischen Experimente« ins Feld geführt, da der Maßstab für Fortschritt ja ein materialistischer ist (welcher Marxist würde dem nicht zustimmen?). Wer kennt sie nicht, die Verurteilungen der UdSSR mit der Begründung, dort sei der Lebensstandard niedriger als in den USA? Und trotz Chruschtschows Prahlerei berechtigt wenig zu der Annahme, daß dieser Unterschied in den nächsten 50 Jahren ausgeglichen wird.

Die marxistische Umarmung eines evolutionären Fortschrittsmodells hat

\* Übersetzt von Uta Lehmann-Grube und Hans-Heinrich Nolte. Der Aufsatz ist das Schlußkapitel eines Essays »Der historische Kapitalismus«, der in Kürze im Argument-Verlag erscheint.

sich als eine enorme Falle erwiesen — was Sozialisten erst seit kurzem im Zuge der ideologischen Krise als Teil der Strukturkrise der kapitalistischen Weltwirtschaft argwöhnen. Es ist einfach nicht wahr, daß der Kapitalismus als historisches System einen Fortschritt gegenüber Systemen darstellt, die er zerstört oder transformiert. Sogar während ich dies schreibe, spüre ich das Erbeben, welches das Gefühl begleitet, eine Blasphemie zu begehen. Ich fürchte den Zorn der Götter, denn ich stamme selbst aus derselben ideologischen Schmiede und habe denselben Götzen gehuldigt.

Ein Problem bei der Analyse von Fortschritt ist die Einseitigkeit aller vorgeschlagenen Maßstäbe. Es wird davon ausgegangen, daß wissenschaftlicher und technologischer Fortschritt unbestreitbar und atemberaubend ist, was sicher vor allem insofern wahr ist, als das meiste technische Wissen kumulativen Charakter hat. Wir diskutieren jedoch nie ernsthaft darüber, wieviel Wissen uns durch den weltweiten Sieg der Ideologie des Universalismus verlorengegangen ist. Wenn wir es doch tun, ordnen wir verlorenes Wissen als bloße Weisheit ein. Allerdings — auf dem einfachsten technischen Niveau, bei dem es um landwirtschaftliche Produktivität und geschlossene biologische Kreisläufe (biological wholeness) geht, haben wir in letzter Zeit langsam entdeckt, daß Methoden menschlichen Handelns, die vor ein oder zwei Jahrhunderten aufgegeben worden sind (was damals von aufgeklärten Eliten den zurückgebliebenen Massen aufgezwungen wurde), wiederbelebt werden müssen, da sie sich als die wirksameren herausstellen. Und, noch wichtiger, an den »Grenzen« der fortgeschrittenen Wissenschaft selbst entdecken wir die versuchsweise Wiederverwendung von Lehrsätzen, die wir vor einem oder vor fünf Jahrhunderten triumphierend verworfen haben.

Man sagt, daß der Kapitalismus in seiner Geschichte die technische Leistungsfähigkeit (mechanical outreach) der Menschheit verwandelt hat. Jeder input menschlicher Energie sei mit einem ständig wachsenden output von Produkten vergolten worden — was sicherlich auch richtig ist. Was wir nicht in Rechnung stellen, ist die Frage, in welchem Maße die geforderten gesamten inputs an Energie — sei es für jeden einzelnen Menschen oder für alle Personen, die im Rahmen der kapitalistischen Weltwirtschaft leben — gesunken oder gestiegen sind, ob nun pro Zeiteinheit oder pro Lebenszeit. Ist es denn so sicher, daß die Welt im historischen Kapitalismus weniger beschwerlich ist als in vorangegangenen Systemen? Allein unsere Verinnerlichung eines Arbeitszwangs ist schon Grund genug, dies zu bezweifeln.

Man sagt, daß die Menschen in keinem anderen System ein so bequemes Leben führen konnten oder auch eine solche Bandbreite von alternativen Lebenserfahrungen zu ihrer Verfügung hatten wie im jetzigen System. Auch diese Behauptung klingt richtig, wenn man die üblichen Vergleiche mit dem Leben unserer direkten Vorfahren heranzieht. Die Zweifel an der Richtigkeit dieser Aussage sind jedoch im Laufe des 20. Jahrhunderts ständig gestiegen, wie die wachsende Beschäftigung mit Lebensqualität, mit Anomie, Entfremdung und psychischen Krankheiten belegt. Schließlich wird gesagt, daß der historische Kapitalismus eine erhebliche Verbesserung in der Sicherung menschlichen Lebens mit sich gebracht hat — vor Verletzung und Tod durch endemische Ge-

fahren (die vier Reiter der Apokalypse) und vor unberechenbarer Gewalt. Wiederum ist dies im kleinen unbestreitbar (wenn man einmal von den Gefahren städtischen Lebens absieht). Stimmt das aber auch im großen, selbst wenn man das Damoklesschwert eines Atomkriegs außer acht läßt?

Es ist, so würde ich sagen, zu allermindest alles andere als selbstverständlich, daß die Welt heutzutage freier, gleicher und brüderlicher ist als vor eintausend Jahren. Man könnte sogar mit guten Gründen sagen, das Gegenteil sei der Fall. Ich möchte hier kein idyllisches Bild von den vorkapitalistischen Welten zeichnen. Auch in diesen Welten gab es wenig Freiheit, wenig Gleichheit und wenig Brüderlichkeit. Die einzige Frage ist, ob der historische Kapitalismus in dieser Hinsicht einen Fortschritt oder aber einen Rückschritt darstellt.

Ich möchte Grausamkeit und Unmenschlichkeit nicht vergleichen oder messen. Dies wäre schwierig zu bewerkstelligen und außerdem kläglich. Allerdings gibt es wenig Grund, mit den Leistungen des historischen Kapitalismus auf diesem Gebiet zufrieden zu sein. Die Welt des 20. Jahrhunderts kann für sich in Anspruch nehmen, es in diesen alten Künsten zu ungeahnten Verfeinerungen gebracht zu haben. Ich will auch nicht von dem steigenden und schier unglaublichen sozialen Müll sprechen, der das Ergebnis des Wettkampfes um die endlose Akkumulation von Kapital ist und dessen Pegelstand inzwischen die Grenze der Irreparabilität erreicht haben könnte.

Ich möchte meinen Fall statt dessen auf materielle Überlegungen stützen, nicht auf solche, welche die Zukunft der Gesellschaft betreffen, sondern auf solche über die reale historische Periode der kapitalistischen Weltwirtschaft. Die Argumentation ist einfach, wenn auch waghalsig. Ich möchte jene marxistische Behauptung verteidigen, die selbst orthodoxe Marxisten oft schamvoll verschweigen, die These von der absoluten (nicht der relativen) Verelendung des Proletariats.

Ich höre schon das wohlmeinende Flüstern. Das kannst Du nicht ernst meinen; sicher meinst Du die relative Verelendung. Geht es den Industriearbeitern heute nicht deutlich besser als 1800? Den Industriearbeitern, ja, oder wenigstens vielen Industriearbeitern. Aber Industriearbeiter machen immer noch einen relativ kleinen Teil der Weltbevölkerung aus. Dem überwiegenden Teil der weltweiten Arbeitskraft, der in ländlichen Gebieten lebt oder zwischen diesen und städtischen Slums pendelt, geht es schlechter als ihren Vorfahren vor 500 Jahren. Sie essen weniger gut und sicherlich weniger ausgewogen. Obwohl die Wahrscheinlichkeit, das erste Lebensjahr zu überleben, heute größer ist (auf Grund des Vorantreibens der Sozialhygiene zum Schutz der Privilegierten), bezweifle ich, daß die Lebenserwartung der Weltbevölkerung, zählt man erst nach dem ersten Lebensjahr, heute höher liegt als früher. Ich vermute, das Gegenteil käme heraus, wenn man beginnen würde, Daten dieser Art zusammenzutragen. Ohne Zweifel arbeitet die Weltbevölkerung heute härter — mehr Stunden pro Tag, pro Jahr, pro Lebenszeit. Und da sie dies für einen geringeren Gesamtlohn tut, ist die Ausbeutungsrate sehr stark gestiegen.

Ist die politische und soziale Unterdrückung ebenso gestiegen wie die wirtschaftliche Ausbeutung? Dies ist schwerer zu untersuchen. Die Sozialwissenschaften besitzen, wie Jack Goody es einmal ausdrückte, keine »Euphorime-

ter«. Die kleinen Gemeinschaften früherer historischer Systeme übten eine Form sozialer Kontrolle aus, die die menschliche und soziale Freizügigkeit (human choice and variability) einschränkte. Dies erlebten viele sicherlich als aktive Unterdrückung. Andere, die zufriedener waren, zahlten für ihre Zufriedenheit mit einem engen Verständnis davon, was dem Menschen möglich ist.

Die Installierung des historischen Kapitalismus hat, wie wir alle wissen, die stetige Verringerung, ja die totale Abschaffung der Rolle dieser kleinen Gemeinschaften mit sich gebracht. Was aber hat ihren Platz eingenommen? In vielen Gebieten und über lange Zeit wurde die Funktion der Gemeinschaftsstrukturen durch »Plantagen« ersetzt, d.h. durch die unterdrückende Kontrolle großer polit-ökonomischer Strukturen durch »Unternehmer«. Von den »Plantagen« der kapitalistischen Weltwirtschaft — ob sie nun auf Sklaverei, Arbeitshaus, erzwungenen oder freiwilligen Pachtverhältnissen (share-cropping) oder Lohnarbeit basieren — kann man kaum behaupten, daß sie den Weg zu einer freieren Individualität geebnet hätten. Die »Plantagen« können als eine ausgesprochen wirksame Form der Mehrwertextraktion angesehen werden. Ohne Zweifel haben sie auch schon in früheren Zeiten menschlicher Geschichte existiert, nie zuvor wurden sie jedoch in gleichem Umfang für die landwirtschaftliche Produktion genutzt — anders als im Bergbau und in großen Infrastrukturprojekten, die insgesamt jedoch wesentlich weniger Menschen einzubeziehen pflegten.

Selbst wo die eine oder andere Form direkter autoritärer Kontrolle landwirtschaftlicher Aktivität (die wir »Plantagen« genannt haben) die vorhergehenden lockeren Kontrollstrukturen nicht ersetzte, wurde die Auflösung der Gemeinschaftsstrukturen in ländlichen Gebieten nicht als »Befreiung« empfunden, da sie unausweichlich von einer ständig wachsenden Kontrolle entstehender Staaten begleitet oder häufig sogar hervorgerufen wurde. Die entstehenden Staaten waren in steigendem Maße unwillig, den direkten Produzenten seinen eigenen, lokalen Entscheidungsprozessen zu überlassen. Der Druck ging insgesamt dahin, einen gesteigerten Arbeitseinsatz und eine wachsende Spezialisierung in der Arbeit zu erzwingen (was aus der Sicht des Arbeiters seine Verhandlungsposition schwächte und ihn abstumpfte).

Das war aber nicht alles. Der Kapitalismus entwickelte in seiner Geschichte einen ideologischen Rahmen der Unterdrückung und Erniedrigung, wie er nie zuvor bestanden hatte, den wir heute Sexismus und Rassismus nennen. Um es deutlich zu sagen: Sowohl die Dominanz des Mannes über die Frau, als auch ein allgemeiner Fremdenhaß waren in vorangegangenen historischen Systemen weitverbreitet, ja universal. Sexismus war jedoch mehr als die Dominanz von Männern über Frauen, ebenso wie Rassismus mehr war als ein allgemeiner Fremdenhaß.

Sexismus war die Verbannung der Frauen in die unproduktive Arbeit. Dies war in zweifacher Hinsicht erniedrigend: erstens, weil die tatsächlich von ihnen geforderte Arbeitsintensität im Zweifel zunahm, und zweitens, weil in der kapitalistischen Weltwirtschaft zum ersten Mal in der Geschichte die produktive Arbeit zur Legitimation für Privilegierung wurde. Damit entstand ein *double bind*, der innerhalb des Systems der Auflösung widersteht.

Rassismus war nicht der Haß oder die Unterdrückung eines Fremden von außerhalb des eigenen historischen Systems. Ganz im Gegenteil: Rassismus diente der Schichtung der Arbeitskraft innerhalb des historischen Systems, um unterdrückte Gruppen in das System einzubinden, nicht, um sie auszuschließen. Rassismus rechtfertigte die niedrige Vergütung für produktive Arbeit trotz des Vorrangs produktiver Arbeit in der Entlohnungshierarchie. Dies funktionierte, indem man Arbeiten mit der niedrigsten Vergütung als Arbeiten der niedrigsten Qualität definierte. Da ex definitio argumentiert wurde, konnte eine Änderung in der Qualität der Arbeit immer nur die Art des Vorwurfs ändern. Gleichzeitig stellte die Ideologie des Kapitalismus jedoch den sozialen Aufstieg als Lohn für individuelle Leistung in Aussicht. Dieser *double bind* hat sich ebenfalls als hartnäckig erwiesen.

Sowohl Sexismus als auch Rassismus waren gesellschaftliche Vorgänge, in denen »Biologie« zur Definition genutzt wurde. Da Biologie aber in jeder unmittelbaren Hinsicht sozial unveränderlich ist, haben wir es scheinbar mit einer Struktur zu tun, die zwar auf sozialen Grundlagen beruhte, sich einer sozialen Demontage jedoch entzog. Das stimmte natürlich nicht wirklich. In Wirklichkeit konnten und können die Strukturen von Rassismus und Sexismus nicht abgebaut werden, ohne das gesamte historische System abzubauen, das diese Strukturen hervorgebracht und durch sein Vorgehen erhalten hat.

Sowohl in materieller als auch in psychischer Hinsicht (Rassismus und Sexismus) hat also eine absolute Verelendung stattgefunden. Das bedeutet selbstverständlich, daß die Kluft in der Mehrwertkonsumption zwischen den oberen 10 bis 15% der Bevölkerung der kapitalistischen Weltwirtschaft und dem Rest gewachsen ist. Wenn wir bisher der Meinung waren, daß die Kluft nicht größer geworden ist, so haben wir uns auf drei Fakten gestützt. Erstens hat die Ideologie des Leistungsdenkens tatsächlich erhebliche Aufstiegschancen für Einzelne und sogar Mobilität für bestimmte Berufsgruppen eröffnet. Dies geschah allerdings, ohne das Verhältnis innerhalb der gesamten kapitalistischen Weltwirtschaft grundlegend zu ändern, da der individuelle oder gruppenbezogene Aufstieg von einem Anwachsen der unteren Schichten begleitet wurde, entweder durch Integration neuer Völker in die Weltwirtschaft oder durch ungleichgewichtige demographische Wachstumsraten.

Der zweite Grund, dessentwegen wir die wachsende Kluft nicht bemerkt haben, liegt darin, daß die Analysen der Geschichts- und Sozialwissenschaften auf die Untersuchung der »Mittelklassen« konzentriert waren, auf jene 10 bis 15% der Weltbevölkerung also, deren Konsumtion die eigene Mehrwertproduktion überstieg. Innerhalb dieser Schichten hat allerdings eine ziemlich dramatische Abflachung der Kurve *in diesem Sektor* stattgefunden, eine Annäherung zwischen der Spitze (weniger als 1% der Gesamtbevölkerung) und den tatsächlichen »mittleren« Segmenten oder Kadern (der Rest der 10 bis 15%). Die »fortschrittliche« Politik des historischen Kapitalismus der letzten paar hundert Jahre hat zu einer stetigen Egalisierung innerhalb der kleinen Gruppe geführt, die sich den weltweiten Mehrwert teilte. Das Triumphgeschrei dieses »mittleren« Sektors über die sich verringemde Kluft zu dem obersten Prozent hat über den wachsenden Abstand zu den restlichen 85% hinweggetäuscht.

Es gibt einen dritten Grund, warum diese wachsende Divergenz nicht Schwerpunkt der allgemeinen Diskussion ist. Es ist möglich, daß sich die absolute Polarisierung innerhalb der letzten 10 bis 20 Jahre unter dem Druck der gemeinsamen Anstrengungen der antikapitalistischen Bewegungen und der Annäherung an die wirtschaftlichen Asymptoten verlangsamt hat (obwohl sich die relative Polarisierung nicht einmal verlangsamt). Diese Vermutung sollte jedoch mit Vorsicht behandelt werden und im Kontext 500jähriger historischer Entwicklung einer wachsenden absoluten Polarisierung gesehen werden.

Will man einer Analyse des Übergangs von einem historischen System zu einem anderen mit Intelligenz näherkommen, ist es der zentrale Punkt, sich mit den Realitäten auseinanderzusetzen, die mit der Fortschrittsideologie einhergehen. Die Theorie einer evolutionären Entwicklung beinhaltet nicht nur die Annahme, daß das nachfolgende System besser war als das vorhergehende, sondern auch, daß eine neue herrschende Gruppe eine alte ablöste. Danach war der Kapitalismus nicht nur der Sieg über den Feudalismus, sondern auch der Sieg der »Bourgeoisie« über den »landbesitzenden Adel« (oder die »feudalen Elemente«). Wenn aber der Kapitalismus gar nicht fortschrittlich war, was bedeutet dann die bürgerliche Revolution? Gab es überhaupt eine — oder mehrere — bürgerliche Revolutionen?

Das Bild der Entstehung des historischen Kapitalismus als Sturz eines rückschrittlichen Adels durch eine fortschrittliche Bourgeoisie ist unzutreffend. Das grundlegend richtige Bild ist, daß der historische Kapitalismus vom landbesitzenden Adel ins Leben gerufen wurde, der sich aber in eine Bourgeoisie verwandelte, weil die alten Strukturen in Auflösung begriffen waren. Statt das ungewisse Ende dieser Auflösung abzuwarten, unterwarfen sich die alten Eliten einem radikalen Strukturwandel, um ihre Fähigkeit, die direkten Produzenten auszubeuten, zu erhalten und *bedeutend zu erweitern*.

Wenn aber dieses Bild des historischen Kapitalismus richtig ist, so muß das auch unsere Vorstellung des Übergangs von einer kapitalistischen Weltwirtschaft zu einer sozialistischen Weltordnung radikal ändern. Bis jetzt wurde das Konzept der »Revolution des Proletariats« mehr oder weniger am Beispiel der »bürgerlichen Revolution« entwickelt. Wie das Bürgertum den Adel, so würde das Proletariat das Bürgertum besiegen. Diese Analogie war der wichtigste Baustein in der Strategie der sozialistischen Weltbewegung.

Wenn es aber gar keine bürgerliche Revolution gegeben hat, heißt das dann auch, daß es keine proletarische Revolution gegeben hat oder geben wird? Keineswegs, weder logisch, noch empirisch. Es bedeutet aber, daß wir das Thema Übergänge anders angehen müssen. Erstens müssen wir zwischen Wandel durch Auflösung und Wandel durch aktives Eingreifen (controlled change) unterscheiden. Samir Amin hat das die Unterscheidung zwischen »Dekadenz« und »Revolution« genannt: zwischen der Art von »Dekadenz«, die er im Untergang Roms (und heutzutage) feststellt, und dem eher gelenkten Wandel beim Übergang vom Feudalismus zum Kapitalismus.

Das ist aber nicht alles, denn der gelenkte Wandel (Amins »Revolution«) hat, wie wir gerade festgestellt haben, nicht notwendig »progressiven« Charakter. Aus diesem Grund müssen wir zwischen solchen Strukturveränderungen

gen unterscheiden, die die Ausbeutung der Arbeitskraft unangetastet lassen (oder sogar verschärfen) und solchen, die diese Art der Ausbeutung abschaffen oder zumindest stark reduzieren. Die zu unserer Zeit aktuelle Frage ist also nicht, ob es einen Übergang vom historischen Kapitalismus zu etwas anderem geben wird. Das ist so sicher, wie so etwas nur sein kann. Unsere Frage ist, ob dieses andere, das Ergebnis dieses Übergangs, sich von dem, was wir jetzt haben, moralisch grundlegend unterscheiden wird oder nicht, ob es sich um Fortschritt handeln wird oder nicht.

Fortschritt ist nichts Unausweichliches. Wir kämpfen darum. Die Form, in der dieser Kampf vonstatten geht, ist nicht Sozialismus gegen Kapitalismus, sondern Übergang zu einer relativ klassenlosen Gesellschaft, statt zu einer neuen klassengebundenen Produktionsweise (die sich zwar vom historischen Kapitalismus unterscheidet, jedoch nicht notwendig besser ist). Die Alternativen der Welt-Bourgeoisie in diesem Prozeß sind nicht die zwischen historischem Kapitalismus und Selbstmord. Die Alternativen bestehen zwischen einer »konservativen« Haltung einerseits, was auf eine wachsende Auflösung des Systems und, daraus folgend, auf eine unbestimmte, wahrscheinlich aber egalitäre Weltordnung hinauslaufen würde und einem offenen Versuch andererseits, die Kontrolle über den Wandel an sich zu reißen, indem man sich einen »sozialistischen« Anstrich geben und ein alternatives System entwerfen würde, das den Prozeß der Ausbeutung der Weltarbeitskraft zum Nutzen einer Minderheit erhalte.

Im Lichte dieser bestehenden politischen Alternativen der Welt-Bourgeoisie müssen wir die Geschichte der sozialistischen Weltbewegung und die Geschichte derjenigen Staaten, in denen eine sozialistische Partei in der einen oder anderen Form die Macht übernommen hat, begreifen und bewerten. Das erste und wichtigste in einer solchen Bewertung ist, daran zu erinnern, daß diese sozialistische Weltbewegung so wie alle Formen systemfeindlicher Bewegungen und alle revolutionären und/oder sozialistischen Staaten selbst integrale Ergebnisse des historischen Kapitalismus gewesen sind. Sie waren nicht Strukturen außerhalb des historischen Systems, sondern Absonderungen aus Prozessen innerhalb des Systems. Aus diesem Grund haben sie alle Widersprüche und Zwänge des Systems übernommen. Sie konnten und können gar nicht anders. Ihre Fehler, ihre Grenzen und ihre negativen Auswirkungen sind Teil der Bilanz des historischen Kapitalismus und nicht eines hypothetischen Systems einer sozialistischen Weltordnung, die bis jetzt gar nicht besteht. Das Ausmaß der Ausbeutung in revolutionären und/oder sozialistischen Staaten, die Verweigerung der politischen Freizügigkeit, das Fortbestehen von Sexismus und Rassismus sind vielmehr Resultat der Tatsache, daß diese Staaten nach wie vor in den peripheren und halbperipheren Zonen der kapitalistischen Weltwirtschaft angesiedelt sind, als daß sie Resultat der Eigenheiten eines neuen sozialen Systems sind. Die wenigen Krümen, die im historischen Kapitalismus für die Arbeiterklasse abgefallen sind, waren immer auf die Kernregionen (Zentren) beschränkt. Dies trifft auch heute noch in unverhältnismäßig großem Umfang zu.

Die systemfeindlichen Bewegungen und ihre Regimes können deshalb nicht an den »guten Gesellschaften« gemessen werden, die sie fähig oder unfähig



waren hervorzubringen. Vernünftigerweise können sie nur an der Frage gemessen werden, wieviel sie zum weltweiten Kampf um den Übergang vom historischen Kapitalismus zu einer egalitären sozialistischen Weltordnung beigetragen haben. Dies aufzurechnen ist wegen der Art, in der diese widersprüchlichen Prozesse selbst vor sich gehen, sehr schwierig. Alle positiven Vorstöße haben positive und negative Konsequenzen. Jede Schwächung des Systems trägt auf anderem Gebiet zu seiner Stärkung bei. Jedoch nicht notwendig in gleichem Maße! Und hierauf zielt die Frage.

Ohne Frage haben die systemfeindlichen Bewegungen für den oben erwähnten Kampf in ihrer Mobilisierungsphase den wichtigsten Beitrag geleistet. Indem sie Rebellionen organisierten und das Bewußtsein veränderten, waren sie befreiende Kräfte; und je weiter die Entwicklung fortschritt, desto größer wurde durch den feedback-Mechanismus historischen Lernens der Beitrag einzelner Bewegungen. Sobald solche Bewegungen innerhalb der staatlichen Strukturen Macht erhielten, haben sie sich schwerer getan, da der Druck, ihre systemfeindliche Schlagkraft zu dämpfen, außerhalb und innerhalb der Bewegung in geometrischer Reihe zunahm. Daraus ist aber keine vollständig negative Bilanz von »Reformismus« und »Revisionismus« zu folgern. In gewisser Weise waren Bewegungen, die an der Macht waren, die politischen Gefangenen ihrer eigenen Ideologie und darum Gegenstand organisierten Drucks von Seiten der direkten Produzenten innerhalb des revolutionären Staates und von Seiten der systemfeindlichen Bewegungen außerhalb.

Die wirkliche Gefahr entsteht genau zum jetzigen Zeitpunkt, da der historische Kapitalismus seine vollständige Entfaltung erfährt — die Erweiterung der Verwandlung von allem in Waren (commodification of everything), die wachsende Stärke der Weltfamilie der systemfeindlichen Bewegungen, die fortschreitende Rationalisierung menschlichen Denkens. Es ist diese vollständige Entfaltung, die den Zusammenbruch des Systems — das bis jetzt gedeihen konnte, weil es seine Logik nur zum Teil verwirklichen konnte — mit sich bringen wird. Und gerade in dem Moment, da es zusammenbricht und weil es zusammenbricht, werden die Kräfte und die Vertreter eines Übergangs immer attraktiver erscheinen, und aus diesem Grund wird der Ausgang noch ungewisser. Der Kampf um Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit zieht sich hin, Genossen, und der Austragungsort des Kampfes wird sich immer mehr in die systemfeindlichen Kräfte der Welt selbst hineinverlagern.

Kommunismus ist Utopie, also nirgendwo. Er ist die Inkarnation all unserer religiösen Eschatologien: die Ankunft des Messias, die Wiederkunft Christi, Nirwana. Er ist keine historische Perspektive, sondern ein gegenwärtiger Mythos. Sozialismus dagegen ist ein realisierbares historisches System, das eines Tages auf der Welt eingerichtet werden könnte. Es besteht kein Interesse an einem »Sozialismus«, der sich als zeitweiliges Übergangsstadium zu einer Utopie versteht. Es besteht ausschließlich Interesse an einem konkreten historischen Sozialismus, der den Mindestanforderungen an ein historisches System genügt, das Gleichheit und Gerechtigkeit so weit wie möglich vorantreibt, das die Kontrolle der Menschheit über ihr eigenes Leben (Demokratie) vergrößert und das die Phantasie befreit.

Frithjof Hager

## Tatsachen und Erfahrung

*Für meine Kollegen*

Aufgabe der Sozialwissenschaften ist die Produktion von Tatsachen und ihrer Erkenntnis. An ihnen hat das wissenschaftliche Denken sein Maß: Tatsachen sind das Festgewordene, Irreduzible. Sie behaupten sich als das Bestimmte, von dem her jede höhere Abstraktion seine analytische Kraft gewinnt. Und eine Theorie der Gesellschaft wäre ohnmächtiger Traum, hätte sie nicht die ganze Gewalt der widerstrebenden Tatsächlichkeit in sich aufgenommen; ihre Ohnmacht würde bloß die Macht des Faktischen festigen. Ohne Tatsachen kann Kritik nicht sein. Sie sind das Konkrete, durch das wir unsere Wirklichkeit als nah erfahren können. An ihnen begreifen wir, was wir getan haben. Überprüfen wir unser Handeln, so sehen wir es an ihnen ausgewiesen: Ohne Kritik können Tatsachen nicht gelten.

Warum aber sind so viele Tatsachen, die die empirische Sozialforschung erzeugt, ohne lebendige Erfahrung; warum ist soviel subjektive Erfahrung ohne Selbstverständnis; leer von Tatsachen? Es ist eine eigentümliche Erfahrung, Wirklichkeit sprachlos, also ohne die Mächtigkeit der Einsicht, die zu anderem Handeln befähigt, zu erfahren.

Ich möchte eine Antwort versuchen. In der historischen Nachforschung soll beispielhaft aufgewiesen werden, was gegenwärtig zugleich aufeinander wirkt und sich gegenseitig verursacht. Ohne eine solche zeitliche Analyse — etwa also in einer lediglich systematischen, die nur definiert, was zugleich konstitutiv ist — wäre die Bewegung des Gleichzeitigen nicht erkennbar; ihre Zeitlichkeit wäre nicht zu erklären. Ich wäre dem Fehler verfallen, den ich gerade kritisieren will: der Zerteilung von Realem und Gedanklichem käme ich nach; und würde wiederum historischen Sinn und lebendige Erfahrung voneinander abspalten.

Tatsachen wurden entdeckt, als in der Wende zu den Naturwissenschaften Galilei die Physik als neue Erfahrungswissenschaft begründete. Durch die Einsicht in die Objektwelt, der nun bloß die eigene Beobachtung und Wahrnehmung als angemessenes Erkenntnisinstrument der Empirie galt, entstand ein Selbstbewußtsein nicht nur der Wissenschaftler, sondern allgemein im Vertrauen auf die Sehkraft der eigenen Augen. Als erstes war nun immer nur die eigene Erfahrung gegenüber dem zu Erkennenden als Beweis zugelassen. So war die Methode eine Frage der Beweisbarkeit, nicht zuerst der Beweis eine Frage der Methode.

Die Einsicht in die Praxis gebrauchte die Methode als ihr Instrument. Sie behielt sich die Wahl der Methode vor, machte diese sich nach ihrem Interesse der Erkenntnis verfügbar; so war sie darin unabhängig von jener. Nach unserer sinnlichen Erfahrung — so Holbach — können wir der Natur einsichtig werden. Alle Irrtümer der Menschen seien Irrtümer, die sich auf Physisches beziehen. »Die Menschen irren sich nur, wenn sie es unterlassen, auf die Natur zurückzugreifen, ihre Regeln zu befragen und ihre Erfahrung zu Rate zu zie-

hen.«<sup>1</sup> Erkenntnis der Natur ist hier gleich mit Selbsterkenntnis. Tatsachen waren Kritik gegen die herrschende Metaphysik: sie waren gegen den Aberglauben der Religion, gegen die feudalen Machthaber gerichtet.

Einsicht und Kritik, Methode und Tatsachen waren zueinander immer im Zusammenhang, unlösbar in dem, wie sie die Gesetzmäßigkeiten der Natur vollziehbar machten. In der Aufklärung, im Zeitalter also, indem die Vernunft die Herrschaft erobern sollte, bewiesen die von der Naturwissenschaft begründeten positiven Tatsachen immer die Änderung der gesellschaftlichen Ordnung; so waren sie immer radikal umstürzlerisch. Sie konnten es sein. Sie bewiesen das Glück. Wenn der Irrtum beseitigt war, gab es nur eine Wahrheit: »Der Mensch ist nur darum unglücklich, weil er die Natur verkennt.«<sup>2</sup>

Das Glück lag in der Erkenntnis der Natur, die Selbstbewußtsein war, und in den Tatsachen, die sie hergab. Da, wie die aufgeklärten Wissenschaftler glaubten, in der gesellschaftlichen Veränderung das Glück verwirklicht wurde, konnten das Beweisbare und das Wirkliche übereinstimmen: Empirie und Praxis waren identisch. Es ist deutlich — hier wurde gedacht, ein Denken, verwirklicht in Realabstraktionen, sei möglich.

Die französische Revolution hat diese Hoffnung — sie war naiv — nicht eingelöst. Der durch sie sich steigernde Kapitalismus hat das Glück des Eigentums für wenige, für die meisten das Elend der Ausbeutung gebracht. Die gesellschaftliche Praxis hatte das Glück — soziale Gleichheit und Gerechtigkeit für alle — nicht eingelöst. Die Tatsachen dieser Praxis galten nicht mehr für alle; sie erforderten nicht mehr Einsicht eines jeden, sondern die richtige Analyse, denn: Was war gegen die soziale Ungleichheit zu tun? Wie war wissenschaftlich beweisbar zu handeln? Was ist das Kalkül, durch das Gleichheit hergestellt wird, was sind die Kosten dieser Herstellung — so wurde gefragt. Gleichheit sollte durch das Mittel der Wissenschaft möglich gemacht werden und war zugleich Gegenstand der Untersuchungen der Wissenschaft. So wird nicht mehr das Physische, die Naturgesetze, sondern das Gesellschaftliche zur Begründung für die Natur der Menschen. Die Individuen sind, in einem elementaren Sinne, indem sie Gleichheit herstellen sollen, zugleich Subjekt, und indem sie durch die wissenschaftliche Untersuchung als gleich bestimmt werden, Objekte des Sozialen. *Dieses* wird dadurch Prinzip von wissenschaftlichem Denken, und so wird eine erste und empirische Begründung von Sozialwissenschaften gegeben. Nicht mehr die Praxis, sondern die Methode soll Gleichheit und Glück, die durch Tatsachen bewiesen werden, einsichtig machen. Tatsächlich waren die Tatsachen also nicht mehr, weil sie praktisch, sondern weil sie wissenschaftlich waren. Ich sehe das als entscheidend an — es ist eine Verschiebung der Empirie: Die Tatsachen erfuhren eine andere Formbestimmung. Indem sie vor allem durch die Methode bestimmt wurden, wurden sie Teil der Analyse; dieser Form nach waren sie zuerst *nur* in der denkabstrakten Bestimmung zu begreifen.

Dagegen stand die lebendige Erfahrung der vielen, der Lohnarbeiter, die begreifen mußten, was für sie *real*abstrakte Tatsachen waren. Diese doppelte Form des Begriffs der Tatsachen zeigt sich im Begriff der Praxis: Es entstand ein konträres Verhältnis zwischen Theorie und Praxis; indem sie auseinander-

traten, konstituierten sie damit ein gegenseitiges Explikationsverhältnis, bei dem zur Bestimmung stand, wem von beiden das Primat der Interpretation der Tatsachenbedeutung zukam. Eine Entscheidung für eine war auch die Begründung für eine je verschiedene empirische Sozialforschung.

Saint Simon hat das erkannt: Er leugnet die unterschiedliche Tatsachenbestimmung nicht, aber fordert die Vermittlung der Tatsachen an alle. Hier schließt er an die Aufklärung an. Ist für alle jede Kenntnis verfügbar, ist für jeden auch alles Soziale begreiflich, so ergibt sich: niemand ist handlungsunfähig. Saint Simon geht aber weiter: Diese allgemeine Vermittlung der Tatsachen macht alle Individuen gleich, indem sie durch Arbeit gleich werden. Die nicht hintergehbare Trennung in Hand- und Kopfarbeit, die daher entstandene notwendige Spaltung in real- und denkabstrakte Tatsachen soll *praktisch* geändert werden. Die Wissenschaftler vermitteln den Arbeitenden ihre Tatsachenerkenntnisse, diese, da sie jene ernähren, haben das Recht zu bestimmen, was sie wissen wollen. So geht die Verfügbarkeit über das allgemeine Wissen auf die Produzenten über, für die *Interpretation* des positiv Beweisbaren wird die Praxis der Arbeit Bezugspunkt. Denkabstrakte Tatsachen werden auf diese Weise auf die realabstraktiven bezogen.

Das wissenschaftliche Wissen muß geglaubt werden, da nicht jede wissenschaftliche Begründung schon von allen verstanden werden kann. Aber — so Saint Simon: »Dieses Vertrauen schließt stets den Vorbehalt eines Widerspruchsrechtes ein für den Fall, daß neue Beweise beigebracht werden oder die Glaubenden genügend Wissen erworben haben ... Das Volk ist also weit entfernt davon, damit auf den freien Gebrauch seines Denkens zu verzichten.«<sup>3</sup> Das Widerspruchsrecht zeigt: Die Produzenten konstituieren die Bedeutung der Tatsachen als praktische Bedeutung. Damit beginnt Empirie, sich in ihre Praxis aufzulösen. Mehr noch: Bekämen die Akteure selber die Empirie in die Hände, würde ihre Praxis zu *ihrer* Empirie — zur Einsicht über sich selbst.

Damit verwandelt sich Sozialwissenschaft zum Mittel der Politik (sie hätte derart die Aufgabe der gerechten Ordnung); so wird Politik wissenschaftlich, nämlich zur Wissenschaft der Produzenten und geht so in der politischen Ökonomie auf. Für die Herstellung der Gleichheit ist Praxis das erste. Praxis als Methode also.

Gegen Saint Simon steht Comte: Wegen ihrer höheren Kompliziertheit sollen die sozialen Fragen einer kleinen Zahl auserwählter Geister vorbehalten bleiben. Für eine soziale Reorganisation ist eine politische Lehre zu begründen, die hinreichend vernünftig zu erdenken ist.<sup>4</sup> Die Soziologie hat Comte so begründet: Soziale Gleichheit ist Gegenstand seiner Wissenschaft. Er hat hier aber, da sie einen Teil einer kritischen Philosophie, die nicht wissenschaftlich, sondern anarchisch verfahren ist (die Aufklärung), die politische Ökonomie exkommuniziert. So läßt sich sagen, daß gerade die Minderung um Gesellschaftstheorie als Kritik der Gesellschaft die Soziologie als Einzelwissenschaft ergab; denn *ohne* jene ließen sich gerade positive Prinzipien aufstellen, die ein wissenschaftliches Fundament bilden konnten: »Wahre Wissenschaft, vom höchsten Standpunkt aus gesehen, hat kein anderes Ziel als die intellektuelle Ordnung ohne Unterlaß zu begründen und zu befestigen, die, man kann nicht

oft genug daran erinnern, die erste unerläßliche Grundlage für jede andere wahre Ordnung ist.«<sup>5</sup>

Damit war aber Praxis als eine durch Produzenten entstehende Wirklichkeit nicht mehr der Gegenstand. Für sie trat das Beweismäßige, eine nur durch die Methode begründete Empirie an — sie war Praxis ohne Arbeit. War für sie Praxis nur noch ihr Objekt, konnte der Empirie das Soziale unterworfen werden. So wird auch Theorie unabhängig; sie wird als Bedingung der Methode von dieser bedingt; die Tatsachen, durch methodische Operationen definiert, sind erst da interpretationswürdig.

Für solche analytische Abstraktion gilt unter dem Tatsächlichen nur noch das, was sich am ähnlichsten ist. Nicht, was zu sehen ist, soll erkannt werden, sondern gesehen werden soll, was sich gleich ist.

Es kommt auf die Erkenntnis des gleichförmigen Zustands an. Tatsachen werden auf diese Weise der Abstraktion unterzogen, indem sie als analog zueinander angesehen werden. Ziel ist die Bestimmung ihrer Äquivalenzrelationen. Ist jede Tatsache mit jeder kompatibel, ist auch jede selbst gleich, für sich unabhängig: frei von einem vorgängigen Zusammenhang, frei von Widersprüchen. Dieser Tatsachenfreiheit ist die Emanzipation der Methode vorausgegangen: Sie hat sich von Praxis und Kritik freigemacht — sie hat Empirie zu Praxis gemacht und läßt Kritik nur noch als Methodenkritik gelten. Außerhalb der Methode gibt es keine Erkenntnis. So entspricht sie der Bedingung der Naturwissenschaft, der Comte nachkommen wollte: Er wollte Soziologie als soziale Physik begründen, also unabhängig-objektiv im Gleichartigen Gesetzmäßiges erkennen. Die Physikalisierung hat auch diese Konsequenz: In den Tatsachen wird nicht mehr die Bewegung der Produktion, der gesellschaftlichen Arbeit erkannt; unbewußt ihrer Resultante sind Tatsachen nur noch Resultat. Ohne die Bewegung der Arbeit in der Wirklichkeit, durch die gesellschaftliche Zeitlichkeit entsteht, haben sie in ihrer Bedeutung die lebendige Zeit verloren und sind gerade deshalb fungibel, frei beziehbar.

Ihre Relation verdanken sie nur einzig der Methode, durch die sie hergestellt werden. Sie bestehen so nur in denkabstraktiver Form. Sind Tatsachen derart zu Äquivalenzen geworden, so sind in der Tat in der Gleichheit die Tatsachenbedeutungen selbstidentisch und kommensurabel.

Comte wollte aus den Tatsachen theoretische Konstrukte aufbauen, um auf diese Weise ihre Allgemeinheit zu beweisen. Dagegen stand Quetelet. Für ihn gab es keine Theorie, er ist auf die Analyse der Empirie zurückgegangen. Er mußte, wenn Theorie nicht galt, eine *Selbst*interpretation der Tatsachen geben: Tatsachen beweisen die Geltung von Tatsachen allgemein. Was Tatsachen aufeinander beziehbar macht, ist der Ausdruck der Anzahl ihrer selbstidentisch kommensurablen Bedeutungen. Sind also Tatsachenmengen erkennbar, so ist ihre gemeinsame Mengenbedeutung auch real. Jede Tatsache gilt nur in dem Maße, wie sie als Teil einer bewiesenen Menge gilt.

So wird eine Tatsachenerkenntnis verfügbar, die unabhängig von einer erläuternden Interpretation, das heißt, frei vom Subjekt Wissenschaftler ist. Nicht der Empiriker ist der Träger der Erkenntnis, sondern Träger ist die Methode. Indem die Tatsachenbedeutungen zu numerischen Werten werden,

streifen sie jede noch mögliche Ambivalenz und Vagheit ab und erfahren, da die Zahlen, die unhintergebar sind, also a priori immer selbstidentisch, ihre genaueste Fixierung in ihrer Kommensurabilität.

So ist Praxis zur Empirie verschoben und untergeordnet der Methode, die von ihr nicht mehr als Konstruktionen von Äquivalenzbeziehungen entwirft. Erst durch diese Abstraktion konnte Quantifizierung entstehen und angewendet werden. Es gilt das Adäquatheitsprinzip von Tatsachenbedeutung und Zahl. Im numerischen Wert ist die Vielfalt des Konkret-Besonderen der Tatsachen ganz aufgesogen und verschwunden. Dieses Prinzip und das methodische Axiom der Unhintergebarkeit der Zahlen — beide zusammen haben erst die Objektivierung durch Quantifizierung ermöglicht. Derart hat aber das Primat der Methode nicht nur eine methodologische Begründung, sondern auch eine Begründung ihres Objektbereiches erfahren. In der statistischen Analyse beweist der Gegenstand der Methode sich selbst. Es ist ein subjektloser Beweis: seine Eigenart ist nur und insofern ausgewiesen, wie durch die Methode das Ausmaß des Vorkommens seiner Häufigkeit aufgezeigt ist.

Solche praxisfreien und subjektlosen Tatsachen in ihren denkabstrakten Bedeutungen haben das Recht der Allgemeinheit auf ihrer Seite: Tatsachen sind, was sie quantifiziert sind. Was sie quantifiziert sind, sind sie. Es geschieht ein Umschlag: das Quantitative wird zur Qualität. Die statistischen Aussagen über Tatsachenbedeutungen werden selbst zu Tatsachen, sie werden zur Empirie. Was sich ihnen nicht fügt — da sie ja als bewiesen und allgemein gelten —, gilt nicht. Realabstrakte Tatsachen haben für sich keine Beweiskraft — sie sind zugeschüttet von der qualitativen Quantität. — Es sind zwei Verschiebungen zu erkennen:

- Nicht der Gegenstand bestimmt die Methode und damit die Art, über ihn auszusagen, sondern die Methode den Gegenstand.
- Es geschieht dann die Ersetzung des Gegenstandes durch die Methode. Die Methode begründet sich auf diese Weise durch sich selbst. Als Zweck wird das Mittel zur normativen Definition.

Diese Verkehren sind gegenwärtig in der Befangenheit der Sozialwissenschaftler. Daher haben sie vergessen, daß sie, ebenso wie jeder, die Hausfrau, der Lehrer, der Arbeiter, der alltäglichen Arbeitswelt angehören, in der sie, wie jeder, im Handeln Realabstraktionen für die Verständigung, beim Einkauf, im Ehekrach, der Kindererziehung bilden und gebrauchen müssen, die *zunächst* mit ihrer denkabstraktiven Logik nicht zu erklären ist. (Wäre es doch so, könnten sich diese Wissenschaftler im Alltag als bessere, einsichtsvollere Menschen verhalten.)

Zu erkennen ist, daß unser Alltag, in dem wir im gesellschaftlichen Zusammenhang von Arbeit und Ausbeutung, Herrschaft und Unterdrückung, in welchen Widersprüchen wir unser eigenes Leben erfahren können, täglich erneut erzeugen und reproduzieren, seine eigene produktive Kraft hat.

Wir erzeugen und gebrauchen in unserer Alltagspraxis realabstraktive Tatsachen, durch die wir uns in unserem Handeln verständigen. Sie kennzeichnen die Gegenstände unserer wirklichen und möglichen Erfahrungen. Sie sind uns nicht abstrakt verfügbar, sondern nur realisiert verständlich. Nur in dem Ma-

ße, wie wir sie in der Praxis unseres Handelns als Mittel und Gegenstand verwirklichen, können wir uns in ihnen begreifen und eine Verständigung für uns ermöglichen. Ich möchte das etwas ausführen:

Alltagsrealität ist immer als intern zu bestimmen. Jeder lebt innerhalb seines Horizontes, weiß aber, daß die Geschehnisse der eigenen Umwelt aufgrund der eigenen Erfahrungen nicht zureichend erklärt werden können. Jenseits des eigenen Horizontes gibt es Geschehnisse, die auf die Handlungen der eigenen Realität wirken, die sich aber einer unmittelbaren Prüfung entziehen, obwohl sie für die eigene Lebensweise unmittelbar bedeutsam sind. Das, was hinter dem eigenen Horizont ist, also unabhängig vom eigenen Willen und Handeln, was objektiv auf das eigene Leben wirkt, was in der Realität begriffen werden muß, weil es durch eigene Einsicht und Prüfung subjektiv nicht verstanden werden kann, erfordert die Bildung und den Gebrauch von Realabstraktionen. Sie erklären die Wirkungsmechanismen, die hinterrücks in die Alltagsrealität eingreifen. Diese sind nicht kodifiziert, nicht definiert nach festen Regeln, sondern vor allem darin wirksam, daß sie die Alltagswirklichkeit zu verändern vermögen, also wirkungsvoll darin, auf welche Weise subjektiv die Bewegung des eigenen Lebens erfahren wird.

Ohne *diesen* Zusammenhang erscheint die Vernunft der lebendigen Erfahrung den Sozialwissenschaften lediglich als dumpf-gesunder Menschenverstand, den sie aufklärend zu erhellen habe. Die bekannte Studie über das politische Bewußtsein von Studenten, in der eine explizite Voraussage zu ihrem demokratischen Potential gemacht werden sollte, zeigt das deutlich:

»Damit findet endlich die Frage ..., in welchem Umfang und in welchem Maße die befragten Studenten vermutlich bereit sein werden, die Demokratie im Krisenfall mit den angemessenen der objektiv möglichen Mittel gegen ein Abgleiten in Formen des Obrigkeitsstaates zu sichern, — im Rahmen unseres Modells — ihre Antwort: soweit es an der politischen Initiative der Studenten, dem wirksamen staatsbürgerlichen Einsatz *ihrer* Kräfte liegt, werden antidemokratische Tendenzen stärker auf Unterstützung als auf Widerstände rechnen dürfen; es werden sich weniger Studenten, nämlich nicht einmal der zehnte Teil von ihnen, für die Erhaltung der Demokratie einsetzen als gegen sie; zu deren manifesten Gegnern gehören immerhin 16 Prozent.«<sup>6</sup>

Diese Prognose einer Untersuchung von 1957 findet in den Massendemonstrationen von 1967, die gegen den Vietnamkrieg der USA protestierten, die gegen die Notstandsgesetzgebung der Bunderegierung gerichtet waren, ihren praktischen Gegenbeweis. In welchem Maße Studenten politisch für Demokratie tätig waren, ist bekannt; immerhin sind sie der Anfang der gegenwärtigen sozialen Bewegung gewesen. Wurde hier eine Aussage nicht lediglich als Bekanntgabe eines empirischen Untersuchungsergebnisses formuliert, sondern als eine vorherrschende gesellschaftliche Tendenz bestimmt, so ist sie ersichtlich nicht der Realität gerecht geworden. Die fade Entschuldigung der Wahl falscher Methoden kann nicht gelten; der Irrtum ist selber schon Methode: Wissenschaft als Beruf, ihre Arbeitserfahrung ist von den in der alltäglichen Lebenswelt gebildeten Realabstraktionen abgespalten. — Die Produkte der Sozialwissenschaftler bestehen aus Sprache; sie werden durch zuerst sprachliche Methoden erzeugt, die ihre Gebrauchseigenschaften, indem sie sie formalisieren, zur quantifizierenden Vergleichbarkeit steigern. In diesem Abstraktionsvorgang entstehen nicht mehr Aussagen über Tatsachen, sondern Aussagen, die über

sich selbst aussagen. Die Worte der Produkte, die Wirklichkeitsbedeutungen tragen, preisen zugleich sich selber an. Auf dem Markte kann man überprüfen, ob etwa, wie das der Händler wortreich behauptet, der Apfel rot und saftig ist. Hier aber ist es die Röte selbst, die ihre eigene Farbenhaftigkeit beweist. Unter den formalisierten sozialwissenschaftlichen Denkabstraktionen verschwinden also bis auf einen Rest von Gebrauchseigenschaften des Produktes Realabstraktionen, aus denen jene konstituiert worden sind. Es stellt sich eine Sprache dar, die selbst schon Warensprache ist. Ich will das an einem Beispiel kenntlich machen:

»Im Zusammenhang mit der neuerlich intensivierten Theoriediskussion über die gesellschaftliche Differenzierung erscheint es unter empirischen Gesichtspunkten geboten, die auf die stetige Ausdifferenzierung gesellschaftlicher Teilbereiche gerichtete Betrachtungsweise um die Komponente der Entdifferenzierung sozialer Teilsysteme zu erweitern. Das Drei-Stufen-Konzept der gesellschaftlichen Differenzierung unterscheidet typologisch zwischen undifferenzierten, ausdifferenzierten und entdifferenzierten gesellschaftlichen Teilbereichen. Sein analytischer Interpretationsrahmen ermöglicht gegenüber der Sichtweise gewissermaßen rein unilinear und für moderne Gesellschaften als charakteristisch unterstellter Ausdifferenzierungsprozesse einen modifizierten Betrachtungsansatz. Die Vorzüge einer um die soziale Entdifferenzierung erweiterten Theorie der gesellschaftlichen Differenzierung liegen vor allem in der Berücksichtigung zentraler sozialer Strukturverschiebungen, die nicht unter dem Gesichtspunkt der 'thematischen Reinigung', 'relativen Autonomie' und 'funktionalen Spezialisierung', sondern auch vor dem Hintergrund der Strukturmerkmale 'relative Heteronomie', Rollenkompatibilität, Rollentransfer, Übernahme von Fremdfunktionen und Öffentlichkeitsbezug zu klären sind. Es wird versucht, die Elemente der dreiteiligen Strukturtypologie in eine integrierende theoretische Perspektive einzubringen.« (E.N. Buß, M. Schöps: Die gesellschaftliche Entdifferenzierung, in: Zeitschrift für Soziologie 8 [4], 1979, 215)

Eine solche Sprache ist Ausdruck eines Denkens, das den Gegenstand wie sich selbst taylorisiert hat. In freier Kombinierbarkeit sind Begriffsteile verfügbar; sie können immer neu angeordnet und zusammengefügt werden: Es entsteht ein neues Produkt. Nicht dem Gegenstand selber kommen Eigenschaften zu, die zu erkennen und durch deren Analyse über ihn Aussagen zu treffen sind, sondern durch die Methode, die den Herstellungsprozeß der Produkte bewirkt, werden Konstruktionen von Aussagen über Aussagen von Eigenschaften gemacht: Aussagen werden zu Eigenschaften. Erzeugt und verkauft werden nicht Produkte, also Aussagen über Realität: Tatsachen, sondern Aussagen über Definitionen. So erfährt das Primat der Quantifizierung in der Empirie der Sozialforschung, so erfährt die zweifache Verschiebung der Abstraktion ihre geheime Begründung: Rational, nämlich rationalisierbar ist, was sich der normativen Definition auch fügt. Es braucht — es soll beherrscht und nicht verstanden werden — bloß *abstrakt* verfügbar gemacht zu werden. Es sind hier nicht die Realabstraktionen mehr zu nutzen — nötig ist das Kalkül über sie, das Wissenschaft zu formulieren hat. Beherrschen wollen und Rationalisierung sind, was sie gerade verdecken wollen: die vollständige Abspaltung der Denk- von den Realabstraktionen.

Das Einzelne als Qualitatives, Unzählbares verschwindet. Damit verliert der Gegenstand, was er an eigener Zeit hat, an Zeit, die nur das Maß an ihm selbst hat. Derart setzt sich das Diktat der Ökonomie der Zeit in der abstraktiven Arbeit durch. Die Bewegung in der eigenen Zeit zählt nicht, für den Gegenstand,



ist er isoliert, werden nur die quantifizierten Zeiteile zugerechnet. Er selbst hat nicht Zeitlichkeit, ist ohne Zeit, zeitlos, ohne Leben, ihm wird Zeit nur verliehen.

Die herrschende Zeitökonomie hat die abstraktive, wissenschaftliche Arbeit konkret und formal gemacht. Für diese gilt Wirklichkeit nicht mehr als eine Mannigfaltigkeit kausaler Relationen, in denen die Mannigfaltigkeit der Dinge sich in ihrer Bewegung entfaltet und entwickelt, sondern es gilt nur noch die Konstitution des Gegenstandes in dem Maße, wie er im Gefüge seiner Einzelheiten begriffen werden kann. Daß er aus bedingenden Zusammenhängen entstanden ist — diese Einsicht ist verschwunden zugunsten seiner Subsumption unter die Kategorie der Identität. Was sich als nicht fügsam entgegengesetzte, wird entrechtet. Was sich als materiale Besonderung und derart als Einzelheit, was sich als Einzigartigkeit und nur so als Objekt behaupten wollte, behauptet sich nur in dem Maße, wie es kompatibel wird. Analysiert werden die identischen Vergleichbarkeiten von Objekten, der abstraktiven Arbeit eignen also bloß noch *scheinhaft* konkrete Formbestimmungen, als der Analyse würdig gilt nur, was sich der quantifizierenden Maßeinheit fügt.

Für den Wissenschaftler hat das Konsequenzen: Er hat ohne Praxisbedeutungen zu denken. So fordert der Wissenschaftsbetrieb: Sachlichkeit! Sachlichkeit stellt subjektiv die Rationalisierung her. Das, was unsachgerecht sein soll, hat sein Recht verloren. Was wir selber sind, uns ist das Wort entzogen: Auf den Begriff hat die lebendige Erfahrung keinen Anspruch.

Die subjektive Rationalisierung verwandelt Individuen, indem von ihrer Lebenspraxis abgesehen, die Zeitlichkeit ihrer Biographien in Abstraktionen überhoben wird. Gilt nicht das Recht der Erfahrungen der eigenen Lebenszeit als erste Bedingung für das wissenschaftliche Denken und Tun, so wird in Selbstunterdrückung und Rationalisierung zur Arbeit: in wechselnden Kombinationen beliebig Gegenstände analytisch zu betrachten.

In der tatenfreien Anschauung entsteht, was der Schein szientistischer Selbstbehauptung nur mühsam noch verbergen kann: Leere der Begriffe und ihr Gegenstück: »Das mystische Gefühl, was ... aus dem abstrakten Denken in die Anschauung treibt, ist die Langeweile, die Sehnsucht nach einem Inhalt.«<sup>7</sup>

In der subjektiven Rationalisierung, in der die Verleugnung unserer selbst ihre Rechtfertigung verlangt, gestehen wir uns nicht mehr ein, daß das Produkt unserer Arbeit mit uns selbst nur noch mangelhaft zu tun hat. Wir wehren es ab, uns einsichtig zu machen, daß wir, um die Dinge zu beherrschen, es *nicht* nötig haben, an ihnen Interesse zu bezeugen. Die Gleichgültigkeit zwischen sozialwissenschaftlichem Subjekt und dem gesellschaftlichen Objekt, daß es sich methodisch zuordnet, legitimiert als Sachlichkeit, ist Freiheit: Wir sind frei von der lebendigen Erfahrung, die unsere Lebenspraxis begreifbar macht, frei von Ideen, die unser Handeln leiten könnten, frei von Meinungen, aus denen sich unser Denken bilden könnte. So sind wir frei zu jeder Idee, ihr anzuhängen, frei zu jeder Meinung, sie für richtig zu halten, frei zu jeder Methode, mit ihr zu rechtfertigen.

Wissenschaft hat nur sich selbst zur Bedingung. Es gibt nur voraussetzungslose Wissenschaft.<sup>8</sup> Wissenschaft verkauft Kenntnisse und Methoden für

Geld, wie die Gemüsefrau den Kohl. »Damit fertig.«<sup>9</sup> Damit ist das Kriterium von wahr/falsch für die Erfahrungswissenschaften gekippt. So ergibt sich: Was wir bearbeiten, ist nicht, was wir sind. Gibt der sozialwissenschaftliche Beruf nicht lebendig soziale Beziehungen wieder, so ergibt sich in ihm nur noch Selbstinteresse: an der Erzeugung der Produkte nur noch der Beweis der Leistung, auf dem Markte als Verhalten Kälte und für den Vorteil Konkurrenzbegier.

Warum aber dieses Denken, das sich den Genuß am Denken schon versagt hat; es frönt der Unlust und hat ein Ziel nicht mehr. Der Auftrag der Sozialwissenschaft, im abstrakten Kalkül soziale Wirklichkeit faßlich und dadurch beherrschbar zu machen, konnte nur bestehen, solange für bürgerliche Herrschaft die Chance bestand, auch Gehorsam zu finden. Wie aber, wenn nicht mehr zuerst Gehorsam, die innere Bereitschaft der Individuen zur Zuordnung und Verpflichtung, sondern partikuläre Anpassung gefordert ist? Was *diese* selber vermöchten, was ihnen in ihren schmalen Arbeitsformen an inneren Tätigkeitspotenzen entzogen ist, da sie nicht verwirklicht werden, wäre so einer Herrschaft gleichgültig, die sich solange nicht eingeschränkt sieht, solange nicht ihre praktischen Funktionsweisen gehindert und angegriffen werden.

Die methodisch hochkomplexen empirischen Untersuchungen zeigen es — es sind Aussagen über die verwendeten methodischen Operationen. Nicht um Tatsachen geht es, sondern um Bestimmungen, was Normalität sei. Nicht mehr die Beherrschbarkeit der Dinge und der Menschen durch das Kalkül ist gefordert — sondern, ich vermute es: Produktive Subjektivität erscheint als Störung.<sup>10</sup> Diese ist von den Sozialwissenschaften zu beheben. Sie haben zu definieren, was normal ist. Das Normale ist selbst aber nicht zu fassen, sondern lediglich durch Ausschließung zu bestimmen. Jede Abweichung definiert Normalität, denn Herrschaft hat die Chance, für Befehle Gehorsam zu finden, verwandelt; statt Gehorsam wird Zustimmung gefunden, die sich ergibt, wo Einigkeit darüber besteht, was mit Ablehnung zu markieren ist. So sind die Definitionen von Normalität, die die Sozialwissenschaft erbringt, nicht Begründungen von Wahrheit, sondern von Autorität. So käme es gegenwärtig nicht mehr darauf an zu zeigen, wie man Handeln und Verhältnisse durchs Kalkül beherrscht. Aufgabe ist es nun zu vermitteln, mit welchen Definitionen Normalität zu kontrollieren ist.

## Anmerkungen

- 1 D'Holbach, P.T., 1960: System der Natur. Oder von den Gesetzen der physischen und moralischen Welt. Berlin (1770), 13.
- 2 Ebenda, 5.
- 3 Saint Simon, H. de, 1957: L'Organisateur. Übersetzter Auszug in: ders., Ausgewählte Texte, hrsg. v. J. Dautry, Berlin (1820), 108.
- 4 Vgl. Comte, A., 1923: Soziologie. Bd.1-3, Jena (= Bd. 4-6, ders.: Cours de philosophie positive, 1838-1842), Bd. 1, 87.
- 5 Ebenda, Bd.2, 135.
- 6 Habermas, J., u.a., 1961: Student und Politik, Neuwied, 231f.
- 7 Marx, K., 1970: Ökonomisch-philosophische Manuskripte, in: Marx-Engels-Gesamtausgabe, Bd.3, Glashütten im Taunus (Neudruck der Ausgabe Berlin 1932; 1844), 169.
- 8 Weber, M., 1973: Wissenschaft als Beruf. In: ders., Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre, hrsg. v. J. Winckelmann, Tübingen (1919), 598.
- 9 Ebenda, 606.
- 10 Vgl. Negt, O., A. Kluge, 1981: Geschichte und Eigensinn. Frankfurt/M.; die dort entwickelte Theorie des subjektiven Arbeitsvermögens.

Judith A. Cook und Mary Margaret Fonow

## Methoden feministischer Soziologie in den Vereinigten Staaten\*

Bei der Analyse von Methoden feministischer Soziologie beschränken wir uns auf Forschungsarbeiten der letzten sechs Jahre. Dabei fragen wir nach den Konsequenzen früherer feministischer Methodenkritik (z.B. Jessie Bernard 1973; Dorothy Smith 1974; Marcia Millman und Rosabeth Moss Kanter 1975). Daneben stützen wir uns auf andere, explizit soziologische Literatur und lassen neuere Entwicklungen in anderen sozialwissenschaftlichen Disziplinen beiseite (vgl. für die Psychologie: Rhoda K. Unger 1981; Literatur und Geschichte: Julia A. Sherman/Evelyn T. Beck 1979; Philosophie: Sandra Harding/Merill B. Hintikka 1983). Wir haben uns zu dieser Beschränkung entschlossen, weil wir zeigen wollen, was Frauen zur Veränderung soziologischer Methoden beigetragen haben und wo es noch an der Formulierung von neuen Konzepten fehlt.

### 1. Zum Begriff »feministische Methoden«

Wir sind darin ausgebildet worden, in »Methoden« nur Techniken der Datengewinnung und Informationsverarbeitung zu sehen. Wir wollen aber eher einem wissenssoziologischen Ansatz folgen und sowohl die Praxis feministischer Methodologie als auch die sie begründenden erkenntnistheoretischen Annahmen herausarbeiten. Da feministische Methodologie noch im Werden ist und da wir glauben, daß man Wissenschaft nicht auf das beschränken soll, was hier und jetzt existiert, beziehen wir uns nicht nur auf explizit feministische Studien, sondern auch auf Literatur, die weitere Anwendung und Entwicklung feministischer Methoden erschließen kann. Wir halten es für problematisch, wenn erkenntnistheoretische Probleme von ihrem Gegenstand getrennt werden. Mit Liz Stanley und Sue Wise (1983, 181) meinen wir, daß »abstrakte Überlegungen« uns Wissenschaftlerinnen nur wenig helfen, wenn sie nicht zum Verständnis »unserer unmittelbaren Erfahrung« als Frauen und Forscher beitragen. Anders als Stanley und Wise glauben wir aber nicht, daß das eine wichtiger als das andere ist; wir sehen beides als Aspekte des gleichen Problems. Aber wir gehen davon aus, daß feministische Soziologie nur verstanden werden kann, wenn die Verknüpfung zwischen Methode und Anwendung berücksichtigt wird.

So entnehmen wir unseren Begriff von feministischen Methoden aus zwei Gattungen soziologischer Literatur. Die eine besteht aus feministischen Analysen der erkenntnistheoretischen Annahmen, die dem Verstehen der besonderen Erfahrungen von Frauen zugrunde liegen. Dazu gehört solche Forschung, die bei der Prüfung und Interpretation von Methoden reflexiv vorgeht und feministische Ziele verfolgt. Die zweite besteht aus empirischer Forschung zu Geschlechtsdifferenzen, die nach unserer Einschätzung solche feministischen Überzeugungen in die Techniken der Datengewinnung und Interpretation auf-

\* Beitrag zur 78. Jahreskonferenz der American Sociological Association, Detroit, Michigan, 1983 (gekürzt und übersetzt von Traugott Schöffthaler)

genommen hat. Wir haben dazu die *Sociological Abstracts* von 1977 bis 1982 nach den Stichworten »Methoden« und »Geschlechtsdifferenzen« durchgesehen und außerdem auf feministische Arbeiten zurückgegriffen, die wir aus unseren eigenen Arbeitszusammenhängen kennen. Wir wollen nicht zeigen, welche Methoden in feministischer Forschung *am häufigsten* verwendet werden, sondern die *Vielfalt* von Methoden, die von feministischen Annahmen über die soziale Wirklichkeit beeinflusst worden sind. Außerdem haben wir uns vom Interesse an methodischer Innovation leiten lassen und daher Arbeiten ausgewählt, die für soziologische Forschung insgesamt nicht typisch sind. Um unseren Blickwinkel nicht voreilig zu verengen, haben wir uns nicht an einer allgemeinen Definition oder an einer Liste notwendiger oder hinreichender Kriterien ausgerichtet; wir glauben nicht, daß gegenwärtig eine einzige feministische Methodologie als die »richtige« herausgehoben werden kann.

## 2. Grundprinzipien feministischer Methodologie

Aus der Literatur entnehmen wir fünf grundlegende methodologische Prinzipien feministischer Soziologie:

### 2.1 Erkennen des durchgängigen Einflusses von Geschlechtsunterschieden

Zur Aufmerksamkeit für Geschlechtsdifferenzen als Grundtatsachen des sozialen Lebens gehören mindestens drei Faktoren. Der eine und vielleicht wichtigste ist: Frauen und ihre Erfahrungen — nicht nur, aber auch in ihren Beziehungen zu Männern — stehen im Mittelpunkt des Untersuchungsinteresses (Cynthia F. Epstein 1981). So sieht feministische Forschung Frauen durch eine »weibliche Brille« und »bemüht sich um eine Beschreibung, Analyse, Erklärung und Interpretation der Welt von Frauen« (Jessie Bernard 1979, 274). Solche Untersuchungen haben es oft zu tun mit der persönlich erlebten Seite des sozialen Lebens; feministische Methoden werten deshalb das Subjektive nicht ab, sondern bemühen sich um eine Einschätzung der privaten, emotionalen, verinnerlichten und »intimen« Welt (Catherine A. MacKinnon 1982). Ein zweiter Aspekt ist die Einsicht, daß vieles von dem, was sich als soziologisches Wissen über menschliches Verhalten maskiert, in Wirklichkeit von männlichem Verhalten handelt. Wenn man, wie es normalerweise geschieht, vorwiegend über Männer forscht und Geschlechtsunterschiede vernachlässigt, setzt man das Männliche mit dem Menschlichen gleich (ASA Committee 1980). Ein solcher Mangel an wissenschaftlicher Objektivität dient häufig dazu, die patriarchalische Grundstruktur der Wissenschaft zu verschleiern (vgl. David Morgan 1981). Ein dritter Aspekt ist die Lokalisierung des Forschers im Netzwerk der geschlechtsspezifischen Sozialbeziehungen, die soziologische Analyse und Interpretation ebenso beeinflussen, wie sie die alltäglichen Erfahrungen prägen (Margrit Eichler 1980). Auf der Grundlage gemeinsamer Erfahrungen von Wissenschaftlerinnen und Frauen insgesamt in einer durch Geschlechtsasymmetrie gekennzeichneten Gesellschaft kann feministische Forschung die Situation von Frauen besser beleuchten als im Rahmen geltender wissenschaftlicher Standards.

## 2.2 Bewußtseinsbildung

Mehrere Ebenen der Bewußtseinsbildung gehören zur feministischen Methodologie: das feministische Bewußtsein von Forschern (und Forschungsobjekten), die Anwendung bewußtseinsbildender Techniken als Forschungsmethoden und das bewußtseinsbildende Potential des Forschungsakts selbst. Zum feministischen Bewußtsein von Wissenschaftlerinnen gehört eine »doppelte Sicht der Wirklichkeit«: die bisherige, offizielle Deutung der Wirklichkeit und eine davon unterschiedene neue (Stanley und Wise 1983, 54). Mit der Fähigkeit, die alte Realitätsdefinition zu durchstoßen, können Feministinnen die Erfahrungen von Frauen so benennen, beschreiben und definieren, daß ein neuer Begriff von sozialer Wirklichkeit entsteht. Das doppelte Bewußtsein als Mitglieder einer unterdrückten Klasse (Frauen) und einer privilegierten Klasse (Wissenschaftler) ist die Voraussetzung dafür, daß feministische Forscher die Situationsbeurteilung von Frauen auch aus eigener Erfahrung erkunden können (Shulamit Reinharz 1983). Nach Maria Mies (1983, 121) »müssen feministische Frauen gezielt und couragiert ihre unterdrückte, unbewußte weibliche Subjektivität, d.h. ihre eigene Unterdrückungs- und Diskriminierungserfahrung, in die Forschung einbringen«. Weil Frauen wie auch andere ausgebeutete Gruppen schon zum eigenen Schutz gezwungen sind, die Motive ihrer Unterdrücker genauso gut kennenzulernen wie das Gefühl, Opfer von Unterdrückung und Ausbeutung zu sein, haben sie die Voraussetzungen zum Verständnis und zur Interpretation der Erfahrungen von Frauen.

Wissenschaftler mit dieser doppelten Sicht der Wirklichkeit können auch verschiedene Reaktionen auf Unterdrückung, beispielweise die Widersprüchlichkeit von Handeln und Bewußtsein, besser verstehen. Marcia Westcott (1979) ist der Ansicht, daß die Möglichkeiten, dem Bewußtsein im eigenen Handeln zu folgen, nach Rasse, Klasse und Geschlecht sehr verschieden sind. Betont quantitative Forschungsmethoden zwingen dazu, Fragen nach den Zusammenhängen von Verhaltensweisen zu stellen und deren subjektive Dimension ebenso zu vernachlässigen wie die Widersprüche von Handeln und Bewußtsein. Dabei wird die Tatsache ignoriert, daß Frauen gleichzeitig Widerstand gegen und Anpassung an Bedingungen leisten, die ihre Freiheit behindern. Jedoch eröffnet diese Spaltung zwischen konformem Verhalten und Bewußtsein die Möglichkeit, sich Freiheit wenigstens vorzustellen. Quantitative Forschung vernachlässigt mit dem Verzicht auf die Erkundung der privaten Sphäre des Bewußtseins »das wichtigste Feld kreativen Ausdrucks des weiblichen Selbst in einer Gesellschaft, die diese Freiheit auf der Verhaltensebene nicht erlaubt« (Westcott 1979, 429).

Bewußtseinsbildung ist ein Ziel von Untersuchungen typischer Krisensituationen wie Scheidung oder Vergewaltigung. Eine andere Form ist die gezielte Anwendung spezieller Techniken wie Rollenspiel, Konfliktsimulation und -diskussion (»rap groups«) oder Psychodrama. Feministische Forscher konnten damit empirische Daten über das kollektive Bewußtsein von Frauen gewinnen und den Teilnehmern am Forschungsprojekt einen Weg zeigen, wie sich Erfahrungen von Frauen ins Bewußtsein heben lassen, deren Realitätsgehalt in der Vergangenheit oft bestritten wurde (Shulamit Reinharz 1983). Maria Mies

(1983, 128) schlägt vor, anstelle von Einzelinterviews mehrere Gruppendiskussionen über einen längeren Zeitraum anzusetzen; damit könne den Frauen geholfen werden, »die familiäre Isolation zu durchbrechen und zu verstehen, daß ihr individuelles Leiden soziale Gründe hat«. In die gleiche Richtung zielt Thelma MacCormacks (1981) Vorschlag, Alltagssituationen nachzuspielen, um unter kontrollierten Bedingungen Überredungs- und Problemlösungsprozesse zu prüfen und gleichzeitig Mut zur flexibleren Rollengestaltung und zur Befreiung von biografischer Prägung einzuüben. Sie bemerkt, daß Simulationstechniken Frauen dazu befähigen, neue Verhaltensweisen unabhängig von ihrer individuellen Vorgeschichte zu konzipieren, und daß die emotionalen Reaktionen zur Bewußtseinsbildung beitragen.

Schließlich kann der Forschungsprozeß selbst ein Prozeß der Bewußtmachung von Forschern und Forschungssubjekten werden. Die von Paulo Freire entwickelte Methode der »Konszientisation« wurde von Maria Mies (1983) auf Frauenforschung übertragen. Konzentration auf Problemformulierung macht die Forschungsobjekte zu Forschungssubjekten. Bei der Entwicklung von Fähigkeiten zur Wahrnehmung sozialer, politischer und ökonomischer Gegensätze entsteht die Motivation zum Widerstand gegen Unterdrückung (Mies 1983, 126). So sind größeres Bewußtsein für die Notwendigkeit sozialer Veränderungen, Politisierung und Aktivierung das Resultat der Forschung.

### 2.3 Zurückweisung der Trennung von Subjekt und Objekt

Feministinnen haben die geltenden Normen der Wissenschaft einschließlich der üblichen Objektivitätskriterien in Frage gestellt. Dabei haben sie vor allem die rigide Trennung von Forschern und Beforschten problematisiert, bei der Frauen zu Objekten gemacht werden und Quantifizierung oft mit Wertfreiheit gleichgesetzt wird.

Feministische Methodologie weist die Annahme zurück, daß die strikte Trennung von Forscher und Forschungssubjekt mehr Gültigkeit und Objektivität herstellt. Ein Weg, auf dem Feministinnen es vermeiden, ihre Forschungssubjekte als bloße Objekte zu behandeln, ist es, daß sie es den Befragten erlauben, von sich aus Fragen an die Forscherin zu stellen. Ein Beispiel dafür ist Ann Oakleys Austausch-Modell eines feministischen Interviews (1981). Im Eingehen auf Gegenfragen macht die Forscherin die Interviewsituation persönlicher und menschlicher und gleicht damit die schiefe Interaktion aus. Wenn eine Feministin Frauen interviewt, kommt es entscheidend darauf an, welche Bedeutung das Interview und welche Qualität der Austausch für beide Seiten hat. Nach Oakley ist das »interaktive Interview« eine spezifische Methode der Dokumentation von Frauenerfahrungen, die es der Soziologin erlaubt, Wissen nicht als Selbstzweck anzuhäufen, sondern für die Frauen, von denen die Informationen geliefert werden. Als ihr Tonbandgerät einmal ausfiel und sie deshalb ihren Interviewleitfaden aufgeben mußte, entdeckte Helena Lopata (1980), daß die von ihr zum Interview gebetenen Witwen ganz andere Probleme ansprachen als die, von deren Wichtigkeit sie vorher überzeugt war. Dieses Feedback konnte dann zur Konstruktion einer besseren Untersuchungstechnik genutzt werden, die mehr auf die wirklichen Probleme der Fraueneinging.

Im Rahmen der Handlungsforschung plädieren einige feministische Soziologinnen für mehr Partizipation, die die Wechselbeziehung von Forschern und Beforschten über den gesamten Forschungsprozess sichert: von der Formulierung des Problems über die Datengewinnung und die Interpretation der Ergebnisse bis zu Handlungskonsequenzen (Deborah Barndt 1980). Maria Mies hat das Wissen der Forscherin um ihre Teilhabe an den Erfahrungen der Forschungssubjekte »bewußte Parteilichkeit« genannt; sie meint damit eine Alternative zu bloßem Beobachtungswissen, das Neutralität und Indifferenz gegenüber dem Leben der beforschten Frauen betont (1983, 123). Da Wissenschaftlerinnen Frauen als Subjekt sehen wollen, sind sie sehr sensibel für die Praxis der Soziologie, alles zum Objekt zu machen.

Feministinnen kritisieren grundsätzlich die Ansicht, quantitative Forschung sei objektiv. So sagt beispielsweise Mildred Pagelow in ihrer Übersicht zur Forschung über Mißhandlung von Frauen (1979), daß als Folge der gegenwärtigen Dominanz statistischer Methoden die Variablen oft nach dem Kriterium möglichst einfacher Quantifizierbarkeit und nicht nach ihrer theoretischen Relevanz ausgesucht worden sind. So wird Mißhandlung meist nur als körperliche Gewalt definiert, nicht aber als psychische oder verbale Gewalt — was nicht so leicht zu quantifizieren ist. Pagelow zeigt, daß viele Fragebogen frauenfeindliche Annahmen enthalten, z.B. wenn sie »männliche« Schläge genauso wie »weibliche« Schläge einstufen. Ann und Robin Oakleys Kritik offizieller Statistiken (1979) plädiert für eine Unterscheidung von Daten und den durch sie erfaßten Verhaltensweisen, da beide auf unterschiedliche Weise produziert werden und deshalb unterschiedlich interpretiert werden müssen. So können Frauen irrtümlich als »Hausfrauen« kategorisiert werden, nachdem sie ihre Arbeit verloren haben, weil sie im Wissen darum, daß berufstätige Frauen nur wenig Arbeitslosenunterstützung zu erwarten haben, ihre Arbeitslosigkeit gar nicht erst melden.

#### 2.4 Prüfung moralischer Aspekte

Die Beschäftigung mit ethischen Fragen ist ein weiteres Kennzeichen feministischer Sozialforschung. Das »Nebraska Sociological Feminist Collective« (1982) hat ein Konzept einer solchen Ethik vorgelegt. Es formuliert klassische moralische Fragen aus einer feministischen Sicht der Unterdrückung von Frauen in der Gesellschaft und in der wissenschaftlichen Soziologie.

Zu dieser Unterdrückung gehört eine Sprache, in der die Unterordnung von Frauen festgeschrieben ist. Die übliche Verwendung männlicher Pronomina, die Bezeichnung weiblicher Erfahrungen mit verletzenden Attributen und die Zuordnung weiblichen Verhaltens zu männlichen Kategorien (z.B. Lesben als Homosexuelle) zeigt einige der Möglichkeiten, Sprache als Mittel sozialer Kontrolle zu nutzen. Eine feministische Ethik fordert auch eine Untersuchung der akademischen Praktiken, die Veröffentlichung und Verbreitung feministischer Forschung über »normale« Kanäle soziologischer Wissenschaft verhindern (Margrit Eichler 1981). Weitere feministische Fragen zu den Abgrenzungsverfahren der akademischen Welt sind: »Wie kann man die Torsteher passieren? Wie kann man selbst Funktionär werden, ohne repressiv zu werden? Und vor

allem: Welche Alternativen gibt es zum gegenwärtigen repressiven System der Machtverteilung?» (Nebraska Sociological Feminist Collective 1982, 12).

Judith DiIorio beschreibt das moralische Dilemma feministischer Frauenforschung so: Eine Interpretation feministischer Vorstellungen von sozialen Veränderungen wird problematisch, wenn die Wissenschaftlerin in das Leben derer eingreift, die sie verstehen will. Feministische Politik hat es mit dem ganz persönlichen Leben von Frauen und Männern zu tun, und deshalb läuft jede Intervention das Risiko, Beziehungen zu stören, die persönlich als befriedigend erfahren werden und vielleicht überlebensnotwendig sind.

Schließlich beschäftigen sich feministische Soziologinnen mit moralischen Problemen, die das Eingehen auf Hilferufe und Informationswünsche von Frauen mit sich bringt. Dabei geht es weniger darum, ob in solchen Wünschen Hindernisse für optimale Datenerhebung zu sehen sind, sondern um das Problem des *Vorenthaltens* von dringend benötigter Information. Ann Oakley (1981) wirft dieses Problem in ihrer Schwangerenuntersuchung auf; sie entschied sich dafür, die »korrekten«, aber lächerlichen Antworten zu vermeiden, die Methodenbücher in solchen Fällen empfehlen:

»In den Methodenbüchern wird empfohlen, auf Fragen wie 'Aus welchem Loch kommt das Baby heraus?', 'Kann eine Epiduralnarkose zu bleibenden Schäden führen?' oder 'Warum ist es gefährlich, ein Baby allein im Haus zu lassen?' so zu antworten: 'Ich glaube, ich habe darüber noch nicht genug nachgedacht, um jetzt eine gute Antwort parat zu haben' oder heftig mit dem Kopf zu nicken und damit anzudeuten: 'Ja, das ist schlimm!' (...) Eine andere Empfehlung rät, die Frage lächelnd zurückzuweisen mit der Bemerkung 'Im Augenblick ist es meine Aufgabe, Meinungen zu erfragen, nicht selber welche zu haben'« (1981, 48).

Eines der nächsten Hefte von »Humanity and Society«, herausgegeben vom Nebraska Feminist Sociological Collective, wird Probleme feministischer Ethik als Schwerpunktthema haben.

## 2.5 Umgestaltung der Machtverhältnisse

In vielen Debatten um feministische Methoden geht es um die Frage, wie Wissenschaft zur Transformation des Patriarchats beitragen kann. Marcia Westcott (1979, 429) will sich nicht damit begnügen, einen »Katalog leidvoller Merkmale des Patriarchats« aufzustellen. Der Feminismus hat eine Zukunftsvision, die Kriterium für »befreiende Wissenschaft« ist. Beschreibung von Fakten ohne Veränderungsperspektive ist konservativ; sie stellt das Subjekt mehr als passiv denn als (potentiell) aktiv dar.

Feministinnen wissen, daß sie ein Publikum mit oft ganz gegensätzlichen Erwartungen, Intentionen und Zielvorstellungen haben. Jean Lipman-Blumen (1979) beschreibt die Schwierigkeiten von Wissenschaftlerinnen im Umgang mit Politikern, politischen Aktivisten, Kollegen und der Zielgruppe selbst. Zu den vielen Problemen, die aus der schwierigen Verbindung von politischer Arbeit und Forschung resultieren, gehören die Verwendung technischer Sprache, die wissenschaftliche Verbrämung von Allgemeinplätzen, widersprüchliche Ergebnisse, überlange Forschungsberichte, politische Naivität, unrealistische Arbeitsplanungen und die Formulierung von Fragestellungen, die wissenschaftlich nicht bearbeitet werden können. Lipman-Blumen betont nachdrücklich die Notwendigkeit, Forschung realistisch und realisierbar zu planen, wenn die



Ergebnisse politisch umgesetzt werden sollen. Mildred D. Pagelow (1979) plädiert für die Beteiligung der Zielgruppe an der Planung und Durchführung von politisch relevanter Forschung. Sie empfiehlt insbesondere, mehr Forschung über Frauenmißhandlung zu betreiben und dabei intensiv Frauenhäuser mit einzubeziehen.

Nach Maria Mies (1983, 125) ist soziale Veränderung der Ausgangspunkt wissenschaftlicher Arbeit. Wenn die Wissenschaftlerin Inhalt, Form und Folgen des Patriarchats begreifen will, muß sie aktiv am Kampf gegen die Ausbeutung und Unterdrückung von Frauen beteiligt sein: »Um etwas zu begreifen, muß frau es verändern«. Methodisch bedeutet das eine Suche nach Techniken der Analyse und Beschreibung von Veränderungsprozessen und dann auch die Vermittlung solcher methodischer Werkzeuge an die Subjekte der Forschung, damit sie selbst ihre Unterdrückung angehen und ihre eigenen Aktionspläne formulieren können. »Die Wahrheit einer Theorie hängt nicht ab von der Anwendung bestimmter methodologischer Regeln, sondern von ihrem Anleitungspotential für emanzipatorische und humanisierende Praxis« (Mies 1983, 124).

### 3. Innovative feministische Forschungsstrategien

Wissenschaftlerinnen haben eine Reihe innovativer Strategien entwickelt, um auf feministischer Grundlage geschlechtsspezifische Ungleichheit zu erkunden. Zwar sind fast alle diese Techniken auch schon für nicht explizit feministische Ziele verwendet worden; doch liegt nach unserer Ansicht ihr innovativer Charakter nicht in der Methode, sondern in der Anwendung. In unserer Übersicht legen wir besonderes Gewicht auf die erkenntnistheoretischen Aspekte des Forschungsplans, der Methoden und der Auswertung.

#### 3.1 Visuelle Techniken

Zur Datengewinnung haben verschiedene Feministinnen Fotoapparat und Videokamera eingesetzt. So verwendet Deborah Barndt (1980) eine Bildergeschichte aus Fotos von zwei gegensätzlichen Unterrichtssituationen. Sie wollte damit den Grad sozialen und politischen Bewußtseins von peruanischen Frauen erkunden, die an einem Alphabetisierungsprogramm teilnahmen. Barndt wollte (mit der Vorführung von Bildern über Situationen des Dialog- und des Frontalunterrichts, T.S.) kritisches Bewußtsein bei Frauen ländlicher Herkunft im städtischen Milieu aufspüren und fragen, welchen Beitrag die Dialogmethode zur Bewußtseinsbildung hat. In ihrer Analyse der Reaktionen von vier alphabetischen Frauen auf die Bildergeschichte konnte Barndt zeigen, daß die Kommentare gut darstellten, wie weit die (auf eigene Erfahrung bezogenen) Bildersituationen psychosozial und strukturell verstanden worden waren.

Gute Erfahrungen hat Timothy Diamond (1977) mit Video gemacht, als er Männer und Frauen bat, ihre Version verschiedener Themen aus Film und Literatur nachzuspielen. Bei der Analyse des Materials konnte er zum Beispiel herausfinden, daß Männer Elternprobleme typischerweise triadisch (Vater, Mutter, Kind), Frauen dagegen dyadisch strukturierten.

Visuelle Techniken sind oft nützlich, um einen Zugang zu finden zu den

ziemlich verborgenen Arenen des Alltagslebens von Frauen, ebenso aber — wie in den Beispielen von Barndt und Diamond — zur Erkundung ganz persönlicher Reaktionsweisen. Visuelle Techniken sind außerdem gut geeignet, um die von der Wissenschaft oft ignorierten, weil im Alltag einfach hingenommenen Ungleichheiten zwischen den Geschlechtern zu erfassen; Nellice Woltemade (1980) hat in ihren Fotostudien von Grabinschriften auf europäischen und amerikanischen Friedhöfen innerfamiliäre Machtstrukturen belegt. Damit sind längst noch nicht alle Möglichkeiten genannt, die solche Techniken für feministische Wissenschaft bieten.

### 3.2 *Das methodologische Dreieck*

Eine weitere feministische Strategie ist die der »Triangulation« (zum Begriff: Robert K. Merton 1957), der gleichzeitigen Anwendung mehrerer Techniken. Dabei nimmt man wenigstens je eine quantitative und eine qualitative Methode, um die Ergebnisse der einen durch die der anderen zu kontrollieren und zu ergänzen. Ein gutes Beispiel ist Rosabeth Moss Kanter (1977) Vergleich der Situation männlicher und weiblicher Beschäftigter in einer großen multinationalen Gesellschaft; teilnehmende Beobachtung, Interviews, Fragebogen und Inhaltsanalyse von Texten trugen alle ein Stück zum eindrucklichen Bild geschlechtsspezifischer Ungleichheit bei. Ähnlich ging Helen Roberts (1981) in der Analyse des Verhältnisses zwischen Ärzten und ihren Patientinnen vor.

Da bestimmte Erkenntnisse systematisch durch die Methodenwahl verhindert werden (Marcia Millman und Rosabeth M. Kanter 1975), ist die »Triangulation« vor dem Hintergrund der Dominanz quantitativer Methoden in der Soziologie eine besonders geeignete Strategie feministischer Forschung. Mit der Einbeziehung qualitativer Methoden wird ein Typus von Informationen gewonnen, der in soziologischer Forschung selten ist. Mit der »Triangulation« können Wissenschaftlerinnen besonders gut zeigen, wie einseitig der bisherige Forschungsstand ist: Sie können alte, gewöhnlich quantitative Methoden noch einmal anwenden und die damit gewonnenen Ergebnisse mit den Resultaten anderer, vor allem quantitativer Methoden vergleichen.

### 3.3 *Sprachanalysen*

Auch soziolinguistische Techniken der Untersuchung von Alltagssprache können für eine feministische Strategie genutzt werden. So hat beispielsweise Pamela Fishman (1978) häusliche Dialoge auf Band aufgezeichnet und unter der Fragestellung analysiert, wie hierarchische Beziehungen zwischen Mann und Frau verbalisiert und verfestigt werden. Sie fand heraus, daß die Frauen mehr für die Fortsetzung der Interaktion getan haben, z.B. indem sie Fragen formulierten zu Themen, die die Männer eingebracht hatten, bekräftigende Bemerkungen wie »hmm«, »ja« oder »oh« einstreuten oder Aufmerksamkeit signalisierten (»das ist interessant«, »du weißt«), um das Interesse ihrer männlichen Partner zu wecken. Männer dagegen nahmen eher eine dominante Gesprächsposition ein: Durch die Kürze ihrer Antworten signalisierten sie geringes Interesse, und ihre Aussagen bekräftigten generell die Bedeutsamkeit der von ihnen eingebrachten Themen und einer Reaktion darauf. Fishman schließt daraus:

»Die, die für die Aufrechterhaltung der Gesprächsroutine sorgen (die Frauen), sind nicht dieselben, die diesen Prozeß kontrollieren oder von ihm profitieren« (1978, 405). Dialoganalytische Techniken erschließen jene »trivialen Alltagsinteraktionen«, die einen großen Teil zur Aufrechterhaltung der gegebenen Realität beitragen (Fishman 1978, 398).

### 3.4 Inhaltsanalyse

Textanalysen werden häufig für feministische Themen benutzt, so in der Untersuchung geschlechtsspezifischer Tendenzen von Erving Goffmans Soziologie durch das Nebraska Feminist Collective (1982).

Besonders interessant ist die von Dorothy Smith entwickelte Methode, den sozialen Hintergrund der Textproduktion ebenso wie die Aufnahme beim Leser oder Hörer zu untersuchen. In einer ihrer Studien (1978) analysiert sie einen Text, der beschreibt, wie eine Frau (K) als »psychisch krank« durch ihre Freunde definiert wird. Da eine solche »Etikettierung« sehr viel an Kontextinformation voraussetzt, untersucht Smith genau, wie der Text strukturiert ist, um K.s Verhalten als »anormal« oder als unerklärlich und unvorhersehbar darzustellen. Ein Mittel dazu sind »Kontrastsituationen«, in denen der Beschreibung von K.s Aktivitäten eine Information vorausgeschickt wird, die ihr Verhalten als seltsam erscheinen läßt: »Als K. einmal gebeten wurde, einer Freundin bei der Gartenarbeit zu helfen, hat sie sich stundenlang damit beschäftigt, ohne einmal Pause zu machen, und kaum einmal dabei aufgeblickt« (Smith 1978, 39). In ihrer neuesten Studie (1983) untersucht Smith die Bedeutung der Aussagen »sie tötete sich« und »sie beging Selbstmord« in biografischen und psychiatrischen Texten. Smith konzentriert ihre Analyse auf die Frage, welche Mittel Texte einsetzen, um Erfahrung abstrakt und getrennt von einem handelnden, fühlenden und denkenden Subjekt darzustellen: Es sind neben der Begriffswahl vor allem grammatische und logische Verknüpfungen, die Sequenz und Folgerichtigkeit suggerieren.

### 3.5 Verbesserte quantitative Methoden

Einige feministische Wissenschaftlerinnen haben sich auch darum bemüht, quantitative Verfahren der Erfassung geschlechtsspezifischer Phänomene zu verbessern. So hat Mary Corcoran (1980) Meßfehler auf geschlechtsspezifische Ursachen untersucht; Ruth Dixon (1982), Carmen Deere und Magdalene de Leal (1979) haben Indices der Arbeitsmarktforschung neu definiert und operationalisiert, die der Situation von Frauen im informellen ökonomischen Sektor von Gesellschaften der Dritten Welt besser gerecht werden. Von den Arbeiten männlicher Kollegen ist der Artikel von Royce Singleton und John B. Christiansen (1977) besonders interessant, der die Konstruktion und Validierung eines Tests von »Einstellungen zum Feminismus« beschreibt.

### 3.6 Forschungskollektive

Einige Soziologinnen haben sich für Formen kooperativer oder kollektiver Forschung entschieden. Mary Jo Deegan hat die Geschichte von drei Kollektiven untersucht, deren Mitglied sie war. Dabei stellt sie drei Vorteile kollektiver

im Gegensatz zu traditionell-individualistischer Arbeitsweise heraus. Erstens: Es gibt viel mehr Möglichkeiten für ein Feedback; Deegans Studie wurde — mit zwei Ausnahmen — von allen Mitgliedern der drei Kollektive kritisch gegengelesen. Zweitens: Die Frauen können gegenseitig als »Mentoren« ihre wissenschaftliche Entwicklung durch Weitergabe von Informationen fördern, z.B. über das Abfassen und die Annahmeprozeduren von Beiträgen für Konferenzen und Zeitschriften und vor allem über die Stellung feministischer Positionen im Kontext anderer Theorien. Und schließlich trägt kollektive Arbeit zu einem feministischen Verständnis des Alltagslebens bei und stützt damit den für die Etablierung feministischer Soziologie nötigen Optimismus.

Das Nebraska Feminist Collective — die zweite der von Deegan untersuchten Gruppen — beschreibt seine Position so (1982): Die größten Hindernisse für kollektive Arbeit sind ständige berufliche Veränderungen, die Ungleichheit im Zugang zu Ressourcen und akademische Standards, die individuelle und konkurrenzorientierte Forschung gegenüber den reflektierten Ergebnissen kooperativer Arbeit bevorzugen. Die Mitglieder des Kollektivs waren trotz dieser Hindernisse der Ansicht, daß sie das feministische Ziel einer nicht-hierarchischen Gruppe gut umgesetzt haben — und wichtige methodische und theoretische Entscheidungen gemeinsam erarbeiten konnten.

Nach Deegan (1983) gibt es eine Reihe von Voraussetzungen erfolgreicher Arbeit im Kollektiv: geographische Nähe der Mitglieder, ohne die ständiger Kontakt kaum möglich ist; inhaltliche Gemeinsamkeiten in feministischen Interessen, Zielen und Wissensstand, was für Frauen auf unterschiedlichen Karrierestufen schwer zu erreichen ist; dazu kommen Übereinstimmung über die Definition des Gruppenprojekts und die Bereitschaft, wenigstens zwei Jahre mitzuarbeiten (ohne die kaum eines der Ziele des Kollektivs verwirklicht werden kann). — Wichtige Resultate kooperativer Arbeit sind die jährlich veröffentlichten »Midwest Feminist Papers«; die letzte Nummer, von Judith Levy, S. Randi Randolph und Judith Wittner herausgegeben (1983), enthält biografische Beiträge über Soziologinnen aus den letzten fünfzig Jahren.

### 3.7 Untersuchung echter Alltagssituationen

Ein letzter Typus soziologischer Methodik ist die Untersuchung gegebener Situationen. Feministische Wissenschaft nutzt oft den Umstand, daß Situationen, die für ein bestimmtes Untersuchungsziel gesucht werden, nicht erst erzeugt werden müssen, sondern schon da sind, so daß ihnen Informationen über wirkliches soziales Leben entnommen werden können. Einem solchen Ansatz folgen oft Frauen, um sexistisches Verhalten in ihrer Umwelt zu erforschen und bewußt zu machen.

Ein Beispiel dafür ist Liz Stanleys und Sue Wises Analyse obszöner Telefonanrufe (1979). Sie hatten ihre Namen und Telefonnummern mehrere Jahre in Anzeigen und Werbezetteln für Homosexuellen- und Lesbengruppen genannt und daraufhin regelmäßig eine große Zahl obszöner Anrufe erhalten. Die Autorinnen sagen, daß ihnen die Entscheidung, diese Anrufe als Forschungsmaterial zu nutzen, es erleichtert hat, den dauernden Streß und die Erfahrung, persönlich angegriffen zu werden, zu ertragen. Stanley und Wise haben die Te-

lefongespräche transskribiert und dann inhaltsanalytisch eine Typologie der Themen, Vorurteile und Problemsituationen ausgearbeitet. Einige Anrufe waren besonders gewalttätig: entweder haßerfüllt gegen Lesben (»Man sollte dich öffentlich auspeitschen und dann zur Abschreckung aufhängen!«) oder an heterosexueller Gewalt interessiert (»Ich werde dich beißen, du wirst dann zwar schreien, wirst es aber trotzdem mögen!«). Andere Anrufer fühlten sich durch Lesben stimuliert; einige Männer benutzten die Anrufe als Bitte um sexuelle Dienstleistungen (»Mir ist es jetzt gekommen. Danke!«). Die Autorinnen berichten auch über ihre Erfahrungen bei der Präsentation der Ergebnisse vor überwiegend homosexuellen Männern; die meisten von ihnen konnten die Wut beim Anhören solcher Anrufe nicht nachempfinden: Sie empfanden sie als stimulierend. Wahrscheinlich hätten die Männer aus der Stanley/Wise-Untersuchung in Interviews oder bei der Beantwortung von Fragebogen nicht so ehrlich ihre Einstellungen gegenüber Frauen und Lesben geäußert wie in den obzönen Anrufen. Da feministische Soziologinnen häufig kontroverse und emotional aufgeladene Themen erforschen, ist die Untersuchung »natürlicher« Situationen ein guter und kreativer Weg zur Datengewinnung und -interpretation.

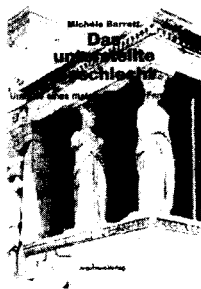
#### **4. Schlußbemerkung**

Die Entdeckungen und dilemmatischen Erfahrungen von feministischen Soziologinnen, die feministische Methoden geprüft, formuliert und angewendet haben, können uns einiges über Lebensbedingungen von Frauen sagen. Daß es methodisch immer nötig wird, die sozialen und kulturellen Selbstverständlichkeiten des Alltags aufzubrechen, unterstreicht, daß Frauen den Platz im Bereich des Privaten, Emotionalen und hinter den Kulissen einnehmen. Ähnlich ist es mit der beruflichen Situation von Frauen: Weil die berufliche Stellung von Frauen so niedrig ist, kommt Statusforschung nicht darum herum, sich den alltäglichen und abgewerteten Aspekten des sozialen Lebens (wie Kindererziehung und Hausarbeit) zuzuwenden. Daß Feministinnen es so oft mit kontroversen und emotional aufgeladenen Themen zu tun haben, liegt einfach daran, daß die Welt, in der Frauen leben, eine Welt der Unterdrückung ist. Die Formulierung kreativer Methoden, die Wirkung und Rückwirkung berücksichtigen, hat zur Entwicklung von Forschungsplänen geführt, die clever und innovativ Themen wie Mißhandlung, Vergewaltigung und Abtreibung erkunden. Ein Weiteres: Daß die Schaffung ganz neuer Beziehungsformen als besondere Herausforderung angesehen wird, verweist auf das Ausmaß der Distanz, das Wissenschaftlerinnen als Trennung von ihren Frauen-Zielgruppen empfinden. Die Vielfalt von Ideen und Techniken schließlich scheint das Resultat einer Strategie zu sein, in der vom Forschungsproblem aus Methoden bestimmt werden — und nicht umgekehrt.

## Literaturverzeichnis

- ASA Committee on the Status of Women in Sociology, 1980: Sexist Bias in Sociological Research: Problems and Issues. *ASA Footnotes* 8, 8-9
- Barndt, Deborah, 1980: Education and Social Change: A Photographic Study of Peru. New York
- Bernard, Jessie, 1973: My Four Revolutions: An Autobiographical History of the ASA. *American Journal of Sociology* 18, 773-701
- dieselbe, 1979: Afterword. In: J. Sherman und E. Beck (Hrsg.), *The Prism of Sex: Essays in the Sociology of Knowledge*. Madison
- Corcoran, Mary, 1980: Sex Differences in Measurement Error. *Sociological Methods in Research* 9, 199-217
- Deegan, Mary Jo, 1983: Praxis in Feminist Sociology Theory. Presented at the Midwest Sociological Society Annual Meetings, Kansas City, Missouri
- Deere, Carmen Diana, und Magdalena Leon de Leal, 1979: Measuring Rural Women's Work and Class Position. *Studies in Family Planning* 10, 370-374
- Diamond, Timothy, 1977: On the Social Structure of Imagery: The Case of Gender. Unveröffentl. Ph.D. Dissertation, The Department of Sociology, The Ohio State University, Columbus, Ohio
- Dilorio, Judith A., 1982: Feminist Fieldwork in a Masculinist Setting: Personal Problems and Methodological Issues. Paper, vorgelegt bei den North Central Sociological Association Annual Meetings, Detroit, Michigan
- Dixon, Ruth B., 1982: Women in Agriculture: Counting the Labor Force in Developing Countries. *Population and Development Review* 8, 539-566
- Eichler, Margrit, 1980: *The Double Standard: A Feminist Critique of Feminist Social Science*. New York
- dieselbe, 1981: Power, Dependency, Love and the Sexual Division of Labour: A Critique of the Decision-Making Approach to Family Power and an Alternative Approach with an Appendix: On Washing My Dirty Linen in Public. *Women's Studies International Quarterly* 4, 201-219
- Epstein, Cynthia Fuchs, 1981: Women in Sociological Analysis: New Scholarship Versus Old Paradigms. In: E. Langland und W. Gove (Hrsg.), *A Feminist Perspective in the Academy: The Difference it Makes*. Chicago
- Fishman, Pamela, 1978: Interaction: The Work Women Do. *Social Problems* 25, 397-406
- Gardner, Carol Brooks, 1980: Passing By: Street Remarks and the Urban Female. *Sociological Inquiry* 3/4, 328-356
- Harding, Sandra, und Merill B. Hintikka (Hrsg.), 1983: *Discovering Reality: Feminist Perspectives on Epistemology, Metaphysics, Methodology and Philosophy of Science*. Boston.
- Kanter, Rosabeth Moss, 1977: *Men and Women of the Corporation*. New York
- Levy, Judith A., S. Randi Randolph und Judith G. Wittner (Hrsg.), 1983: Life Paths of Women Sociologists. *The Midwest Feminist Papers* 3, 1-84
- Lipman-Blumen, Jean, 1979: The Dialectic Between Research and Social Policy. In: J. Lipman-Blumen und J. Bernard (Hrsg.), *Sex Roles and Social Policy*. Beverly Hills
- Lopata, Helena Znaniecki, 1980: Interviewing American Widows. In: W. Shaffir, R. Stebbins und A. Turowetz (Hrsg.): *Fieldwork Experience: Qualitative Approaches to Social Research*. New York
- MacKinnon, Catherine A., 1982: Feminism, Marxism, Method, and the State: An Agenda for Social Theory. *Signs* 7, 515-544
- McCormack, Thelma, 1981: Good Theory or Just Theory? Toward a Feminist Philosophy of Social Science. *Women's Studies International Quarterly* 4, 1-12
- Merton, Robert K., 1957: On Manifest and Latent Functions. In: R. Merton (Hrsg.), *Social Theory and Social Structure*. New York
- Mies, Maria, 1983: Towards a Methodology for Feminist Research. in: G. Bowles und R. Klein (Hrsg.), *Theories of Women's Studies*. Boston
- Millman, Marcia, und Rosabeth Moss Kanter, 1975: Editorial Introduction. in: M. Millman und R. Kanter (Hrsg.), *Another Voice*. Garden City

- Morgan, David, 1981: Men, Masculinity and the Process of Sociological Enquiry. in: H. Roberts (Hrsg.), Doing Feminist Research. London
- Nebraska Sociological Feminist Collective, 1982: The Sexist Dramas of Erving Goffman. Unveröffentl. Paper, Department of Sociology, University of Nebraska, Lincoln, Nebraska
- Nebraska Sociological Feminist Collective, 1982: A Feminist Ethic for Social Science Research. Unveröffentl. Paper, Department of Sociology, University of Nebraska, Lincoln, Nebraska
- Oakley, Ann, 1981: Interviewing Women: A Contradiction in Terms. In: H. Roberts (Hrsg.), Doing Feminist Research. London
- Oakley, Ann, und Robin Oakley, 1979: Sexism in Official Statistics. In: J. Irvine, I. Miles und J. Evans (Hrsg.), Demystifying Social Statistics. London
- Pagelow, Mildred Daley, 1979: Research on Woman Battering. In: J. Fleming (Hrsg.), Stopping Wife Abuse. Garden City
- Reinharz, Shulamit, 1983: Experiential Analysis: A Contribution to Feminist Research. In: G. Bowles und R. Klein (Hrsg.), Theories of Women's Studies. Boston
- Roberts, Helen, 1981: Women and their Doctors. Power and Powerlessness in the Research Process. In: H. Roberts (Hrsg.), Doing Feminist Research. London
- Sherman, Julia A., und Evelyn Torton Beck, 1979: Introduction. In: J. Sherman und E. Beck (Hrsg.), The Prism of Sex: Essays in the Sociology of Knowledge. Madison
- Singleton, Royce Jr., und John B. Christiansen, 1977: The Construct Validation of a Shortform Attitudes Toward Feminism Scale. *Sociology and Social Research* 61, 294-303
- Smith, Dorothy E., 1974: Women's Perspective as a Radical Critique of Sociology. *Sociological Inquiry* 44, 7-13
- dieselbe, 1978: »K is Mentally Ill« — The Anatomy of a Factual Account. *Sociology* 21, 23-53
- dieselbe, 1979: A Sociology for Women. In: J. Sherman und E. Beck (Hrsg.), The Prism of Sex: Essays in the Sociology of Knowledge. Madison
- dieselbe, 1981: The Empirical World as Problematic: A Feminist Method. Saskatoon
- dieselbe, 1983: No One Commits Suicide: Textual Analysis of Ideological Practices. *Human Studies*, im Druck
- Spector, Malcolm, und Robert R. Faulkner, 1980: Thoughts on Five New Journals and Some Old Ones. *Contemporary Sociology* 9, 477-482
- Stanley, Liz, und Sue Wise, 1979: Feminist Research, Feminist Consciousness and Experiences of Sexism. *Womens's Studies International Quarterly* 2, 359-374
- dieselben, 1983: Breaking Out: Feminist Consciousness and Feminist Research. Boston
- Unger, Rhoda Kesler, 1981: Sex as a Social Reality: Field and Laboratory Research. *Psychology of Women Quarterly* 5, 645-653
- Westcott, Marcia, 1979: Feminist Criticism of the Social Sciences. *Harvard Educational Review* 49, 422-430
- dieselbe, 1983: Women's Studies as a Strategy for Change: Between Criticism and Vision. In: G. Bowles und R. Klein (Hrsg.), Theories of Women's Studies. Boston
- Woltemade, Nellice, 1980: Visual Sociology: Studying Gender Through Tombstone Inscriptions. Unveröffentl. Paper, The Department of Sociology, The Ohio State University, Columbus, Ohio



Michèle Barrett:  
Das unterstellte Geschlecht —  
Umrisse eines materialistischen  
Feminismus

Zu den Bereichen Sexualität/  
Literatur/Schule/Familie/Staat  
240 S., frz. Br. DM 24,-/Ln DM 34,-

## Menschenmüll

### Reflexionen und Erfahrungen eines Objekts

Diese Reflexionen und Erfahrungen, nach traditionellem Verständnis als wesentliche Konstituenten dem *Subjekt* zuzuordnen, sind auf der Schattenseite der heutigen Industriegesellschaft entstanden: aus der Perspektive eines *Objekts* dieser Gesellschaft. Sie erheben also einen Anspruch, der ihnen nach Maßgabe der Logik wie nach Maßgabe der Faktizität eigentlich gar nicht mehr zusteht: als reales Objekt subjektiv sich zu verhalten. So sind sie notwendig widerspruchsvoll und sicher auch ungerecht. Sie wollen diese Paradoxie entfalten und ihr zum Ausdruck verhelfen.

Die Wohlstandsgesellschaft produziert Müll — der Überfluß das Überflüssige. Dinge werden weggeworfen, weil sie ihren Zweck erfüllt haben oder ihn nicht, beziehungsweise nicht mehr »ausreichend« erfüllen. So verlieren sie ihren Objektcharakter, sind nicht mehr Objekte eines Subjekts.

Aber für viele dieser Dinge ist das nur die erste Stufe einer wunderlichen Metamorphose. Das als Objekt scheinbar widerstandslos-leblose Ding entfaltet nachgerade ein merkwürdiges Eigenleben. Es kehrt sich, einmal seines Objektcharakters ledig, gegen die Subjekte — sei's, daß es Probleme bei seiner Beseitigung aufwirft; sei's, daß es dem subjektiven Betrachter die Landschaft verhandelt; sei's, daß es als Gift die Überlebensbedingungen der Subjekte zu zerstören droht, die es zuvor doch hatte verbessern sollen. Die Dinge werden so selbst Subjekte, machen ihrerseits die Subjekte zu Objekten.

Was schlägt in den Dingen zurück? Es ist nicht die »Tücke des Objekts«, sondern die selbstvergessene Subjektivität, die sich im Objektcharakter der Dinge vergegenständlicht hat. Was Subjektivität im Zeichen ihrer Freiheit und Selbstbefreiung den Dingen angetan hat, davon wird sie wieder eingeholt. Die Welt als gigantische Müllhalde, die sie bereits ist oder noch zu werden droht, spiegelt dem Subjekt sich selbst zurück.

Aber Subjektivität wendet sich nicht nur gegen sich selbst auf dem Umweg über die Objekte: sie wird sich selbst zum Müll. Die von selbsternannten Trägern von Subjektivität konstatierte Überproduktionskrise der Gattung scheint manchen nur lösbar durch die kathartische Wirkung eines atomaren Infernos. Nur so sind dahingehende Sandkastenspiele der Militärs zu verstehen. Subjektivität heute würde die Wut über sich selbst, daß sie mißlang, nur allzu gerne an sich selbst austoben. Das allerdings setzt voraus, daß Subjektivität sich in sich selbst aufspaltet. Während die einen durch die Kalkulation der Opfer — der materiellen *vor* der Apokalypse, deren Notwendigkeit damit begründet wird, sie sollten die Apokalypse verhindern, während sie sie doch überhaupt erst ermöglichen, der menschlichen für den Fall eines Nachher — sich unter dem Vorwand der Vorsorge für alle selbst zum Subjekt ernennen, werden die anderen dadurch unversehens zu Objekten, letztlich zum überflüssigen Krebsgeschwür der Erde: Menschenmüll.



Daß die ganze Katastrophe dennoch noch nicht stattgefunden hat, ist weniger der Humanität derer zu verdanken, die Subjektivität heute zu vertreten vorgeben, sondern einem Defizit dieser Subjektivität — die Katastrophe läßt sich eben nicht mehr kalkulieren und bedroht auch diejenigen, die sie zu berechnen sich anheischig machen.

Ein erstes Paradoxon ist hier festzustellen: Während in den dinghaften Objekten Subjektivität sich gegen sich selbst zur Wehr setzt, scheinen die zu Objekten degradierten Partikel der Gattung ihrer Degradierung zum Objekt geradezu hinterherzulaufen, indem sie wie die Lemminge mit Hingabe das Geschäft ihrer Selbstzerstörung betreiben.

Die materiellen Opfer indessen, die vorgeblich zur Verhinderung der Apokalypse eingefordert werden, bewirken wenn schon nicht die (ersehnte?) ganze, so doch einzelne Katastrophen. Partikularisiert sind sie leichter zu ertragen, gefährden den Fortbestand der Gattung nicht, bieten die Möglichkeit der Selbstaufspaltung von Subjektivität wesentlich billiger und gefahrloser. Die im Überfluß leben, mögen wohl einen wollüstigen Schauer beim Blick über den Zaun in den Bereich des Menschenmülls empfinden, auch wo sie noch so solidarisch sich geben.

Dieser Blick in ein reales Schattenreich gilt wohl weniger der Angst, vom selben Schicksal ereilt zu werden, als vielmehr der eigenen Selbstbestätigung: Denn Subjekt ist Subjekt nur durch ein Objekt.

Das führt zur Bestimmung eines zweiten Paradoxons. Diejenigen, die subjektiv ihre objektive Zwecklosigkeit erfahren, erfüllen in dieser Zwecklosigkeit einen objektiven Zweck. Sie bieten kostenlos das zur Selbstbestätigung der partikularisierten Subjektivität notwendige Opfer, nachdem, wie oben schon ausgeführt, die realen dinghaften Objekte diese Funktion nicht mehr erfüllen.

Was aber machen *diese* Objekte mit dem Rest an Subjektivität, der ihnen noch verblieben ist?

Auf der Seite dieser Objekte fand ich mich wieder, nachdem ich eines Morgens mit zitternden Händen und klopfendem Herzen einen Brief des Obereschulamtes in Händen hielt, in welchem mir eröffnet wurde, man könne mir »leider« keine Stelle im Schuldienst Baden-Württembergs anbieten.

Zwar war in diesem Schreiben auch die Rede von diversen Möglichkeiten, die es vielleicht noch geben könnte, aber es war eben doch eine Absage.

Ich fand mich also, wie Kafkas Gregor, unversehens in ein ungeheures Ungeziefer verwandelt. Als solches weiß ich mich auch noch, während ich diese Zeilen schreibe.

Dabei hätte ich es längst schon begriffen haben können. Die Anzahl der Bewerbungen, die ich in naivem Vertrauen auf die von mir erreichte Endnote von 1,75 verschickt hatte, war Legion. Wenn ich überhaupt einer Antwort für würdig erachtet wurde, dann erhielt ich nur Absagen. Form und Sprache dieser Absagen, hektographierte Zettel und ein stereotypes, zur Floskel geronnenes »Leider«, hätten mich schon früher zu der Frage zwingen müssen, ob nicht, angesichts aller der Nieten, die ich in der Lotterie der Selbsterhaltung zog, ich selbst diese Niete sein könnte. So aber wälzte ich weiter wie Sysiphos den Block und tue es noch immer — wie trotzig! —, obwohl ich beginne, die Sinnlosig-

keit solchen Unterfangens einzusehen. So realistisch erfahre ich Adornos Gedanken von der Wiederkehr des Mythos am Ende einer bloßen Natur-Geschichte.

Nun weiß ich, daß ich damit diejenigen auf den Plan rufe, die mit Vorliebe mit dem Vorwurf der »Larmoyanz« hantieren. Nur bestärkt sich in mir mehr und mehr der Verdacht, daß diese längst schon auf der anderen Seite sitzen und diesen Vorwurf nur ihrer eigenen Selbstbestätigung und psychischen Hygiene zuliebe erheben.

Objektiv betrachtet bin ich nur ein Opfer unter vielen, einer zudem nicht einmal singulären Überproduktionskrise: Butterberg, Schweineberg, Lehrberg. Leider hilft mir diese verobjektivierende Betrachtungsweise nicht weiter — von all den Bergen kann ich nicht herunterbeißen. Zudem habe ich mir den Luxus erlaubt, eine Familie zu haben, für deren Unterhalt ich Sorge tragen muß. Oder sollte etwa bereits diese Maxime schon der Luxus sein?

Wenn ich, als 31jähriger, der seine Zukunft schon hinter sich hat, zurückblicke, so ist zunächst festzuhalten, daß ich, aus kleinen Verhältnissen stammend, in einem Anfall von Hybris für mich in Anspruch genommen habe, mich, anders als meine Eltern, die unter dem Zwang unmittelbarer Daseinsvorsorge immer nur Objekte geblieben waren, im bescheidenen Rahmen als Subjekt zu verwirklichen.

Aber nach Abitur, Studium und Referendariat finde ich mich in einer realen Welt der Schatten wieder. Einer, der hoffend auszog, um »Subjekt« zu werden, hat heute nur das Fürchten gelernt. Dieses Fürchten wurde und wird entsetzlich eingebleut und zieht fatale Folgen nach sich.

So bereits im Referendariat. Die Furcht, nachher durch das Sieb zu fallen, entfesselt einen Konkurrenzmechanismus unter den Referendaren, der jeder Beschreibung spottet. Dieser losgelassene Konkurrenzmechanismus zeitigte in den Seminaren den allgemeinen Zwang zu einer grandiosen Maximierung des Wissens — bisweilen sogar in inhaltlicher Hinsicht; öfter den möglichst rationalen Einsatz von Lernmethoden betreffend; hauptsächlich jedoch in der Vollkommenheit von individuellen Überlebensstrategien und Bloßstellungstechniken. Damit bewirkt dieser Konkurrenzmechanismus auch den paradoxen Schein von Subjektivität, die Illusion, handelnd sein Schicksal bestimmen zu können; andererseits aber auch, objektiv betrachtet, in der Beschränkung auf die je individuelle und *doch* fremdbestimmte Maximierung, letztlich auf die Steigerung des individuellen Tauschwertes, eine absolut reflexionslose Selbstzerfleischung der Objekte eines gnadenlosen Selektionsmechanismus'.

Paradox hierbei, daß am Ende alle, auch diejenigen, die sich durch ihre Einstellung scheinbar als »Subjekte« ihres Schicksals erwiesen haben, als Objekte dastehen. Zum einen hat (fast?) jeder, beinahe unvermeidlich, die zunächst äußerliche Reduzierung auf eine abstrakte Notengröße auch innerlich ratifiziert. Zum anderen, und das scheint mir schwerer zu wiegen: Ob Subjekt oder Objekt, beides wird ausdrückbar in der abstrakten Zahl. Die Zahl selbst indessen macht das darunter Befasste zum Objekt — mag es wollen oder nicht.

In den Bereich der scheinbaren Subjekte vermögen sich aber oft nur diejenigen hinüberzuretten, die sich den Anforderungen der an den Beurteilungspro-

zeduren Beteiligten am besten anzupassen vermögen, die also dem Wortsinn eines »Hypokeimenon« am wenigsten entsprechen. Heute hat das Fürchten für mich allerdings schon eine neue Qualität erreicht. Hatte ich damals noch die Hoffnung, die Furcht könnte irgendwann einmal ein Ende haben, so bedeutet mir heute alles: für Ausgemustertes verschlossen.

Noch in meiner Klaustrophobie des Ausgeschlossenenseins, denn auch das Draußen wird zum Gefängnis, wenn alle Türen hinein verschlossen sind, äußert sich weniger der mir noch verbliebene Rest an Subjektivität, als vielmehr die zu sich selbst gekommene Objektivität. Der Rest an Subjektivität indessen, der mir noch verblieben ist, und den ich mir partout nicht abschaffen kann, haust bereits in der Angst vor meiner Angst, die meine ist und doch nicht meine, deren Objekt ich geworden bin. Diese Angst malt mir ein Menetekel an die Wand: Sollten die in letzter Zeit vielbeschworenen Selbstheilungskräfte des Marktes dahingehend konkretisierbar sein, daß der zwecklose Menschenmüll, der einerseits den Zweck der Selbstbestätigung der selbsternannten »Subjekte« erfüllt, andererseits dazuhin noch zum Zwecke der Beseitigung des von diesen »Subjekten« produzierten und diese bedrohenden dinghaften Mülls Verwendung finden kann? Der Menschenmüll als Absorptions- und Beseitigungspotential des von den »Subjekten« produzierten objektiven Mülls — eine in vielerlei Hinsicht interessante Idee.

Stellt sich zum Beschluß ein ausgemustertes Objekt die drei klassischen kantischen Grundfragen: Was kann ich wissen? Was soll ich tun? Was darf ich hoffen?, so steht nach den vorausgegangenen Überlegungen zunächst einmal fest, daß es das eigentlich gar nicht mehr darf. Setze ich mich aber einmal souverän über dieses Verbot hinweg, so kann zunächst die Frage nach dem mir möglichen Wissen dahingehend beantwortet werden, daß ich weiß, was mir an Subjektivität noch verblieben ist, was das Wissen um meinen Objektcharakter mit einschließt. Dieses Wissen bleibt freilich konsequenzenlos — im geschlossenen Raum wendet es sich nur gegen mich selbst. Manchmal wäre ich es gerne los, aber ich kann es mir nicht einfach abschaffen, es sei denn, ich schaffe mich selbst ab. Hierdurch ist die Antwort auf die Frage nach den Maximen meines Handelns vorentschieden. Ich kann, wie ich es hier versucht habe, meinem Ausgeschlossenensein und meiner Spaltung Ausdruck verleihen, mit der unsinnigen Hoffnung, das könnte mir helfen. Dabei ist mir bewußt, daß ich auch mit meiner Situation kokettiere, wenn ich die »Nachrichten aus einer Unterwelt« als Ware anbiete. Eine weitere Möglichkeit bestünde darin, mir meine Subjektivität, die ohnehin nur Leiden verursacht, abzuschaffen und vollends zu dem zu werden, was ich objektiv ohnehin schon bin: Ding. Da ich mich aber mit der Kälte nicht anfreunden kann, bleibt mir nur die Solidarität mit den anderen Objekten, was immerhin die Möglichkeit gemeinsamen Handelns einschließt. Zu hoffen schließlich bleibt, daß wenigstens gelesen wird, was ich geschrieben habe; daß sich mir vielleicht doch noch eine Tür öffnet; oder aber, was zu erwarten steht, wenn alle Türen verschlossen bleiben, daß die Anzahl derer draußen wächst und die Furcht sich in Widerstand verwandelt. Oder aber, realistischer, daß ich wenigstens denjenigen, die im Warmen sitzen, eine kurzweilige und vergnügliche Lektüre beim Blick über den Zaun geboten habe.

Su Shaozhi

## Neues Marxismusverständnis in China\*

### I. Der Marxismus wird sich weiterentwickeln oder absterben

Seit dem Tod von Karl Marx sind seine Theorien und die soziale Bewegung, die er in Gang gesetzt hat, zu einer intellektuellen Kraft und einer starken und vitalen politischen Realität geworden, die das Leben aller Menschen berührt. Um so weniger glaube ich, daß ernsthafte Marxisten es sich erlauben können, sich von den bereits erzielten Erfolgen berauschen zu lassen; sie sollten sich besser den vorliegenden Problemen und Schwierigkeiten zuwenden. Wir müssen uns dem aktuellen Meinungsstreit stellen: etwa der Behauptung, daß der »Marxismus überholt« sei oder sich jetzt »in einer Krise« befinde; genauso müssen wir der Tatsache ins Auge sehen, daß in China viele Menschen dem Marxismus mit Gleichgültigkeit begegnen. Wir sollten zur Kenntnis nehmen, daß diese Realitäten in gewissem Sinne eine Art Strafe für den Dogmatismus im Marxismus darstellen. Es ist unleugbar, daß es in der internationalen kommunistischen Bewegung und in unserer eigenen Partei die irrige Tendenz der Dogmatisierung des Marxismus gab, die Heiligsprechung der Beschlüsse der 3. Internationale (Komintern) und der sowjetischen Erfahrungen; daß es im politischen und ideologischen Leben unseres Landes den Personenkult und die falsche »linke« Tendenz der »Politik der geschlossenen Tür« gab.

Seit dem Beginn der Diskussion in China über die Praxis als dem Kriterium der Wahrheit (»Die Wahrheit in den Tatsachen suchen«) ist für mehr und mehr chinesische Theoretiker das Bekenntnis zu einem schöpferischen Marxismus zum generellen Prinzip geworden. Die 3. Plenartagung des 11. ZK der KPCh bestätigte den Marxismus als führende politische Linie und machte ihn zum Leitprinzip der ideologischen und theoretischen Arbeit der Partei. Dadurch sind für uns die besten Bedingungen gegeben, am Marxismus festzuhalten und ihn gleichzeitig weiterzuentwickeln. Das soll aber noch lange nicht heißen, daß dieses richtige Prinzip in der theoretischen Diskussion Chinas völlig akzeptiert und in die Tat umgesetzt sei. Es sollte vielmehr zugegeben werden, daß unsere theoretische Arbeit gegenwärtig noch lange nicht den Anforderungen genügt, die das Prinzip des Festhaltens am Marxismus und seiner gleichzeitigen Weiterentwicklung stellt. Das richtige Prinzip haben wir zwar; was wir jetzt brauchen, ist seine Umsetzung in die Wirklichkeit.

### II. Herausforderungen des Marxismus auf internationaler Ebene

Wir haben jetzt die Aufgabe, am Marxismus festzuhalten und ihn unter den Bedingungen der achtziger Jahre weiterzuentwickeln. Welche neuen Phänomene müssen wir vorrangig erforschen? Welche Probleme müssen wir zuerst lösen?

1. Fragen, die sich auf den Entwicklungsgang der menschlichen Zivilisation beziehen:

\* Gekürzt und aus dem Englischen übersetzt von Frank Suffa-Friedel und Bettina Gransow

Stimmt es, daß die moderne Wissenschaft und Technik der menschlichen Zivilisation die Tür zu einer neuen Stufe der Entwicklung geöffnet haben? Wenn nicht, warum? Wenn ja, welches sind dann die allgemeinen Charakteristika dieser höheren Stufe der menschlichen Zivilisation? Worin bestehen die Unterschiede zwischen ihr und der vorhergehenden Stufe? Welche neuen gesellschaftlichen Strukturen und Beziehungen hat die neue Zivilisation hervorgebracht?

Ist die neue Zivilisation ein allgemeines Stadium gesellschaftlicher Entwicklung, das alle Nationen und Länder notwendigerweise durchlaufen müssen? Oder ist sie eine spezielle Entwicklungsform kapitalistischer Länder? Gesetzt den Fall, die erste Annahme trifft zu, welche unterschiedlichen Ausformungen wird sie in den unterschiedlichen Gesellschaftssystemen annehmen? Wir müssen uns vor allem fragen: Welche Haltung sollte China — ein Land mit relativ rückständiger Wissenschaft und Technik — zu dieser neuen Art von Zivilisation einnehmen? Falls sie eine Besonderheit in der Entwicklung der kapitalistischen Länder ist, wäre damit die Gültigkeit einer ganzen Reihe von marxistischen Theoriestücken über den Kapitalismus in Frage gestellt (z.B. die Arbeitstheorie im Kontext des wissenschaftlich-technischen Fortschritts, die Auswirkungen der wissenschaftlich-technischen Revolution auf die Klassenstruktur der kapitalistischen Gesellschaften usw.)?

2. Fragen, die sich aus den Besonderheiten der gegenwärtigen Kapitalismusentwicklung ergeben:

In der Zeit nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges erlebte der Kapitalismus eine lange Phase relativer Prosperität. Obwohl die kapitalistische Welt heute generell an einer schleppenden Entwicklung oder gar Stagnation und an ernststen Krisen leidet (ökonomischen, politischen, sozialen, kulturellen usw.), kann man doch offensichtlich nicht mit Gewißheit sagen, daß der totale Zusammenbruch bereits absehbar sei. Das hat zu einer Wiederaufnahme der Diskussion um die »Flexibilität« des Kapitalismus geführt. Einige Theoretiker des Eurokommunismus machen geltend, daß sich der Kapitalismus nach jeder relativ großen Krise restabilisieren kann, und daß Marx dies nicht vorhersah. Wenn es stimmt, daß der Kapitalismus sich den Auswirkungen der wissenschaftlich-technischen Revolution (einer Produktivkraft neuen Typs) auf den Gegensatz zwischen Arbeit und Kapital, auf die Produktionskrisen usw. in gewissem Maße anpassen kann, so fragen wir: Bis zu welchem spezifischen Ausmaß ist der Kapitalismus zu dieser Anpassung fähig? Was ist der innere Mechanismus dieses Wandlungs- und Anpassungsprozesses?

Wir können zumindest feststellen, daß der innere Mechanismus der Anpassung an die Auswirkungen der wissenschaftlich-technischen Revolution folgende Erscheinungen umfaßt: Die Tendenz zur Verstaatlichung bestehenden Eigentums, die Stärkung der regulativen Rolle des Staates, Verbesserungen im System der sozialen Sicherheit und Veränderungen in der Sozialstruktur und in den Klassenbeziehungen.

3. Neue Fragen in der internationalen kommunistischen Bewegung:

Stalins Tod und die Auflösung des Informationsbüros der Kommunistischen und Arbeiter-Parteien (Kominform) kündigte das Ende einer Ära in der Geschichte der internationalen kommunistischen Bewegung an, die durch das

Prinzip gekennzeichnet war: »Ein Zentrum, ein Weg, ein Modell«. Marxisten der verschiedensten Länder begannen, von den konkreten Realitäten ihrer Länder ausgehend, nach den für sie jeweils besten Wegen zum Aufbau des Sozialismus zu suchen. Dies führte zu der gegenwärtigen kommunistischen Bewegung, in der die Vielfalt an die Stelle des Stereotyps getreten ist. Um den Marxismus weiterzuentwickeln, müssen wir unsere Aufmerksamkeit auf vergleichende Studien der Länder des sozialistischen Systems richten. Das bedeutet das Studium der unterschiedlichen Wege, die von den einzelnen Ländern beim Aufbau des Sozialismus unter relativ unterschiedlichen historischen Bedingungen eingeschlagen wurden, und es bedeutet die Erforschung und Zusammenfassung der wichtigsten Entwicklungsgesetze auf der Grundlage der besonderen Erfahrungen der einzelnen Länder. Marx, Engels und Lenin konzentrierten einen großen Teil ihrer Energie auf die Suche nach einem revolutionären Weg zum Sturz des Kapitalismus. Obwohl sie vieles über die Gesetze des ökonomischen und politischen Aufbaus nach dem Sieg der Revolution wissenschaftlich voraussahen, formulierten sie für uns in dieser Hinsicht keine systematischen und spezifischen Theorien — und sie konnten dies auch nicht. Stalin und Mao Zedong leisteten Herausragendes, um der Praxis des Sozialismus den Weg zu ebneten. Nichtsdestotrotz kamen sie zu schwerwiegenden Fehleinschätzungen, die in ihren Theorien ihren Niederschlag gefunden haben. Deshalb gibt es im internationalen Kontext zu Fragen des Sozialistischen Aufbaus viele Lücken innerhalb der marxistischen Theorie, die es zu füllen gilt. Die komparatistische Analyse der Länder des sozialistischen Systems umfaßt mehrere Fragenkomplexe.

Der erste Komplex ergibt sich daraus, daß der Sozialismus von einer Theorie zur Realität geworden ist; diese Fragen sind von umfassender Bedeutung für alle sozialistischen Länder. Zum Beispiel: Welchen signifikanten Veränderungen war unsere kommunistische Partei unterzogen, seit sie im Verlauf der revolutionären Kriege zu einer herrschenden Partei wurde und welchen Wandlungen wird sie sich möglicherweise in der Zukunft zu stellen haben? Auch daraus abgeleitete Fragen sollten wir untersuchen: Welche Gesetze gelten für den Aufbau und die Struktur einer solchen herrschenden Partei? Das betrifft z.B. das Problem der organisatorischen und ideologischen Verhältnisse und des demokratischen Lebens innerhalb der Partei: Wie sollen ihre organisatorischen und ideologischen Prinzipien beschaffen sein? Welche speziellen Probleme gibt es bei der Ersetzung älterer Mitglieder in der Parteiführung durch jüngere (d.h. Schwierigkeiten bei der Heranbildung von Nachfolgern)? Wie können wir diese Schwierigkeiten überwinden? Andere wichtige Fragen betreffen das Verhältnis von Partei und Gesellschaft, also u.a. das Problem der Gewaltenteilung und der Teilung der Verantwortlichkeit zwischen Partei und staatlichen Organen, der Beziehungen zwischen Führung — Partei — Klassen — Massen unter den Bedingungen der Herrschaft der Partei, zwischen der Tätigkeit der herrschenden Partei und dem Rechtssystem des Landes, zwischen der Partei auf der einen und den Gewerkschaften, der Frauenorganisation, dem Jugendverband und den übrigen Massenorganisationen auf der anderen Seite. Schließlich gibt es eine Reihe von Fragen, die der Staat lösen muß, so das Problem von

Widersprüchen innerhalb des Volkes und des Klassenkampfes in einer sozialistischen Gesellschaft, das Problem der Herstellung eines hohen Niveaus sozialistischer Demokratie oder auch die Frage der Beziehungen zwischen den verschiedenen Nationalitäten eines Landes.

Der zweite Fragenkomplex, der untersucht werden muß, resultiert daraus, daß der Sozialismus nicht mehr nur in einem Lande Realität ist, sondern in vielen Ländern. Während einer bestimmten Periode wird *der* sozialistische Staat, der eher als andere entstand, von den anderen unvermeidlich als Modell angesehen werden. Aber nach einer gewissen Periode eigener Praxis werden jene Länder vielfältigen Disharmonien gegenüberstehen, die aus dem mechanischen Kopieren der Erfahrungen des ersten sozialistischen Staates herrührten. Sogar dieser erste sozialistische Staat selbst wird zu gegebener Zeit finden, daß das Modell, welches er für seinen eigenen sozialistischen Aufbau entwarf, den Anforderungen der objektiven Realität in vielerlei Hinsicht nicht mehr gerecht wird. Die Errichtung und Entwicklung des Selbstverwaltungssystems in Jugoslawien und die ökonomischen und politischen Reformen, die in den Ländern des sowjetischen Lagers seit den sechziger Jahren in unterschiedlichem Ausmaß durchgeführt wurden — all das waren Antworten auf diese Fragen. Wir sollten die Erfahrungen — positive wie negative —, die mit diesen verschiedenartigen Experimenten und Reformen gemacht wurden, nachdrücklich studieren und die unterschiedlichen sozialen und ökonomischen Resultate dieser Reformprogramme und -maßnahmen miteinander vergleichen. (Diese Resultate umfassen den Grad der sozialen Stabilität, den Stand der Demokratisierung, das Ausmaß der Übereinstimmung der sozialen Strukturen mit der geschichtlichen Realität, die wirtschaftliche Effizienz, den Stand der Arbeitsproduktivität und das Niveau der wissenschaftlichen und technischen Entwicklung.)

Zu den Fragen, die sich daraus ergeben, daß der Sozialismus nicht nur in einem, sondern in mehreren Ländern aufgebaut wurde, gehören auch folgende: die Leitprinzipien der gegenseitigen Beziehungen der regierenden kommunistischen Parteien; das Verhältnis des Proletarischen Internationalismus der sozialistischen Länder auf der einen und nationaler Unabhängigkeit und nationaler Interessen auf der anderen Seite; die Bewertung der ideologischen Linie einer kommunistischen Partei durch die eines anderen Landes; die wirtschaftliche Zusammenarbeit und die »internationale Arbeitsteilung« zwischen den verschiedenen sozialistischen Ländern und schließlich die Konflikte und Widersprüche zwischen sozialistischen Staaten.

Die dritte Gruppe von Fragen, die wir untersuchen müssen, betreffen die Besonderheiten des sozialistischen Aufbaus in unterentwickelten Ländern. Fast alle Länder, in denen nach dem Zweiten Weltkrieg Revolutionen zur Errichtung einer neuen Gesellschaftsordnung führten, waren unterentwickelt. Dies scheint ein Anzeichen für eine gesetzmäßige historische Tendenz zu sein. Die objektive revolutionäre Realität hat viele komplexe Faktoren in den Prozeß der historischen Entwicklung eingebracht, Faktoren, welche die klassischen Thesen des Marxismus nicht oder nicht völlig vorhersahen. Die Revolutionen in den unterentwickelten Ländern haben den Marxismus um vieles bereichert und ihn weitergebracht. Wie können diese Länder nach dem Triumph

der Revolution den sozialistischen Aufbau mit wissenschaftlichen Methoden angehen? Verglichen mit dem Prozeß des Übergangs der entwickelten kapitalistischen Länder zum Sozialismus, so wie Marx und Engels ihn sich vorstellten, weist der Übergangsprozeß der unterentwickelten Länder weitaus vielfältigere Charakteristika auf. Ein Großteil dieser Länder hatte in ihrer sozialökonomischen Struktur vor der Revolution die Stufe des Kapitalismus noch nicht erreicht, sondern war durch feudale, halbfeudale und halbkoloniale Elemente geprägt; sogar Überreste von Leibeigenschaft, Sklaverei und Klan-Verhältnissen hatten sich gehalten. Die Errichtung einer sozialistischen Staatsmacht hat es diesen Ländern ermöglicht, die Stufe des Kapitalismus zu überspringen. Den Aufbau des Sozialismus hatten sie unter sozialgeschichtlichen Bedingungen zu vollziehen, die durch das Fehlen der materiellen Voraussetzungen einer entwickelten Warenwirtschaft, durch ein allgemein niedriges Bildungsniveau der Bevölkerung und das Fehlen einer demokratischen Tradition gekennzeichnet waren. Wir fragen uns: Welche Erfahrungen haben sie — ausgehend von den genannten Bedingungen — bei der Entwicklung einer sozialistischen Warenwirtschaft gemacht, wie konnten sie den Widerspruch zwischen der Stärkung der unentwickelten Grundlagen der Produktion einerseits und der Hebung des Lebensstandards des Volkes andererseits lösen, wie bewerten sie die Rolle von Wissenschaft und Erziehung, der Kultur und der Intelligenz beim Aufbau des Sozialismus, was haben sie bei dem Versuch gelernt, den zersetzenden Einfluß der vorkapitalistischen Gesellschaftsverhältnisse, psychischen Strukturen und Ideologien auf die neue Gesellschaft auszurotten? Angesichts der Tatsache, daß die meisten dieser Länder die bittere Erfahrung imperialistischer Aggression durchleben mußten, ist es wichtig zu untersuchen, wie sie den Einfluß des Imperialismus beseitigen und die Probleme lösen, die sich aus der notwendigen Einfuhr der Errungenschaften hochentwickelter Wissenschaft, Kultur und Ökonomie fremder Länder einerseits und dem Bestreben nach der Erhaltung ihrer nationalen Würde und Unabhängigkeit andererseits ergeben.

4. Fragen, die die grundlegenden Theorien des Marxismus selbst betreffen, und die erst nach der Veröffentlichung einer Vielzahl Marxscher Manuskripte — besonders der Frühschriften — evident wurden: die Verbindungen bzw. Differenzen zwischen dem frühen und dem späten Marx; das Verhältnis zwischen Humanismus und Marxismus, die Beziehung von Wissenschaft und Ideologie im Marxismus; die Verbindung bzw. die Unterschiede zwischen Marx einerseits und Engels und Lenin andererseits.

### III. Sozialismus chinesischen Typs

Natürlich sollten die chinesischen Marxisten bei ihrem Studium des Marxismus unter den gegenwärtigen Bedingungen zuallererst den »Pfeil« Marxismus benutzen, um als »Ziel« die chinesische Revolution und den sozialistischen Aufbau zu treffen. Die chinesische Revolution hat einen langen und qualvollen Weg zurückgelegt und China hat beim Aufbau des Sozialismus reichhaltige und wertvolle Erfahrungen gesammelt und nützliche Lehren daraus gezogen. Mit einer so lebendigen und mannigfaltigen Wirklichkeit als Gegenstand ihrer Untersuchungen und bei ernsthafter Auswertung aller Erfahrungen und Leh-



ren können die chinesischen Theoretiker sicherlich einen einmaligen Beitrag zur Entwicklung des Marxismus in weltweitem Maßstab leisten.

Viele unserer Genossen haben erkannt, daß die theoretische Arbeit in China weit hinter der kraftvollen Entwicklung des praktischen Lebens zurückgeblieben ist. Seit der 3. Plenartagung des 11. ZK hat die KPCh in mutiger Weise eine Reihe bedeutsamer Reformen durchgeführt. Viele dieser Neuerungen, die bereits umgesetzt wurden und zu neuen Erfahrungen führten, haben in der Bevölkerung Verwirrung hervorgerufen. Die herausragendste dieser Reformen ist die Einführung des ertragsbezogenen Verantwortlichkeitssystems in der landwirtschaftlichen Produktion. Zu diesem System gibt es in den klassischen marxistischen Schriften keine fertigen Formeln, es liegt nicht im Rahmen der traditionellen Normen (im Gegenteil, es rennt gegen vorhandene Tabus an), und es gibt kein vergleichbares Gegenstück in den verschiedenen Modellen anderer Länder. Verglichen damit sind gewisse Aspekte unserer theoretischen Arbeit noch rückständig, denn sie bewegen sich noch immer um bestimmte »alte Hüte« und befassen sich (wie schon immer) mit abstrakten Schlußfolgerungen, die vom wirklichen Leben abgetrennt sind und daher trocken und blaß erscheinen. So werden Schutzzonen und Brutstätten für ultra»linke« Ideologien geschaffen, von denen aus Exponenten dieser Ideologien die gegenwärtigen Reformen kritisieren und angreifen können. Wenn dieser Zustand andauert, wird er zu einem Hindernis für die Sache der Reformen werden. Die Wissenschaftler und marxistischen Theoretiker Chinas stehen vor dem Problem, die Reformen umfassend durchzusetzen und den Weg zu einem eigenständigen Typ von Sozialismus zu finden, einem Sozialismus, der den Besonderheiten Chinas Rechnung trägt. Von der Lösung dieser Aufgabe hängt viel für Chinas Zukunft, viel für die Zukunft des Marxismus in China ab.

»Den Sozialismus chinesischen Typs aufzubauen«, ist ein Programm, das zweierlei erfordert: Zuerst ist es notwendig, den Sozialismus auf seine Grundlagen zurückzuführen und ihn von dem spezifischen Modell zu unterscheiden, das in den vergangenen Jahrzehnten für ein unveränderliches Muster gehalten wurde. Wenn wir es nicht schaffen, die allgemeinen Grundlagen des Sozialismus zu begreifen, werden wir auch nicht davon gefeit sein, diese oder jene Erscheinungsform des Sozialismus, wie sie im Verlauf seiner Geschichte zutage trat, als sein universelles Prinzip anzusehen. Eine ebenso wichtige Aufgabe ist es für uns, die chinesische Wirklichkeit vorurteilsfrei und allseitig zu untersuchen. Es ist wohl unbestreitbar, daß das, was China zum universellen System des Sozialismus beitragen kann, genau aus den Besonderheiten Chinas entspringt, aus seiner Geschichte, seiner Kultur, seinem Volk, dessen Gewohnheiten, Eigenarten und Lebensweisen, aus der gegenwärtigen wirtschaftlichen und politischen Situation des Landes, seinen natürlichen Gegebenheiten, Umweltbedingungen usw.

Den Sozialismus chinesischen Typs aufzubauen, ist unser generelles Ziel, während umfassende Reformen der einzig effektive Weg dorthin sind. Für die Realisierung der vier Modernisierungen Chinas ist es zwingend notwendig, eine Reihe von Reformen einzuführen und während des gesamten Prozesses zu verfolgen. Da die sozialistische Gesellschaft eine neue, sich ständig entwickelnde

de Formation ist, zeigt sie im Verhältnis zu den wachsenden gesellschaftlichen Produktivkräften einen Prozeß der Vervollkommnung der sozialistischen Produktionsverhältnisse und des Überbaus, um das Wachstum der Produktivkräfte anzupassen, zu schützen und voranzutreiben. Die Notwendigkeit von Reformen ist daher durch den Charakter des Sozialismus selbst bestimmt. Alle Revolutionäre sollten für neue Ideen, die Ergebnisse schöpferischer Anstrengungen und neue Erfahrungen empfänglich sein, die mit den Interessen des Volkes und den Erfordernissen der Zeit übereinstimmen. Sie sollten mutig sein, Konventionen, Vorschriften und überholte Arbeitsstile, die der neuen historischen Aufgabe nicht entsprechen, aufzugeben.

Der Hauptmangel unseres Wirtschaftssystems — das haben viele unserer Genossen schon lange erkannt — liegt in seiner fehlenden Dynamik. Unsere Betriebe haben nicht den nötigen Initiativegeist und die nötige Beweglichkeit, und den Werktätigen und Betriebsleitungen fehlt es an Enthusiasmus und an Verantwortungsbewußtsein. Dabei können wir noch einen Schritt weitergehen und fragen: Warum kann unser Wirtschaftssystem seine Dynamik nicht voll entfalten, wo doch in unserer sozialistischen Gesellschaft das gesellschaftliche Eigentum an den Produktionsmitteln hergestellt und der im Kapitalismus herrschende Widerspruch zwischen dem gesellschaftlichen Charakter der Produktion und dem Privateigentum an den Produktionsmitteln beseitigt ist? Der Grund für die fehlende Dynamik unseres Wirtschaftssystems liegt nicht im Sozialismus selbst. Das Problem liegt vielmehr bei den rückständigen Formen der Wirtschaftsverwaltung und des Managements, die nicht im Einklang mit dem Entwicklungsstand der Produktivkräfte stehen. Die Erfahrungen der letzten Jahrzehnte — positive wie negative — sagen uns, daß die Eigentumsformen den Produktivkräften entsprechen müssen. Deshalb meinen wir, daß nicht alle Wirtschaftsunternehmen in staatlichem Besitz sein oder vom Staat betrieben werden sollten. Unter der Voraussetzung, daß die führende Rolle der volkseigenen Wirtschaft gesichert ist, scheint es uns am besten zu sein, daß unter den in China herrschenden Bedingungen verschiedene Eigentumsformen nebeneinander bestehen. Des weiteren sollte diese Umstrukturierung im System der Eigentumsformen mit einer Reform der Wirtschaftsführung und des Managements einhergehen. Ohne dies wird die Überlegenheit sozialistischer Produktionsverhältnisse nicht zur Geltung kommen.

Um aber dabei nicht stehenzubleiben, sollten wir genau untersuchen, ob es in der Politik, Ideologie, Kultur und in anderen Bereichen des Überbaus bei uns noch weitere Systeme, Regeln, Richtlinien, überkommene und eingefahrene Verhaltensformen gibt, die von fremden Modellen beeinflusst sind, und die, obwohl wir meinen, daß sie in Übereinstimmung mit den Normen des Sozialismus stünden, in Wahrheit die volle Entfaltung des Sozialismus behindern und die volle Entwicklung der schöpferischen Initiative des Volkes in allen möglichen Arbeitsgebieten hemmen. Wie (im September 1982) auf dem 12. Parteitag der KPCh richtig dargelegt wurde, sollten wir für eine Erhöhung des Niveaus unserer sozialistischen Demokratie sowie der geistigen und materiellen Kultur unseres Landes kämpfen.

Lucien Sève

## Für einen entschieden konkreten Marxismus\*

### *Fragwürdige Schnitte*

Mir scheint, daß die Antwort auf diese Grundfrage zu einem großen Teil in der Arbeit enthalten ist, die jeder von uns zu den anstehenden Fragen leistet: neues Wachstumsmodell, neue Entwicklung des Menschen, neue internationale Ordnung. Ich bin zum Beispiel frappiert darüber, daß uns die Behandlung dieser Probleme auf die eine oder andere Weise dazu zwingt, sehr viele analytische Schnitte durch die Realität aufzugeben, die in der marxistischen Schulung als gesicherte Erkenntnisse gelten. Und in der Art der Zerlegung der Wirklichkeit steht die ganze Denkweise auf dem Spiel.

So zwingt uns z.B. eine Untersuchung über die Leitung der Betriebe, zugleich deren ökonomische, politische und ideologische Dimensionen zu erfassen. Das macht die zu mechanische Weise fragwürdig, in der wir — ich spreche jedenfalls für uns Franzosen — traditionell die Begriffe von Basis und Überbau aufgefaßt haben — als seien das übereinanderliegende Etagen, getrennte Instanzen, als gäbe es nur in der Produktionssphäre Ökonomisches, Politisches nur in der staatlichen, Ideologisches nur in der kulturellen Sphäre. Die Untersuchung der neuen internationalen Ordnung wie auch der Betriebsleitung verlangt, die permanente gegenseitige Durchdringung aller dieser »Ebenen« der Realität zu erfassen, das »Primat des Ökonomischen« nicht als Primat eines lokalisierbaren *Dings* zu denken, sondern als Primat einer grundlegenden und omnipräsenten *Logik*, die sich zwischen den Bewegungen der Produktivkräfte und der Produktionsverhältnisse herstellt.

Diese Bemerkung scheint mir gleichermaßen für die Schnitte in der Zeit zu gelten. Muß man nicht auch eine Auffassung überwinden, die »Etappen« ebenso wie »Ebenen« auseinanderhält? Haben wir nicht zum Beispiel denen, die uns schon immer entgegenhielten: Nichts wird sich ändern, wenn ihr nicht zuerst den Menschen ändert, immer geantwortet — gut materialistisch, wie wir glaubten: Laßt uns zuerst die Gesellschaft ändern, dann ändern sich auch die Menschen? Das bedeutete, etwas zu sehr die Dialektik des historischen Prozesses zu vergessen, worunter Marx verstand, *zugleich* »die Umstände und die Menschen« zu ändern. Dabei hat doch diese Dialektik in unseren eigenen Veränderungen große Bedeutung gehabt. Unter unseren heutigen Bedingungen in Frankreich macht es jeder Schritt aus der Krise heraus zum Sozialismus erforderlich, *zugleich* die Gesellschaft voranzubringen *und* die Entwicklung der Menschen, ihre Fähigkeit zur Selbstverwaltung, ihre persönliche Entfaltung.

### *Die Revolution als Prozeß*

Das im schlechten Sinne Abstrakte einer bestimmten Auffassung der Ebenen und der Etappen überwinden — die beiden hängen zusammen: Wenn man

\* Leicht gekürzte Fassung eines Beitrags zum internationalen Kolloquium »Le marxisme et la libération humaine«, 21.-23.1.83, veranstaltet vom IRM (Institut de Recherches Marxistes), Paris. Übersetzung von W. Elfferding und T. Laugstien, mit freundl. Genehmigung von *La Pensée* (vgl. No. 232, mars-avril 83).

z.B. Etappen und Ebenen, Begriff an Begriff miteinander verknüpft, kommt man dazu, die Revolution als einfache *Etappe* der Machtergreifung auf der politischen *Ebene* aufzufassen, so daß den folgenden Etappen die Transformation der anderen Ebenen der Gesellschaft zugewiesen wird. Dieser Gedanke ist, wohlverstanden, nicht einfach falsch. Er entstammt aber einer reduktionistischen politischen Kultur, die dazu neigt, die Komplexität der revolutionären Umwandlung in einige glorreiche Tage einzusperrn, oder gar in eine Entscheidungsschlacht — was durch eine allzu pauschale Vorstellung vom »qualitativen Sprung« gerechtfertigt schien. Ist es nicht vielmehr so, daß die Revolutionen heranreifen und fortdauern lange vor und lange nach den großen Entscheidungsschlachten — soweit es überhaupt welche gibt —, die den nachfolgenden Generationen die Feiertage liefern?

So kommt der Sozialismus heute in Frankreich konkret auf die Tagesordnung unter den Bedingungen einer Friedenszeit angesichts einer wahrhaft *umfassenden* Krise der Gesellschaft. Sie macht es unmöglich, den Kampf für qualitative Veränderungen auf allen Ebenen des Lebens auf irgendeine spätere Etappe aufzuschieben. Das ist kein hergebrachter, sondern ein ganz und gar authentischer Aspekt des Verständnisses von Revolution, das so ausgearbeitet wird: die Revolution als *fortgesetzter (kontinuierlicher)* friedlicher und demokratischer Prozeß von Klassenkämpfen in allen ihren nicht bewaffneten Formen. Ihr unmittelbares Ziel ist ein Aufbruch der Mehrheit zum Sozialismus gleichzeitig in der Ökonomie, in der Politik, in der Ideologie und in der Kultur. Dieser Prozeß beginnt nicht im Blitz großer geschichtlicher Explosionen, sondern im grauen Alltag, wo die Arbeiter Schritt um Schritt neue Positionen erobern. Die Demokratie im weitesten und stärksten Sinne ist zugleich Ziel, Mittel und Garant dieses Prozesses. Dieser Prozeß versetzt eine Reihe von althergebrachten Gedanken in Bewegung, auch im Bereich der Philosophie, wo wir wiederentdecken müssen, daß die Dialektik von Quantität und Qualität außer plötzlichen Sprüngen und Explosionen sehr wohl auch partielle qualitative Veränderungen kennt, allmähliche Übergänge, das Ineinander von Aufbrüchen und Rückschlägen in der konkreten geschichtlichen Wirklichkeit — wie übrigens auch in der Natur.

Im Grunde, und so kann ich meinen Vorschlag zusammenfassen, brauchen wir einen entschieden *konkreten* Marxismus, um das Heute zu begreifen und das Morgen zu antizipieren. An diesem Marxismus wird heute gearbeitet — durch die Verschiedenheit der Situationen und sogar durch die Gegensätzlichkeit von Überzeugungen hindurch. Ein Inquisitionstribunal kann wohl seine Unveränderbarkeit dekretieren, wir wissen aber aus eigener Erfahrung, daß er sich verändert. Genügt es denn, um seiner konkreten Entwicklung voll gerecht zu werden, ihn als Ensemble von allgemeinen Prinzipien aufzufassen, die unter Berücksichtigung der besonderen Bedingungen »anzuwenden« sind? Ist nicht dieser Schnitt zwischen Allgemeinem und Besonderem, wie die anderen Schritte, auf die dieser verweist, noch zu wenig dialektisch? Ist z.B. ein konkretes Individuum ein »Mensch im allgemeinen«, der sich von anderen nur durch bestimmte »Besonderheiten« unterscheidet? Und eine Sprache? Eine Nation? Eine historische Situation? Wie Marx 1857 in einer meisterhaften Kritik der ge-

wöhnlichen Abstraktion notierte: »Es gibt allen Produktionsstufen gemeinsame Bestimmungen, die vom Denken als allgemeine fixiert werden; aber die sogenannten *allgemeinen Bedingungen* aller Produktion sind nichts als diese abstrakten Momente, mit denen keine wirkliche geschichtliche Produktionsstufe begriffen ist.« (Grundrisse, Einleitung, 10)

Ich denke, daß wir eine Vorstellung der Dinge revidieren müssen, wonach das Besondere *unwesentlich* ist und wonach folglich das Wesen, abgetrennt vom Besonderen, als *abstrakte Allgemeinheit* gedacht wird — und zwar, um wieder zu erkennen, daß jede konkrete Wirklichkeit, zum Beispiel eine revolutionäre Strategie, in ihrem Wesen selbst singular ist. Erst wenn der Marxismus für jede Zeit und für jeden Ort diese wesentliche Singularität denkt, ist er nach meiner Auffassung wirklich konkret. Aber ein überall und jederzeit singularer Marxismus muß auf globaler Ebene notwendigerweise ein *pluraler Marxismus* sein. Bedeutet das für ihn das Ende jeder *Allgemeinheit* (Universalität), jeder *Einheit*? Hier liegt zweifellos die grundlegendste Frage für uns alle, jetzt, wo der Marxismus ein immer selbständigeres Leben auf allen Kontinenten führt. Was uns angeht — wir meinen, daß diese Vervielfältigung nicht das Symptom einer bössartigen Krankheit, sondern im Gegenteil die Garantie für eine robuste Gesundheit ist.

#### *Für eine konkrete Allgemeinheit*

Die Entfaltung des Einzelnen ist nämlich nichts anderes als die Kehrseite der Reifung des Allgemeinen. Tritt nicht zum Beispiel heute die jeweilige Besonderheit der Wege zum Sozialismus deshalb so nachdrücklich in den Vordergrund, weil die Notwendigkeit des Sozialismus für eine wachsende Zahl von Ländern nicht mehr eine abstrakte Perspektive ist, die nur als »Anwendung« eines äußeren Modells gedacht werden kann, sondern weil sie sich für jedes von ihnen als ganz konkretes Erfordernis von seiner inneren Entwicklung her darstellt? Wird nicht mit einem Mal die »allgemeine Geschichte«, der Marx so große Bedeutung beimaß, eine starke Realität? In solch einer mittleren Epoche des Übergangs der Menschheit zum Sozialismus, wo jedes Fortschreiten eines Volkes zur Unabhängigkeit, zur Demokratie, zum Sozialismus bedeutende Wirkungen auf das globale Kräfteverhältnis haben kann, bekommt jeder einzelne Kampf direkt universelle Tragweite. Und wenn die Ungleichheit der Entwicklung sich dramatisch zuspitzt, definieren dann nicht die größten Probleme — Frieden und Neuordnung der Welt, ökonomische Effektivität, sozialer Fortschritt und Demokratie, diese universelle Notwendigkeit für menschliche Emanzipation — ein gemeinsames Zeitalter aller Kämpfe? Weit entfernt von einem Zerbröseln ist die Zeit der größten Singularität auch die der größten Solidarität.

Wenn also die Entwicklung der Welt auf eine konkrete Allgemeinheit zulauft, ruft das nach einem Marxismus, der universell konkret ist. Ich sehe ihn als einen Marxismus, der seine Bestimmung nicht darin sieht, zu einer Doktrin zu erstarren, sondern nach allen Seiten Impulse zu geben für lebendiges Wissen und lebensfähige politische Praxen, und der so vom Standpunkt der normativen Wissenschaft zu dem der kritischen Geschichte übergeht und wiederent-

deckt, daß Prinzipien Resultate sind, Gesetze Verdichtungen aus Entwicklungsverhältnissen, Begriffe Momente der Analyse. Also ein Marxismus, der mit der historischen und geographischen Totalität seines Erbes angereichert ist, aber im klaren Bewußtsein, daß dieses akkumulierte Kapital der vergangenen Theorie ein toter Buchstabe sein wird ohne die lebendige Arbeit der ständigen Aktualisierung. Denn die »Klassiker« können uns nicht sagen, was wir heute zu tun haben; vielmehr, was wir heute zu tun haben, sagt uns, was von ihnen lebendig bleibt.

### *Konstituierter und konstituierender Marxismus*

Was uns als Marxisten ausmacht, ist im Kern nicht das Festhalten an schon *konstituierten Thesen*, deren Genauigkeit häufig nur durch ruinöse Anachronismen aufrechterhalten werden kann, oder die sich — läßt man in jeder Etappe die veralteten Einzelheiten weg — schließlich auf zeitlose Allgemeinheiten reduzieren; ganz im Gegensatz zu dem, was der Marxismus von uns fordert. Nein, was uns als Marxisten vor allem auszeichnet und woran wir bei allem und gegen alle Moden festhalten müssen, das ist ein Ensemble von *konstituierenden Orientierungen*, das gestern unter bestimmten Umständen seine Richtigkeit und Fruchtbarkeit konkret bewiesen hat, und das wir unter den ganz anderen Umständen heute bearbeiten und wirksam machen müssen, um die Fruchtbarkeit und Richtigkeit neu zu produzieren im Wissen der Gegenwart und in seiner revolutionären Umwandlung.

Seine Vergangenheit bedenkend, eingreifend in die Gegenwart, eröffnet sich der Marxismus den weitesten Raum, die Zukunft zu antizipieren. Und schließlich bemißt sich seine Vitalität an der schöpferischen Phantasie, die er in dieser Hinsicht beweist. Wer kann denn wirklich glauben, daß in Sachen wissenschaftlicher Sozialismus schon alles entdeckt ist und daß letztlich nichts weiter zu tun bleibt, als das Ableiten? Wenn die Menschheit die historischen Bedingungen ihres Übergangs zum Sozialismus schafft, bedeutet das auch, daß der größere Teil der Aufgabe noch vor uns liegt. Noch kein größeres kapitalistisches Land hat das Tor durchschritten. Das bedeutet, daß die revolutionäre Bewegung und das revolutionäre Denken sich darauf gefaßt machen muß, mit eigentlich unerhörten Problemen konfrontiert zu werden — und das nicht in einer nebelhaften Zukunft, sondern im Verlauf der aktuellen Kämpfe, denn die Zukunft beginnt jetzt. Gerade heute stellt sich in den verschiedensten Zusammenhängen das Problem eines entschiedeneren universellen Einstiegs in eine neue Zivilisation als Trägerin einer radikalen menschlichen Emanzipation. Sollten wir mit einem lebendigen Marxismus nicht gerade davon sehr aktiv träumen?

Jörg Hallerbach

## Entwürfe der Alternativen

### 1. Theorien über die Alternativen

Aus Anlaß der Verleihung eines Umweltpreises hat der Staatssekretär im Bundesinnenministerium, *Günter Hartkopf*, am 19.2.1981 in einer bedeutenden Rede u.a. von den »Irrwegen« engagierter Umweltschützer gesprochen. Ein Irrweg sei es z.B., »naturwissenschaftliche Konzepte und Erkenntnisse der Ökologie in Wertpositionen und ethische Handlungsmaximen« umzufunktionieren. Es gäbe keine Pflicht des Menschen zur sorgsamsten Naturaneignung; wenn man hier übertriebe, stände am Ende die »Zerstörung unserer Industriegesellschaft«. Subtiler als die Umweltethiker würden die *Ökotheoretiker* argumentieren, »die das Ökosystemkonzept auf Staat und Gesellschaft übertragen und die *Funktionsfähigkeit des eigenen Systems* [des Systems der Natur! d.Verf.] als obersten *Leitwert* menschlichen Handelns postulieren, aus dem dann weitere Leitwerte abgeleitet werden.« Naturwissenschaftlich-empirische Konzepte der Ökologie dürften nicht »als normative Postulate einer ökologischen Ethik zweckentfremdet« werden. Auch die Forderung nach einer Wiederbelebung der Naturphilosophie des Aristoteles, Goethes und anderer Denker sei keine tragfähige Grundlage für eine neue Umweltethik. Wer eine Ethik verlange, »die die Erhaltung der Natur nicht an ihrer Nützlichkeit für den Menschen mißt, sondern die der Natur ein Eigenrecht auf Existenz zubilligt«, wer verlangt, »daß im Zweifel menschliche Handlungen unterbleiben müssen, wenn ihre Umweltunschädlichkeit nicht bewiesen ist, ... tritt praktisch für die Abschaffung moderner Produktionstechnologien und damit für die Zerstörung des Industriesystems ein«. Er wird zum Feind dieser unserer Gesellschaft (*Quelle*: Umwelt [BMI] Nr. 82). — Die nächsten Schritte sind vorprogrammiert. Und zwar von beiden Seiten. Durch Antizipation des gegnerischen Kalküls vollzieht sich der Prozeß manchmal sehr schnell: von der politischen Opposition in die Aussteigerexistenz, von dort gelegentlich auch weiter in die vorgezogenen terroristischen oder kriminellen Karrierebahnen. Das Grundlegende dieser Prozesse ist die Diskriminierung abweichender Werte durch die Instanzen des Staates. — Lebenslaufanalysen müßten dies belegen können, wenn sie nicht in der Einzelpersonlichkeit steckenbleiben, sondern diese vor dem Hintergrund einer »Biographie der Bewegung« reflektieren. Zu einer solchen Biographie gehören der Kampf gegen die Notstandsgesetze, die Vietnam-Demonstrationen, die Imperialismusdebatte, die Mao-, Lenin- und Marx-Rezeption, schließlich die Sozialismuskritik (Lukács, Sartre, Adorno, Bloch ...) und der Anarchismus (in dieser Reihenfolge!); auf der Ebene der Organisation: die spontane Phase mit charismatischen Figuren, die Schulungszirkel, die Dogmatisierung, Parteienbildung, die Abspaltung der Terroristen, das Sozialistische Büro mit seiner Konzeption einer Politisierung der Öffentlichkeit dort, wo die Leute betroffen sind; die Praxis dieser Einsicht: Betriebsarbeit, Gemeindearbeit, Jugendzentren, Bürgerinitiativen, Anti-AKW bis zur Ökologie- und Alternativbewegung (die sich ohne Leithammel bewegen!) ...

Wenn man dies als eine Entwicklungsgeschichte interpretiert, wie eine Biographie, als ein Selbständig-Werden, dann bekommen die einzelnen Stationen Etappencharakter: es gab Fehler, Lernprozesse, Einsichten. Eine so umfassende »Soziologie der Szene«, wie ich das hier nur andeuten kann, gibt es noch nicht. Nur Bruchstücke von ihr und über sie.

Bei den »Theorien über ...« sind zwei Projekte von größerer Bedeutung. Erstens die vom Bundesinnenminister in Auftrag gegebenen »Analysen zum Terrorismus« und zweitens der an die Bundesregierung adressierte »Fünfte Jugendbericht«. Sehen wir beide auf unser Thema hin durch!

Ein Jahr nach dem »Höhepunkt terroristischer Gewaltaktivitäten«, 1978, beauftragte der Bundesinnenminister eine wissenschaftliche Projektgruppe, »die individuellen, gruppenspezifischen, gesellschaftlichen und ideologischen Bedingungen für Terrorismus zu untersuchen.« Das Projekt wurde dem Auftrag entsprechend in vier Teilprogramme gegliedert, die Abschlußberichte gingen 1981 und 1982 in Druck. Für unsere Fragestellung sind Band 1 (Fetscher/Rohrmoser, Ideologien und Strategien), Band 2 (Jäger/Schmidtchen/Süllwold, Lebenslaufanalysen) und Band 4 (Gesellschaftliche Prozesse und Reaktionen) besonders interessant.

In mehreren Projektaufträgen wird zumindest implizit bestätigt, daß terroristische Karrieren sich bis zum Abtauchen in den Untergrund kaum von anderen der Szene unterscheiden. Umgekehrt: Daß die gesamte Szene als Vorfeld (»Sympathisanten«) zum Terrorismus verstanden wird. Es ist wohl unbestreitbar, daß Anfang der 70er Jahre viele studentische Gruppen und Linksparteien sich als das Zentrum der Geschichte betrachteten, moralisch mit allen Rechten ausgestattet, die Gesellschaft — und sei's mit Gewalt — zu verändern. Die »Lebenslaufanalysen« brachten keine Klarheit darüber, weshalb einige die militante Konsequenz aus der Summe ihrer Einsichten und Erfahrungen zogen, andere aber »legal« blieben. Sehr deutlich wurde allerdings, daß die Polizei insgesamt eine negative Rolle spielte: sie verstärkte den Kreisel der Gewalt und legte den Grundstein für eine »klammheimliche« Identifizierung der Szene mit »ihren« Terroristen. Dadurch wurde der Klärungsprozeß in der Gewaltfrage verzögert und erschwert.

Der wohl entscheidende Schritt nach vorn war die Befassung mit der Umweltschutz- und Naturproblematik. Hier erkannte die *Bewegung*, daß die Beseitigung der politischen Repression, die Freilegung der menschlichen Natur, nur ein Spezialfall für einen sehr viel allgemeineren Paradigmenwechsel ist: die ganze Natur auf der sicheren Seite zu reproduzieren, nicht die ökonomische Natur des Menschen in den Mittelpunkt zu stellen. Damit waren zentrale Punkte der studentischen Diskussion um Produktivkraftentwicklung und Produktionsverhältnisse auf eine sehr konkrete Ebene gehoben. Bei den Gruppen, die hier initiativ wurden, beginnend mit den Auseinandersetzungen um das Kernkraftwerk Wyhl, war die Gewaltfrage praktisch zugunsten einer konsequenten Gewaltlosigkeit geklärt.

Die »Analysen zum Terrorismus« verfolgen nicht den skizzierten entwicklungsgeschichtlichen Ansatz. Sie sind punktueller. Es werden eher Schuldige und Schuldumstände gesucht.



Der Terrorismus ist *eine* Form des Ausstiegs aus der Gesellschaft. Die besser kalkulierbare friedliche Verweigerung, einschließlich des Konzepts der Bürgerinitiativen, eines Dialogs zwischen Szene und Normalbürger, hat die neue soziale Bewegung aus sich heraus entwickelt, durch Vertiefung ihrer Fragestellung. Der Ansatz der Forscher ist dagegen umgekehrt: Sie deuten den Terrorismus ursachenanalytisch. Da ist ein sozial noch nicht gefestigtes Milieu, eine radikale Theorie, falsch projizierende Studentenfürher ... Aus dieser Perspektive läßt sich der Terrorismus nur durch ideologische Diskriminierung und durch Anwendung polizeilicher Gewalt *bekämpfen*, die Szene als Vorfeld deuten, wo schließlich politisch realisiert wird, was zuvor »wissenschaftlich« *festgestellt* wurde: Bürgerinitiativen sind schon fast kriminelle Vereinigungen, haben sie doch Leitwerte, die die Entwicklung unserer ganzen Industriegesellschaft in Frage stellen ...

Die zweifellos haarsträubendsten Projektaufsätze sind die von Fetscher und Rohrmoser. Beide krämen, obwohl eher gegensätzlich argumentierend, zum gleichen Ergebnis: der Diskriminierung kritischer Sozialwissenschaft. Fetscher hält der Studentenbewegung bzw. ihren Führern vor, sie hätten falsche Analysen entwickelt und letztlich gegen ein Wahnsystem mobilisiert. Rohrmoser sagt dagegen, daß die theoretische Radikalität und Konsequenz der Frankfurter Schule eine »mentale Disposition« erzeugt habe, die Teile der Studentenbewegung in den Terror führte. Adorno sei der »unerbittlichste und konsequenteste Theoretiker einer Weltkonstellation, die den irrationalen Terrorismus antizipierte und gleichzeitig die Notwendigkeit seines Scheiterns vorwegnahm« (Fetscher/Rohrmoser, 1981, 288).

Solche Ursachenanalysen führen zu politischen Gegenstrategien, die die gesellschaftliche Kluft vergrößern und einen Dialog zwischen der alten und der neuen Kultur maßlos erschweren. Mit einer anderen sozialwissenschaftlichen Methode, die ich als »Biographie der sozialen Bewegung« bezeichnet habe, würden ganz andere Analysen herauskommen; man könnte die Grundproblematik erkennen, statt Einzelphänomene in Schubkästen zu sortieren, wie das der Kriminologie so häufig vorgehalten wird. Immer wieder neu.

Ein integrierter Bericht über die gesamte Lage der Jugend könnte hier korrigieren. Es gibt solche Berichte, die von einer Sachverständigenkommission periodisch an die Bundesregierung erstattet werden, seit 1965 (1965: BT Dr. IV/3515; 1968: BT Dr. V/2453; 1972: BT Dr. VI/3170; 1978: BT Dr. 8/2110). Der »Fünfte Jugendbericht« (1980) ist ein »Gesamtjugendbericht«, in dem die grundsätzlichen Schwierigkeiten der heranwachsenden Generation aufgegriffen und vor den Möglichkeiten der Jugendhilfe gespiegelt werden (BT Dr. 8/3685).

Die Aussteiger sind nicht das zentrale Thema des Berichts, und doch finden wir hier — genau wie bei den Terrorismus-Analysen — wichtige Erkenntnisse. »Man muß heute auch fragen«, heißt es gleich zu Beginn, »ob nicht gerade die Gründungsjahre der Bundesrepublik mit ihrem Primat der wirtschaftlichen Expansion den Aufbau und die Pflege heute oft eingeklagter sozialer Tugenden wie des humanen Umgangs miteinander eher behindert als gefördert hat.« (22) War also die Protestbewegung doch nicht von radikalen Schreibtischden-

kern und Kapitalismuskritikern initiiert, sondern hatte eine reale Grundlage in den abhanden gekommenen oder niemals vorhanden gewesenen humanen Werten? Ist also nicht die Radikalität, sondern die Sensibilität bzw. die Humanität das Abweichende der Bewegung?

Die hochgesteckten Ziele der Jugend in den späten 60er und frühen 70er Jahren auf einen gesellschaftlichen Werte- und Strukturwechsel haben sich, so der Bericht, unter den veränderten wirtschaftlichen und weltpolitischen Bedingungen in breite Resignation verkehrt. Die Jugend wird heute nicht mehr »als Bezugsgruppe oder potentieller Träger einer Politik angesprochen, die durch Reformen gesellschaftliche Verhältnisse ändern und verbessern will; Jugend ist vielmehr zum Sozialfall einer Politik geworden, die auf Krisenvermeidung, Abdeckung künftiger Risiken und Bestandswahrung aus ist« (23). Die Politik ist nicht mehr zukunftsweisend, sondern »ökonomischer« als jemals zuvor. Und entsprechend stärker auch gegen alternative Werte gerichtet. Dies produziert einerseits Anpasser, andererseits Aussteiger. Zwischen der »alten« und der »neuen« Kultur liegen die Probleme des Alkoholismus, der harten Drogen, der Kriminalität, der Sekten usw., die politisch hilflos therapiert werden: »Problematische Lebensverhältnisse werden im Laufe der öffentlichen und politischen Diskussion auf problematische Verhaltensweisen verkürzt« (25) — um Kulturen, alternative Leitbilder und die Auseinandersetzung damit geht es nicht mehr.

Welche Möglichkeiten für eine vernünftige Jugendpolitik sehen die Sachverständigen? Außer einer Anzahl von institutionellen Maßnahmen, die nichts oder wenig kosten, läuft m.E. der Schwerpunkt der Empfehlungen auf eine Erleichterung der Eingliederung in alternative Lebens- und Arbeitsformen hinaus: »Auf jeden Fall darf eine Entwicklung der Jugendhilfe nicht verbaut werden, die Selbstorganisationsmöglichkeiten der Betroffenen offenhält, institutionalisierte Perfektionierung beschränkt zugunsten von demokratischer Interessensartikulation und sozialer und politischer Partizipation ...« »Lebensweltorientierte, gemeinwesenbezogene sowie demokratisch offene Arbeitsformen und Einrichtungen« müssen »gegenüber primär administrativ bestimmten Formen der Problemlösung« den Vorzug bekommen (206/207). Selbst die Bundesregierung, die sich von mehreren Teilen des Berichts distanzierte, begrüßte die Theoriekorrektur der Jugendpolitik und versprach, Selbsthilfegruppen künftig stärker zu unterstützen.

In die gleiche Richtung gehen die neuen Empfehlungen der Enquete-Kommission »Jugendprotest im demokratischen Staat«: Förderung alternativer Projekte, insbesondere zur Integration von beruflich nicht qualifizierten Jugendlichen. Der Jugendprotest, so die Sachverständigen, richte sich gegen die »lebensfeindliche« Verwaltung des Bestehenden: Unser Gesellschaftssystem biete keine attraktive Zukunft mehr. Die Empfehlungen: Umweltpolitik, Städtebau usw. müßten »bürgernäher« werden. Von den Verantwortlichen solle »über den Ausbau von Elementen unmittelbarer Demokratie ernsthafter nachgedacht« werden; um so »einen weiteren Verlust an Glaubwürdigkeit des politischen Systems zu vermeiden« (BT Dr. 9/1607). Die Praxis wird schon bald zeigen, ob es der hohen Politik nur um weichere Methoden der Durchsetzung

geht — was ich befürchte —, oder ob sie tatsächlich Strukturen verändern will.

Wenn es richtig ist, daß die gesamten Probleme der Devianz nicht individuell-biographisch auflösbar sind, daß es sich hier um die Opfer einer bestimmten gesellschaftlichen Kultur handelt bzw. um die Opfer eines Kulturwechsels, dann würde dies für die Sozialpolitik bedeuten, daß sie systemtranszendierende Perspektiven öffnen *muß*. Die Aussteiger wären kein Sozialfall mehr, sondern eine Orientierung. Der erste Schritt in diese Richtung wäre wohl ein offener *Dialog der Kulturen*. Voraussetzung dafür sind eine größere Kenntnis und ein besseres Verständnis der Probleme, die nun schon zwei Generationen bewegen: die 68er und die Jugendlichen heute. Eine fundierte »Soziologie der Subkultur« ist unverzichtbar. Ich fürchte nur, daß der etablierten Sozialwissenschaft hierzu der Zugang und die rechten Methoden fehlen.

## 2. Reflexion der Szene

Die Bedingungen theoretischer Arbeit sind in der Szene bekanntlich ganz andere als im etablierten Wissenschaftsbetrieb: Es gibt keine Forschungsaufträge und keine Hilfsassistenten. Jedes Buch, jede Kopie muß erarbeitet oder abgespart werden. Die durchweg katastrophalen materiellen Verhältnisse werden durch die hohe persönliche Motivation meist aufgewogen: Forschung ist kein Job, sondern Teil der Realisation des eigenen Lebens.

Eine *allgemeine* »Theorie der Subkultur« wird weder möglich noch sinnvoll sein; denken wir nur an die Unvereinbarkeit von »linker« und »rechter« oder von Mittelstands- und Arbeitersubkultur. Es könnte jedoch gelingen, einige typische Karrierewege herauszufinden und den Prozeß der gesellschaftlichen Verweigerung klärend, vermittelnd zu erforschen.

Eine der wichtigsten Fragen scheint mir, den Zusammenhang zwischen Subkultur, alternativer Arbeit und den herrschenden politisch-ökonomischen Gesellschaftsstrukturen zu durchleuchten. Stimmt meine Vermutung, daß die Subkultur so alt ist wie der Kapitalismus? Daß ihr bisher eine ökonomische Verankerung nicht gelingen konnte, weil dieser mit seiner billigeren (und schlechteren!) Produktion/Naturaneignung immer der erste im Ziel war; daß die Größenordnung des notwendigen Kapitaleinsatzes die Chancen für Alternativen mit der Zeit verschlechtert? Oder ist der Zusammenhang sehr viel oberflächlicher? Schwendter sagt, daß die Formen der Subkultur konjunkturabhängig sind: In Zeiten des Aufschwungs werde offen rebelliert, wohingegen in Krisenperioden man eher praktische Alternativen findet, die jedoch wegen schlechter Kapitalausstattung nicht konkurrenzfähig sind und alsbald wieder vom Markt verschwinden. Eine zweite Frage, die mir zentral scheint, ist das Verhältnis von Arbeiter- und Mittelstandssubkultur. Vereinfacht ausgedrückt: Sind die Verweigerer heute das Subjekt der Geschichte von morgen?

Ich will keine Theorie skizzieren, sondern die entscheidenden Probleme, die mich bei der Literaturdurchsicht leiteten, freilegen. Die Schwierigkeiten einer nicht-reduktionistischen und nicht-glorifizierenden Theoriearbeit in diesem Bereich sind bereits angedeutet. Weder in der Praxis noch in der Theorie ist den intellektuellen Lebenskünstlern der Szene bisher der Durchbruch gelun-

gen. Typisch sind mittlere Positionen zwischen Arbeiterklasse und Subkultur. 1973 ist ein Buch mit hohem Anspruch erschienen: Die »Theorie der Subkultur« von *Rolf Schwendter*. 1981 wurde es — mit einem »Nachwort, sieben Jahre später« — neu aufgelegt.

Ich will auf die Einzelheiten in diesem Buch nicht eingehen, sondern eine grundsätzliche Ortsbestimmung versuchen. Schwendter baut mit seiner recht umfangreichen Arbeit eine Gegenposition zu Marcuse (vgl. Marcuse, *Der ein-dimensionale Mensch*, Schlußkapitel) auf. Die »kritische Theorie« hatte begründet, daß die Strukturen der kapitalistischen Gesellschaft praktisch nur noch durch totale Verweigerung aufzubrechen sind; daraus wurde von der Studentenbewegung eine Art »Randgruppenstrategie« entwickelt: Wenn überhaupt, dann wären hier die geschichtstreibenden Subjekte. Gegen diese Position schrieb Schwendter seine Subkulturtheorie. Zur Subkultur gehörten nicht nur die alten Randgruppen, sondern auch die progressiven, nicht angepaßten Arbeiter. Auf sie müßte man sich konzentrieren. Außerdem sei es wichtig, die verschiedenen spontaneistischen, disparaten Gruppen durch »verbindliche, dezentrale Organisation« zu koordinieren. Es käme darauf an, spontan *und* organisiert zu handeln, nicht im Entweder/Oder zu verharren. Schwendter schwebte vor, durch eine Rekonstruktion der Subkultur die Arbeiterbewegung selbst zu rekonstruieren. Viel Glück!

Der theoretische Teil des Buches besteht in der Entwicklung einer Begrifflichkeit (man müsse zwischen progressiven und regressiven Subkulturen unterscheiden, zwischen emotionalen, rationalistischen und bohémehaften, zwischen freiwilligen und unfreiwilligen etc.) und der Subsumierung diverser Subkulturströmungen/Gruppen unter diese Begrifflichkeit.

In seinem *Nachwort* kommentiert Schwendter die einschlägige Literaturproduktion der vergangenen sieben Jahre. Auf die Umweltschutz- und Ökologiebewegung, die heute das Rückgrat der gesamten Alternativszene darstellt und ihr entscheidende Orientierungen liefert, geht er nur sehr oberflächlich ein: die Ökologie würde wegen ihrer thematischen Breite integrierend wirken. Ich denke, daß es wohl eher das neue Leitbild ist: »Natur als soziale Norm«. Interessant wäre von hier aus die Frage, was das Naturparadigma für eine alternative Arbeit und Technik bedeutet. Allianz? Hieran wird sich das Schicksal der Alternativen entscheiden. — Wie gesagt, Schwendter deutet hier nicht einmal an; er bemüht sich in seinem Nachwort nicht um ein analytisches Niveau, sondern verharret auf der chronologischen Ebene. Theorie und Praxis scheinen für ihn zwei völlig verschiedene paar Schuhe zu sein. Im Nachwort ist noch skizziert, in welche Richtung er die »Theorie der Subkultur« gerne weitergeschrieben wüßte: Es gelte, die strukturelle Entstehung von Subkulturen nachzuvollziehen — im Kontext einer Klassenanalyse. Außerdem wäre wichtig, die subkulturellen Normen, Verkehrsformen und Handlungsweisen, etwa Konkurrenznormen und Kooperationsnormen im Arbeiterverhalten, systematisch zu untersuchen — alles vor dem Hintergrund des Zwangs, den die logische Ebene des Kapitals ausübt. Ob das Konzept wirklich einen qualitativen Sprung bedeuten würde, will ich nach Schwendters flüchtigen Bemerkungen nicht beurteilen. Ich meine, die Diskussion wäre heute weiter und fundierter.

Das von *Jan Peters* herausgegebene Buch über »Die Geschichte alternativer Projekte« ergänzt von der Materialseite her die Arbeiten von Schwendter. Peters' Konzept war wohl, der Geschichte des Kapitalismus eine »Parallelgeschichte der Utopien« entgegenzustellen: Von der Präsentation der historischen und religiösen Kommunen im Amerika des 19. Jahrhunderts wird ein großer Bogen gespannt über die Arbeitslosenselbsthilfe in den USA während der Weltwirtschaftskrise bis hin zur Community-Bewegung Mitte der 60er Jahre und den zahlreichen Alternativen nach '68. Eine imponierende Alternativgeschichte, die durchweg kenntnisreich und fundiert vorgestellt ist. Wenn ich trotzdem auf einige Mängel, meist Lücken, hinweise, dann, um weiterzuhelfen. Nur einige wenige Dinge sind wirklich ungenügend und in der Interpretation geradezu falsch. Bei der Rezeption von Robert Owen wurde offensichtlich sein amerikanisches Abenteuer sehr hoch, dagegen seine genossenschaftlichen und sozialpolitischen Bemühungen kaum gewertet; sonst hätte man niemals den Schluß ziehen können, daß Owen die Fragen des Arbeitsinhalts und der Entfremdung nicht genügend beachtet hätte. Diese waren gerade sein zentrales Anliegen. Auch die Alternativen im Verlauf der 48er Revolution bis zum Ende des 19. Jahrhunderts sind nicht richtig gewürdigt — hier wurden damals Perspektiven diskutiert und eingeleitet (etwa im Bereich der sozialen Medizin, der Hygiene, der Städtereinigung), die den Ausstieg aus dem Gesellschaftssystem auf der stofflichen und nicht nur auf der sozialen Ebene reflektierten, als alternative Naturaneignung.

Der Blick ist auf die sozialen Alternativen eingengt. Was Ingenieure und Städtebauer zu realisieren versuchten, bleibt außerhalb. Eine Erweiterung hier und vor allem auch um eine »Geschichte des Scheiterns der Alternativen« hätte zu Grundsatzfragen im Verhältnis von Arbeit und Leben, von Produktionsverhältnissen und Produktivkraftentwicklung geführt. Gewarnt sei jedoch vor voreiligen Schlüssen: Wieso existierten die religiösen Kollektive am längsten? Führten Unproduktivität und Konkurrenzdruck oder der hohe psychosoziale Anspruch zur Aufgabe? Wichtig scheint mir in Peters' Buch auch der Hinweis auf die strukturellen Differenzen zwischen Arbeiter- und Alternativbewegung: Durch eine alternative Organisation der Arbeit wird die organisierte Arbeitnehmerschaft direkt bedroht, wenn die Alternativen unterschiedslose Produkte auf traditionellen Märkten anbieten. Sie tragen dazu bei, das allgemeine Lohnniveau zu senken und torpedieren damit praktisch die so mühsam errungenen Erfolge. Auf der anderen Seite haben die Gewerkschaften für diese Entwicklung selbst die größte Verantwortung, weil sie keine aktive Beschäftigungspolitik bzw. keine vernünftige Politik für Arbeitslose betreiben. Schwendter würde hier vermutlich gerne eine Subkulturstrategie nicht-angepaßter Arbeitnehmer ansiedeln. Doch wie?

Über die breit geführte Diskussion zu den Perspektiven der Alternativbewegung, zur besten Strategie zwischen Alternativ- und Arbeiterbewegung sowie der Identität linker Intellektueller zwischen den sozialen Bewegungen orientieren zwei Sammelbände von *Wolfgang Kraushaar* und *J.A. Schüle*.

Kraushaar ahnt eine »existenzielle Krise der Neuen Linken«. Auf das Scheitern von Betriebs- und Stadtteilarbeit antwortete sie mit einer Radikalisierung

von subjektiven Lebenszusammenhängen. Seine Fragen: Ob eine solche Autonomie-Position ein adäquater Reflex auf die politische Isolierung ist? Wie will man den Kapitalismus transformieren, wenn nicht durch Abschaffung der herrschaftserzeugenden ökonomischen Strukturen? Was man alternativ überwunden glaubt, stellt sich später meist, bei der praktischen Organisation der Arbeit, hinterrücks wieder ein. Die Alternativen seien doch wohl eher eine Zerfallserscheinung der Linken, die in gänzlicher Ohnmacht und Wirkungslosigkeit verkommt, mehr noch: eine Sozialagentur zur Integration völlig ausgeflippter Typen. Die einzigen Möglichkeiten, aus dem Getto herauszukommen, sieht Kraushaar (ähnlich wie Schwendter) auf der organisatorischen Ebene: Die Spontis müßten koordinierter diskutieren und zu perspektivischem Handeln zurückfinden. Ein Prozeß der Selbstaufklärung täte Not. Sonst würde die Alternativbewegung wie alle vergangenen integriert und in Anpassung bzw. Unterwerfung enden. Spontis und Alternative haben natürlich auch ihr Positives: nämlich den Finger auf die Wunde einer alten Identitätskrise der sozialistischen/kommunistischen Bewegung gelegt, die seit den Zeiten der 1. Internationale schwelt. Mit der Ernüchterung über die Verbrechen der kommunistischen Bewegung hätten viele Abschied von aller revolutionären Politik genommen. Tiefe Resignation sei an die Stelle getreten.

Nicht auch eine neue Identität in der alternativen Bewegung? Die Naturfetischisierung heute sei nur eine Verdopplung des Warenfetischs: Was man hier nicht begreift, werde dort unhinterfragt idealisiert. Tatsächlich? Ist der Naturbegriff noch immer so schemenhaft?

Die übrigen Beiträge in Kraushaars Buch führen in dieser entscheidenden Frage nicht weiter. Genausowenig wie Kraushaars Aufsatz in Schüleins Buch zwei Jahre später. Der andere Autor, der in beide Bände aufgenommen wurde, ist *Peter Brückner*. Seine Position: Die alternative Organisation der praktischen Lebenszusammenhänge sei sowohl psycho-sozial wie auch vor dem Hintergrund der sich auflösenden traditionellen Klassen von größter Bedeutung.

Hervorragend in Schüleins Buch ist der Aufsatz von *Götz Eisenberg*: Über die Ortslosigkeit der Intelligenz und einige Versuche, ihr zu entkommen. Eisenberg findet bereits in den Anfängen der sozialistischen Bewegung die Grundprobleme, die die Linke heute an ihrer Identität zweifeln lassen: »Der Historische Materialismus ist von seinem Ursprung her keineswegs die Theorie des Proletariats, sondern die dissidenter Intellektueller, die aufgrund ihrer Orts- und Heimatlosigkeit zu geschichtsmächtigem Handeln unfähig sind und sich deshalb nach einem starken Praxispartner umsehen müssen« (133), dem Proletariat. Wenn man den Quellen noch intensiver nachgeht, als Eisenberg dies getan hat, würde man weiter differenzieren können: Der Kölner Armenarzt *Gottschalk* war natürlich auch ein Intellektueller, genau wie *Weitling*. Ihre Charakterisierung als »kollektive Autoren« ist nicht unproblematisch. Sie waren in erster Linie keine Schriftsteller und Theoretiker wie etwa Marx, sondern eher Organisatoren kollektiver Erwartungen. Marx und der anschließende Partei-Kommunismus reduzierten die Wünsche auf ein »theoretisch« vertretbares Desiderat; sie objektivierten, was mit einer Verobjektivierung der Wün-

schenden selber verbunden war: Das Proletariat wurde zum Objekt politischer Strategien. Oppositionelle Politik gleichzeitig zur Durchsetzungspolitik, nicht Realisation subjektiver Lebens- und Wunschwelten. Theorie, die eigentlich klären soll, entfremdet; hier das Proletariat von seinen linken Politikern.

Die wohl wichtigsten Beiträge zum Selbstverständnis der Alternativbewegung kamen von *Bernd Leineweber* und *K.-L. Schibel*. Beide haben 1975 ein Buch zusammen geschrieben, das zur Rezeption der Erfahrungen der Neuen Linken in Amerika aufforderte (B. Leineweber, K.L. Schibel: Die Revolution ist vorbei — Wir haben gesiegt). Dort, nicht von der angepaßten westeuropäischen Arbeiterbewegung, könne man erfahren, wie entscheidend es sei, in der Subkultur eine ökonomisch stabile Grundlage zu schaffen, um von hier aus den Kapitalismus mit Ausdauer zu bekämpfen. Leineweber hat sich anschließend in eine — allerdings ökonomisch wohl doch nicht so gesicherte — Landkommune abgesetzt, von wo aus er fleißig seine praktischen und theoretischen Fortschritte publiziert. Die »Pflugschrift« (1981) ist sein bisher anspruchsvollstes Buch. Es wird eingeleitet mit einem rechtfertigenden Brief an einen alten SDS-Genossen, dann folgen Tagebuchnotizen aus dem Alltag der Landkommune, ein ganz ausgezeichneter Aufsatz zur Philosophie Landauers, Gedanken über Hesse, Adorno, Bookchin, die Natur usw.

Der einleitende Brief enthält eine ziemlich genaue Beschreibung der sozialpsychologischen Situation der alternativen Bewegung und eine Begründung ihrer Notwendigkeit: Der kritische Marxismus der späten 60er Jahre habe mit seiner Institutionalisierung an den Universitäten alle emanzipativen Funktionen eingebüßt und ein dogmatisches Gewand bekommen, womit sich die Entwicklung des Marxismus im Weltmaßstab, seine Dogmatisierung, in kurzer Zeit und für viele in der eigenen Biographie wiederholte. Linke Intellektuelle hätten in vermeintlicher Geschichtsvollkommenheit über das Leiden und die Möglichkeiten der Menschen gerichtet: »Wir haben ... nicht begriffen, daß *unser* Leben von dieser Gesellschaft bedroht ist, solange wir uns nur einen Begriff von ihr gemacht und die Theorie dazu benutzt haben, die persönliche Adresse zu meiden.« (12) In stellvertretenden Revolutionen werden immer nur Figuren ausgetauscht, nicht die Menschen befreit. Das können sie nur selber tun. Wie hoch der Berg ist, der abgetragen werden muß, zeigt das Leben in den Kommunen, wo der einzelne seine kritische Beziehung zur Gesellschaft auch psychologisch austragen muß. Nach dieser Schule erhebt er sich nicht mehr so leicht zu Führungsrollen. Er durchlebt seine verkehrten Wünsche: »Lieber mit Ängsten zu leben, als immer sich abmühen zu müssen, sie zu überwinden; lieber sich konkurrenz und autoritär zu verhalten, als das Ich-Gefühl zu verlieren.« Hier sei »die individualpsychologische Entsprechung zu dem gesellschaftlichen Widerstand gegen eine freie Gesellschaft« (26/27). Es ist einfacher, Untertan zu sein, als frei und kritisch sich zu entfalten. Wer nach dieser Erkenntnis wirklich noch etwas verändern will, muß Untertanengeist verstehen, den gesellschaftlichen Produktionsprozeß von Natur, auch von menschlicher Natur, und dann — als aufgeklärtes »Produkt« der modernen Massengesellschaft ansetzen, nicht als theoretischer Geschichtsvollzieher. Wie? In den Institutionen *und* durch Selbsthilfe. Eine solche Doppelstrategie sei die geeig-

nete Antwort auf einen neuen Typ kapitalistischer Herrschaft. Die gesellschaftliche Organisation des Kapitals erfordert einen entsprechenden Verbund der Arbeiter. Das zweite Bein sei entschiedener *Widerstand gegen den Konsumismus*, der in den USA schon extreme Formen erreicht hat: Ausstieg, Selbstversorgung.

Hinter der überströmenden Quantität der Produkte sieht Leineweber nicht, daß kapitalistisches Produzieren auch eine qualitative Verengung bedeutet, auf die man durch Verweigerung keine Antwort findet. Die kapitalistische Ökonomie selegiert das Billige und Schlechte, zerstört, entleert. Sie kann auf der ökonomischen Ebene durch Mitbestimmung, Selbstbestimmung etc. aufgehoben werden, was aber offensichtlich nicht hinreicht. Auch eine vertiefte genossenschaftstheoretische Diskussion würde noch nicht den Schimmer eines alternativen Zusammenhangs von Ökonomie und Technik erschließen. Selbstverwaltung — gut; das ist die Ebene der Natur des Menschen. Konsumverweigerung betrifft schon die Ressourcen, also die äußere Natur. Aber es ist noch kein qualitativ neuer Umgang. Den finden wir so nicht, und nicht durch Machtergreifung, und nicht durch die Heilung unserer seelischen Wunden. Nur durch Kritik an industriellen Prozessen, Produkten etc. Auf diese Art können wir uns neue Produktionsweisen aneignen, lange bevor sie gesamtgesellschaftlich durchgesetzt sind. Dies ist historisch *ein* Prozeß, die alternative Aneignung der inneren *und* äußeren Natur, der auf allen gesellschaftlichen Ebenen stattfindet. Ziel wäre eine wissenschaftliche und praktische Naturaneignung auf der Grundlage der Kooperation, der »Allianz«. Es liegt zwischen der bloßen »Vergegenwärtigung« von Geschichte, Natur etc. und ihrer »Beherrschung«. Die Landkommune ist vielleicht ein wichtiger Schritt. Realisieren kann man hier jedoch bestenfalls einen verschwindend kleinen Teilbereich der notwendigen »ökologischen Technik«.

### Literaturverzeichnis

- Fetscher, Iring, und Günter Rohrmoser 1981: Ideologien und Strategien. Analysen zum Terrorismus 1. Westdeutscher Verlag, Opladen (243 S., br., 27,80 DM)
- Kraushaar, Wolfgang (Hrsg.), 1978: Autonomie oder Getto? Kontroversen über die Alternativbewegung. Verlag Neue Kritik, Frankfurt/M. (253 S., br., 13,80 DM)
- Leineweber, Bernd, 1981: Pflugschrift. Über Politik und Alltag in Landkommunen und anderen Alternativen. Verlag Neue Kritik, Frankfurt/M. (207 S., br., 15,- DM)
- Peters, Jan (Hrsg.), 1980: Die Geschichte alternativer Projekte von 1800 bis 1975. Verlag Klaus Guhl, Berlin/W. (383 S., br., 24,80 DM)
- Schüleln, Johann August (Hrsg.): Auf der Suche nach Zukunft. Alternativbewegung und Identität. Focus-Verlag, Gießen (188 S., br., 16,80 DM)
- Schwendter, Rolf, 1981: Theorie der Subkultur. Neuausgabe mit einem Nachwort, sieben Jahre später. Syndikat Autoren- und Verlagsgesellschaft, Frankfurt/M. (413 S., br., 20,- DM)



Michael Jäger

## Panikpersonen

*Unsere Lage ist schlimmer  
Als du gedacht hast.  
Wenn wir nicht  
Das Übermenschliche leisten  
Sind wir verloren.*  
Bertolt Brecht

Nach der Aktionswoche für den Frieden werden die Pershings stationiert und breiten sich Angstwellen aus. In persönlichen Gesprächen ist zu hören, wie die Leute sich ihr letztes Stündlein ausmalen. Wenn die Bombe fällt, möchte man mit treuen Freunden zusammensitzen. Mancher erzählt von grünen Karten, die zum Atombunker-Aufenthalt berechtigen, oder vom aktualisierten Versprechen für Bundesbeamte, sie würden im Ernstfall noch rechtzeitig aus West-Berlin ausgeflogen werden. Die Buchverlage und Medien geben der Stimmung keinen Raum, sich systematisch zu artikulieren und dabei auch zu ernütern, lassen aber einzelne irre Aufschreie durch, die das diffuse Untergangsgefühl noch steigern. Trauriger Höhepunkt des Nachherbstes ist bisher »Das Untier« von Ulrich Horstmann (Medusa-Verlag), eine Skizze »anthropofugaler« Philosophie, die der niveaulose Leser geisteskrank finden könnte, zu der aber das Fernsehen flugs eine Diskussion mit namhaften Multiplikatoren veranstaltet hat. Professor Horstmann, ein durchgedrehter Schopenhauer-Fan, fordert uns auf, wir sollten den bevorstehenden Atomkrieg als Chance begreifen, um mit der ekelhaften Menschheitsgattung ein für allemal Schluß zu machen. Wichtig sei die Gründlichkeit unserer Selbstvernichtung, denn was nütze es, wenn Überlebende die Produktion des Todes ein weiteres Mal begängen und vielleicht erst nach weiteren Jahrhunderten zum Ziel brächten? Ferner dürften wir uns nicht egoistisch auf die »Erlösung« unserer selbst beschränken, sondern müßten auch »Mitleid und Erbarmen für die hinterbliebenen Muscheln, Flechten, Fliegen und Ratten« haben. Dieses Panikdokument steht keineswegs isoliert in der Medienlandschaft. Helmut Heißenbüttel fragt in der FR, ob von der Literatur unserer Zeit nur ein »Rauchopfer« übrig bleibe, »das Grauen zu bannen, das über meinem Haus schwebt« — eine »Geste, selbstgenügsam, selbstberuhigend und nutzlos«. Die FAZ druckt ein Gedicht von Peter Maiwald, in dem es heißt, daß Ödipus zwar »noch nicht blind« und Siegfried noch nicht erschlagen sei: »Doch zeigen sich entsetzt Kometen und Wände decken sich mit Schrift.«

Die politischen Agenten der Kriegsvorbereitung haben die Panik nicht nur kräftig mit angeheizt (von den Katastrophenfilmen der 70er Jahre à la »Brennendes Inferno« bis zu Reagans »Harmageddon«-Erwartung), sondern sind auch wohl gerüstet, mit ihren Folgen fertig zu werden. Wie die Deutsche Gesellschaft für Soziale Psychiatrie enthüllte, nimmt »Panikprävention« in der Wehrpsychiatrie inzwischen einen zentralen Platz ein. Im Bundesinnenministerium sind bereits massenhaft Psychopharmaka eingelagert, mit denen im Atomkriegsfall ängstliche und Widerstand leistende Menschen »ruhiggestellt« werden sollen. Es ist logisch, daß man solche »Panikpersonen« schon in der Vorkriegszeit — also heute — ausfindig zu machen versucht, daß man also nach »äußerlichen Merkmalen einer Panikbereitschaft« fragt. Antwort auf diese Frage: »häufige wilde Streiks, gemeinsame Unregelmäßigkeiten, Widersetzlichkeiten«. Unter solchen Gesichtspunkten wird natürlich auch die Friedensbewegung gesehen. Am 28.11.83 fand in Bonn eine Anhörung des Verteidigungsausschusses statt, in der Peter Stratmann vom Eberhauser Forschungsinstitut darlegte, daß die »gegenwärtige Massenhysterie« auf ei-

ne »perfide« und »politisch vergiftende« publizistische Kampagne zurückgehe und »von einer überschaubaren Gruppe von Personen, die leicht namhaft zu machen sind, ausgelöst worden ist«. Den FAZ-Redakteur Jürgen Busche, der die Verbreitung von Sloterdijks heideggerianischem Todeseinübungs-Kultbuch durch kräftiges Lob förderte, hat er damit wohl *nicht* gemeint.

Sicherlich liegt der Hauptgrund der weitverbreiteten Angst in der realen Kriegsgefahr und nicht in der Panik-Strategie der Staatsmacht. Diese muß man aber trotzdem erkennen und ihr begegnen. Panik provozieren, lautet ihre Devise, um Rädelsführer und potentielle Multiplikatoren des offenen Widerstands *vor* dem Spannungsfall zu erfassen. Als Helmut Schmidt seinerzeit vor Angst warnte, wollte er einen wohlbegründeten, keineswegs aus Panikstimmung entsprungenen Widerstand gegen seine Raketenpolitik disqualifizieren. Die Panik-Strategie zielt umgekehrt darauf, Angst herbeizuzwingen, dann den Angstherd herauszuoperieren. Man darf sich über die blutig ernste Paranoia der herrschenden Kreise keine Illusionen machen. Wir wissen, daß die Atombunkersysteme lächerlich sind, aber da sie nun einmal gebaut wurden, wird es auch Bürokratenhirne geben, die sich teils pedantisch, teils mit heiliger Strenge für den Tag rüsten, wo man uns in dieselben hineinzutreiben hätte. Tatsächlich scheinen die Stäbe unter Hochdruck zu arbeiten. Heute, am 14.12.83, lese ich in der Zeitung, daß das Bundesinnenministerium ein neues umfassendes Zivilschutzgesetz plant. Bisher zeichnet sich als Kernpunkt die Einführung einer Zivilschutz-Dienstpflicht im »Spannungs- und Verteidigungsfall« ab. Bis zum 30.6.84 sollen die Verbände ihre Stellungnahmen hierzu abgeben. Nun, zu einem echten Zivilschutzgesetz gehört auch die Pflicht der Bevölkerung zur Teilnahme an »Übungsalarnten«. Man kann sich im übrigen leicht ausrechnen, daß der Ernstfall für die Bevölkerung auch als »Übungsalarm« beginnen würde. Nichts würde aber den reibungslosen Ablauf eines »Übungsalarms« empfindlicher stören als die Renitenz von Dienstverpflichteten und sonstigen »Panikpersonen«. Vor den »öffentlichen Schutzräumen« (Aufschrift über einschlägigen West-Berliner U-Bahnhöfen, heute noch mit schwarzer Farbe übermalt) könnte es, wenn man nicht vorsorgte, zu chaotischen Turbulenzen kommen.

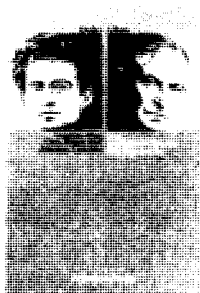
Die Panik-Provokation hat noch einen anderen Sinn. Man rechnet darauf, daß extrem labilisierte Bürger empfänglicher sind für Feindbildkonstruktionen, deren Einsatz ein konstitutiver Teil der Spannungsstrategie ist. Es handelt sich dabei nicht um allgemeine ideologische Muster wie den »Antikommunismus«, mit dem heute wohl nur noch wenige Westdeutsche vom Frieden abgebracht werden können, sondern um blitzkriegsähnliche Haßkampagnen der Medien, die sich an aktuellen Anlässen festmachen. Die Eingliederung der Medien in jene Strategie scheint erschreckend weit fortgeschritten. »Jumbo-Abschuß« und Grenada-Invasion haben das Ausmaß ihrer Manipulation offenbart. Die Art, wie letztere von US-Medien behandelt wurde, zeigt uns, da Westdeutschland in diesem Fall nicht ins manipulative System einbezogen war, den Mechanismus. Die *New York Times* berichtet über ein *Massengrab* auf Grenada. Große Empörung. Das Außenministerium bestätigt den Bericht. Der US-Befehlshaber auf Grenada weist den Bericht aber zurück. Den weiteren Verlauf schildert die FR so:

»Trotz dieser Dementis bestätigte das Außenministerium ein zweites Mal die Existenz des Massengrabes und *machte sogar zusätzliche Angaben*. (...) Nach dieser sehr entschiedenen Erklärung *schwächten* die verschiedenen Sprecher des Ministeriums *immer mehr ab*. Zunächst hieß es, das Ministerium verfüge nicht über alle notwendigen Informationen. Schließlich gab das Außenministerium zu, daß man weder in Washington noch auf Grenada die Existenz des Massengrabes bestätigen könne. Die zuständigen Behörden würden jedoch *ihre Nachforschungen fortsetzen*. Als einzige Erklärung für die widersprüchlichen Informationen gab der Sprecher *Kommunikationsschwierigkeiten* zwischen Grenada und den USA an.« (FR 9.11.83, Hervorh.d.d.Verf.)

Die wesentlichen Elemente dieser Medien-Taktik, die darauf berechnet ist, mit faustdicken Lügen in den wenigen Tagen oder Wochen ihrer Wirksamkeit harte, folgenreichste Politik zu machen, findet man auch in der Kampagne zum »Jumbo-Abschuß«. Zwei Wochen nach Beginn schief sie plötzlich ein, nachdem die ersten Wrackteile im japanischen Meer gefunden wurden, »die möglicherweise von dem abgeschossenen Flugzeug stammen könnten — wenn dies auch wegen des bisher angenommenen Absturzortes und der Meeresströmung in diesem Gebiet überraschen müßte« (FAZ 10.9.83), und nachdem die Veröffentlichung des Funkverkehrs durch japanische Stellen zu der »schwer erklärbaren« Annahme gezwungen hatte, daß »ein erfahrener koreanischer Pilot fast eine Minute lang nicht gespürt haben sollte, daß sein Flugzeug von Raketen getroffen wurde« (FAZ 14.9.83). Auf die Erklärung warte ich noch heute.

Während der Jumbo-Kampagne hat sich gezeigt, daß die Friedensbewegung über keinerlei verlässliche Mittel von Gegenöffentlichkeit verfügt. Selbst *Spiegel*, *FR* und *taz* haben sich fast nichts getraut. Man muß in diesem Zusammenhang freilich an die *Spiegel*-Affaire von 1962 erinnern. Der erste Versuch, den *Spiegel* zu zerschlagen, wurde wahrscheinlich nicht zufällig während der ersten akuten Atomkriegs-Krise (Kuba) unternommen. Die genannten »Panik«-Medien, nicht einmal eine Handvoll, haben Grund, sich als schwache Bastion zu empfinden, die leicht ausgeschaltet werden kann. Um so mehr muß die Friedensbewegung *jetzt* darüber nachdenken, wie ein alternatives Informations- und Kommunikationsnetz so schnell wie möglich erweitert und durch handfeste Organisation (nicht nur Organisation der *taz*-Abonnenten-Belieferung durch die Deutsche Bundespost!) abgesichert werden kann, auch wie die Schamwinkel der offiziellen Medien durch politischen Druck enthüllt werden können. Denn man wird uns noch häufiger mit Haßkampagnen überfallen. Und wenn der dritte Weltkrieg wirklich, wie viele annehmen, im Nahen Osten beginnt, kann man sich das publizistische Begleitbild des »Ölfeinds« ausmalen.

Die Friedensbewegung muß es schaffen, der verbreiteten und berechtigten Massenangst eine andere Stoßrichtung zu geben. Dann muß sie aber auch die Panikstimmung bekämpfen. Anders als die Wehrpsychiatrie werden wir auf »Panikpersonen« nicht mit Tranquillizern, sondern mit Erbarmungslosigkeit reagieren müssen. Leute wie Horstmann greifen doch nur deshalb nicht zum Strick — statt uns alle in ihre fade Götterdämmerung hineinzuziehen —, weil sie von der vagen Illusion eines irgendwie grandiosen, wenn nicht sogar »friedlichen« Weltendes (mit Wagner Musik) besessen sind, und auch das erwähnte Cassandra-Gedicht von Peter Maiwald schließt mit der kindischen Phantasie: »Ich halt ein Kind mit Apfelhaut / die Frau bis uns der Morgen graut.« Diese »imaginären Blumen an der Kette«, um mit Marx zu sprechen, muß man »zerpflücken« und die Menschen vor die Wahl stellen, entweder *ernsthaf*t über ihren — nicht unseren! — Selbstmord zu sprechen, oder *mit uns* zu *kämpfen*.



Detlev Albers:  
Zur politischen Theorie des Marxismus.  
Bauer und Gramsci

Vergleich ihrer Positionen zur  
revolutionären Strategie im Westen, in der  
Perspektive eines »integralen Marxismus«  
192 S., frz. Br. DM 24,-/Ln. DM 34,-

## Kongreßberichte

### Marx, Marxism and the World Today

VIII. Round Table »Socialism in the World« — Cavtat (Jugoslawien), 24.-28.10.1983

Cavtat in Jugoslawien ist nicht nur ein Name für einen kleinen Ferienort am Meer, sondern für einige hundert Menschen inzwischen Synonym für das jährliche internationale Treffen von Marxisten, Sozialisten, Kommunisten aus Politik und Theorie. Jedes Jahr ein Mammutprogramm, täglich 9 Stunden Vorträge und Diskussion in fünf Sprachen — deutsch ist nicht dabei. — Und jedes Jahr wieder dieses eigentümliche Glücksgefühl, das keine Wissenschaftsgemeinde vermitteln kann, daß es möglich ist, sich menschheitlich zu verständigen trotz babylonischer Sprachverwirrung, wegen einer wie auch immer umstrittenen Gemeinsamkeit im Ziel, einer ähnlichen Herangehensweise an Probleme, einem Länder und Kulturen überschreitenden Interesse für Kämpfe und Strategien. So ähnlich müssen sich die Männer der Ersten Internationale gefühlt haben — auch in Cavtat sind auf den internationalen Sozialismuskongressen noch immer hauptsächlich Männer. (Von 77 eingeladenen ausländischen Teilnehmern waren 5 weiblich. Von den 63 jugoslawischen Teilnehmern waren es 2.) Aus diplomatischen Gründen tragen die Referenten in alphabetischer Reihenfolge vor — dies auch in den Arbeitsgruppen. So hört man abwechselnd etwas über Kämpfe in Guatemala, sozialdemokratische Projekte in Schweden, Politik in China. Nach je drei Referaten eine gemeinsame Diskussion. Die Anordnung bewirkt, daß auf einzelne Beiträge überhaupt nicht eingegangen wird und daß im Hin und Her der Bezüge häufig kein Faden mehr ausfindig zu machen ist. Das war in diesem Jahr neu in Cavtat, daß die Teilnehmer selbsttätig diese Anordnung umbauten. Es begann mit den im Programm versprengt vorgesehenen Frauenbeiträgen zu Marxismus-Feminismus, die hintereinander — außerhalb des diplomatischen Alphabets — vorgetragen, eine sinnvolle Diskussion möglich machten und damit zugleich die Frauenfrage zum ersten Mal in Cavtat zum Gegenstand ernsthafter theoretischer Erörterung und nicht bloß von Beileidsbekundigungen erhoben. Die meisten anderen Gruppen folgten von da an dem Beispiel einer Themenzentrierung. So war dieses Treffen produktiver als vorhergehende, obwohl das Thema — Marx — eine sehr breite Vielfalt an Diskussionspunkten vorgegeben hatte. Natürlich war von einer Krise des Marxismus die Rede (welche etwa von Labica [Herausgeber des französischen Kritischen Wörterbuchs des Marxismus] als Daseinsweise des Marxismus überhaupt bezeichnet wurde), und ebenso »natürlich« gab es lange Beiträge aus sozialistischen Ländern und von kommunistischen Parteien (etwa der Griechenlands), die besagten, daß eine Krise des Marxismus immer eine Krise der Bürger oder zumindest deren Erfindung sei. Neu und überraschend waren hier die Ausführungen von Genossen/innen aus Rumänien und Jugoslawien, die einerseits darauf bestanden, daß Marxismus so vielfältig sein müsse, wie die Probleme und Kämpfe in den unterschiedlichen Ländern und andererseits ein hohes Niveau von Kritik und Weiterentwicklung des Marxismus vorführten. Das begann schon mit dem ausführlichen Einleitungsreferat des Alexander Grlickov, der nicht mehr mehrere Marxismen, sondern für einen offenen Marxismus plädierte bei relativer Autonomie der marxistischen Theorie.

Die Weltlage, atomare Vernichtung und Finanzkrise in riesigem Ausmaß, ökologische Katastrophe und aggressiver Imperialismus in Lateinamerika überstimmte mit ihrer Dringlichkeit, Problemlösungen zu finden, jene Stimmen, die eine allgemeine Zufriedenheit mit der Lage des Marxismus in der Welt behaupten wollten. Was wie ein innermarxistischer Ost-West-Konflikt sich zu verhärten drohte, wurde durch den Einfall der USA in Grenada erschüttert. Das Gemeinsame wurde praktisch deutlich — so war das Trennende produktiver zu diskutieren. Das machte die Arbeitsgruppen ein weiteres Mal intensiver als in den Jahren zuvor. Das Problem etwa, ob der Atheismus noch eine be-

freiende Kraft im Marxismus habe, konnte so als politisches Problem mit hoher Wichtigkeit für die Politik in den Dritte-Weltländern, der Friedensbewegungen in den westlichen Ländern und der Rolle der Kirchen dabei diskutiert werden. Neue soziale Bewegungen, Strategien von rechts, die Möglichkeiten einer oppositionellen Sozialdemokratie, der Abbau des Wohlfahrtsstaates bis hin zu Formen praktischer Solidarität mit den Befreiungsbewegungen in den Dritte-Welt-Ländern, das Verhältnis von Parteien und Bewegungen, die Industrialisierung der Dritten Welt, Dependencia-Theorien und ihre Nachfolger, Stärken und Schwächen der Arbeiterbewegungen, fiktives Kapital und Überschuldungsprobleme, die Bewegungen der Industrien in der 3. Welt, Veränderungen in der Klassenstruktur in den verschiedenen Ländern, Fragen kultureller Identität und marxistischen Wissenschaftsmonopols — diese Reichweite hatten die wechselnden Diskussionspunkte in Cavtat. Wir hoffen, wie in den zwei vergangenen Jahren (vgl. den Band »Selbstverwaltung« [AS 61] und den Band »Neue Technik und Sozialismus« [AS 95]), eine Auswahl der Beiträge in einem Sonderband veröffentlichen zu können.

Frigga Haug (Berlin/West)

### Schöne neue Welt

The Society for the Study of Social Problems (SSSP) and The American Sociological Association (ASA), Renaissance Center, Detroit, 27.-30.8. und 31.8.-4.9.1983

Da der überwiegende Teil der Teilnehmer in dem Hotel wohnte, in dem der Kongreß durchgeführt wurde, war es ein leichtes, vom Bett sofort in die Veranstaltung zu gehen und umgekehrt. Das Hotel lag in der Mitte eines mit vier Türmen umstellten Glaspalastes, eine Stadt in der Stadt, genannt Renaissance Center. In den vier Türmen sind Büros untergebracht, der mittlere dicke Turm ist das 70stöckige Hotel und die ersten fünf Ebenen mit Glasüberdachung zwischen allen fünf Türmen, sind eine Stadt mit Geschäften, Restaurants, Postamt und vor allem mit Sicherheitskräften. Es gab wohl keinen Platz in diesem Renaissance Center, wo man nicht auf jemand von der Security Guard stieß, in furchterregenden schwarzen Uniformen und bewaffnet oder in Zivil, ununterbrochen einen piependen Walkman vor dem Mund, in den in kurzen Abständen irgendwelche Botschaften gesendet wurden. Mir schien es, als würden die etwa 5000 Leute, die sich dort bewegten, an einem unsichtbaren Faden, wie Marionetten durch die Gegend dirigiert. Mit der Übergabe der Kongreßunterlagen erhielten wir — insbesondere die Frauen — einen »Reminder«, dem zu entnehmen war, daß wir nicht ohne Eskorte die Hotelaufzüge benutzen, daß wir besser das Renaissance Center nicht allein oder zu Fuß verlassen sollten und, daß im Falle einer Unklarheit die Security Guard natürlich hilfreich einspringen würde. Es verbreitete sich in Windeseile das Gerücht, daß in der Woche vor dem Kongreß zwei Frauen auf einer der vielen Toiletten erstochen worden wären. Das hatte zur Folge, daß jede Bewegung einen kollektiven Charakter annahm, ob nun zum Klo, zum Zeitungseinkauf, zum Aufzug oder wohin auch immer. Um die dritte Etage herum war ein Freiluft-Jogging-Pfad mit Plastikrasen angelegt, auf dem insbesondere in den frühen Morgenstunden ein heftiges Gedränge der versammelten Kongreßsportler stattfand, was man auch gelassen vom Pool, der sich unter einer riesigen Glaskuppe befand, beobachten konnte. Durch das Renaissance Center ist ein 1,5-Miles-Wanderpfad (Kachelfußboden) angelegt, auf dem sich die etwas betagteren Gäste — mit oder ohne Übungen — bewegen konnten. Es bestand überhaupt kein Grund, diesen Glas-Beton-Palast zu verlassen.

Das Schwergewicht der SSSP-Konferenz lag organisatorisch auf Veranstaltungen der Sektionen. In den thematischen Sitzungen, zu denen sich häufig verschiedene Sektionen zusammenschlossen, wurden Themen wie: wer übt die Kontrolle über soziale Probleme aus, wie werden soziale Probleme in der Rechtsprechung berücksichtigt, Konstruktionen

sozialer Probleme in der amtlichen Statistik, wie werden nationale und internationale Krisen und Ereignisse konstruiert und wem dienen diese Konstruktionen, die Entstehung und Entwicklung sozialer Probleme und sozialer Bewegungen, vorgestellt. Zum Thema Nuclear Weapons Freeze Movement wurden viele Sitzungen abgehalten, die sich theoretisch und empirisch mit Fragestellungen wie Wissensbestände und alltägliches Handeln, Überlebensstrategien, der Einfluß der »abstrakten« Angst auf das Kontrollbewußtsein ausgewählter Untersuchungsgruppen usw. beschäftigten. In den Sektionssitzungen wurden zu einem großen Teil die in den thematischen Sitzungen behandelten Problembereiche aus der Sicht der jeweiligen Sektion mit unterschiedlichen theoretischen und methodischen Ansätzen weiter diskutiert. In den mehr als 30 Sitzungen, die ich besucht habe, habe ich mich auf zwei Schwerpunkte konzentriert: Arbeit, Arbeitsmarkt und Arbeitslosigkeit; und »Frauen«.

Im Bereich »Arbeit« waren zwei Themen bestimmend: *Problemgruppen am Arbeitsmarkt* wie Frauen, Minderheiten, ältere Arbeitnehmer, nationale oder internationale ökonomische Krise und Arbeitsmarktprobleme und *technologischer Wandel* am Arbeitsplatz. Sehr ausführlich wurde die Situation der schwarzen Bevölkerung am Arbeitsmarkt diskutiert, einmal über alle Altersgruppen, zum anderen wurden spezifische Probleme der schwarzen Frauen am Arbeitsmarkt dargestellt. Folgeprobleme dieser veränderten Situation am Arbeitsmarkt wurden in den Sektionen Familie, Jugend, Alter und Lebenslauf, psychiatrische Soziologie und Kriminalität diskutiert. Es fehlte auch nicht an Arbeiten, die die Rolle des Bildungssystems, seine Qualität für die Vorbereitung auf die sogenannten »Berufe für die Zukunft« theoretisch und empirisch behandelten. In zahlreichen Studien wurde gezeigt, welche Arbeitsplätze in welchem Umfang durch technologischen Wandel vernichtet wurden. Die heute stattfindende Reorganisation des Arbeitsmarktes, so zeigte M. Dixon in ihrer Arbeit, führt auf eine tiefe Spaltung des Arbeitsmarktes zu: einerseits hochtechnisierte, kommunikationsarme Arbeitsplätze (für wenige) und andererseits Abnahme der ungelerten Tätigkeiten, welches einhergeht mit der Re-Institutionalisierung vorindustrieller Ausbeutungsformen wie Heimarbeit und unterbezahlte, vertragslose Stundenarbeit. Andere Studien, die sich mit der Stabilität von Einstellungsmustern befaßten, präsentierten Ergebnisse, die zeigten, daß der American Way of Life und das darin enthaltene Muster der Selbstverschuldung nicht mehr ungeteilt hingenommen wird. Neben makrosoziologischen Untersuchungen wurde eine Vielzahl von mikrosoziologischen Arbeiten über die Auswirkungen des technologischen Wandels am Arbeitsplatz vorgestellt. Überraschend für mich an diesen Arbeiten und ihren Ergebnissen war, daß die sozialen und psychologischen Auswirkungen neuer Technologien am Arbeitsplatz zum größten Teil positiv eingeschätzt werden (objektivierbare Kontrolle der Arbeit, Arbeitsplätze ohne Vorgesetzte, Anreicherung der Phantasie). Sozio-psychische und sozio-physische Auswirkungen dieser neuen Arbeitsplätze, so wie sie in Westdeutschland in den Humanisierungsprojekten untersucht wurden, tauchten in der Diskussion nicht auf. Mitspracherechte der Betroffenen und die Rolle der Gewerkschaften in diesem technologischen Wandlungsprozeß wurden nicht diskutiert. Außer Forschungsarbeiten aus England wurden keine weiteren europäischen Arbeiten zur Kenntnis genommen.

Fast ohne Ausnahme waren die weiblichen Kongreßteilnehmer und Vortragenden mit einer goldenen Plakette SWS (Sociologists for Women in Society) markiert, die unterhalb des Namensstickers befestigt wurde. Frauen im Beruf, Hausarbeit und bezahlte Arbeit außerhalb des Hauses, die Folgen der Budgetkürzungen für Kindertagesstätten und andere bezahlte Aufsichtseinrichtungen, das veränderte Bewußtsein von alleinlebenden Frauen bei der Wahl ihrer Partner und nicht zuletzt theoretische Debatten über geschlechtsspezifische Ungleichheit als soziales Problem fanden in den überfüllten Veranstaltungen regen Anklang. Fast in allen Sektionen gab es eine Diskussionsrunde über

vergewaltigte Frauen: aus der Perspektive der Frau, des Mannes, des Rechts, Kriminalitätswandel, Verarbeitung in der Familie, Sexualerziehung im Unterricht.

SSSP ist die Vorkonferenz zu ASA. Aus der Vogelperspektive sieht die SSSP-Konferenz wie der/die ärmliche Bruder/Schwester von ASA aus. Erstens treten dort viel mehr Teilnehmer in Erscheinung, zweitens ist die Organisation noch effizienter und drittens trifft frau/man dort die soziologischen Prominenz — wenn frau/man will. Die Einschreibgebühr für diesen Kongreß ist doppelt so hoch wie für SSSP, es gibt viel mehr Empfänge und Parties der einzelnen Sektionen, Arbeitsessen, social hours. ASA wurde 1905 gegründet, hat ungefähr 12000 Mitglieder, 3000 Teilnehmer trafen sich in Detroit, es wurden mehr als 1000 Arbeiten vorgestellt, 230 Sitzungen fanden statt. Ausgesprochen hilfreich fand ich didaktische Seminare, in denen Experten und Pioniere eines soziologischen Feldes andere Soziologen in ausgesuchten Problembereichen unterrichten. Die 10 didaktischen Seminare beschäftigten sich mit den neuesten quantitativen Methoden für die Analyse von Massendaten. Für die Teilnahme wurden Extra-Gebühren erhoben. Das gleiche galt für zwei Minikurse, die sich ebenfalls mit quantitativen Methoden beschäftigten. Kostenlos war die Teilnahme an 16 workshops, die sich mit der Didaktik des Universitätsunterrichts, mit Quellensuche bei Datenmaterialien, mit Arbeitsplätzen für Soziologen in der Geschäftswelt und sogar mit einem Training des positiven Denkens bei der Jobsuche befaßten. Poster Sessions (die gleichzeitige Präsentation von vielen Projekten auf Stelltafeln) fanden in großem Umfang statt. Daneben gibt es soziologische Bustouren und nicht zuletzt einen großen Ball, auf dem sich die Abgangsklassen der verschiedenen Universitäten treffen. Beim Rundgang fiel mir auf, daß es viele neue Textbücher zur Einführung in die Soziologie gibt, daß jeder Verlag Bücher zum Thema Frau im Programm hatte, daß historische Soziologie ein sehr gefragtes Thema sein muß, daß es eine große Zahl neuer Methodenbücher gibt, wobei auf qualitativen Methoden nicht sehr viel Gewicht liegt. Unerwähnt sollte nicht bleiben, daß sich auch der Markt der personal computers — in bescheidenem Umfang — vorstellte, insbesondere mit Software für die Manuskripterstellung. Zahlreiche US-Kollegen stellen inzwischen ihre Manuskripte fein säuberlich auf diesen Maschinen her.

ASA hat ebenso wie SSSP (Helena Z. Lopata) eine Präsidentin: Alice S. Rossi hielt ihre Einführungsrede zum Thema Alter und Geschlecht: historische und kulturelle Ansätze; Robert F. Bales erhielt von der Sektion Sozialpsychologie den Cooley-Mead-Award. Anthony Giddens hielt in der Sektion vergleichende historische Soziologie einen Vortrag über Time History and Sociology. Giddens ging davon aus, daß die beiden Ansätze (Institutionstheorien und Theorien des Symbolischen Interaktionismus) eine zu kurze Decke als soziologische Paradigmen bieten, um gesellschaftliche Analysen machen zu können. Eine für mich neue Veranstaltung war Critics Meet the Author. Hierzu habe ich mir unter anderem M. Kohn/C. Schooler, *Work and Personality: An Inquiry into the Impact of Social Stratification*, mit der Kritik von P.A. Ross, W. Simon, B.L. Heyne und A.C. Kerckhoff angehört. Ross kritisierte, daß geschlechtsspezifische Jobentwürfe und Beschreibungen von Arbeitsteams in diesem Buch vermißt werden; Simon kritisierte, daß die Jobbeschreibungen zu grob ausgefallen seien, dem Leser wird nicht klar, ob es Bezeichnungen oder Beschreibungen seien und durch den Reviewartikel-Aufbau des Buches seien außerordentlich viele Redundanzen vorhanden; Heyne wandte ein, daß der behauptete Zusammenhang aufgrund der empirischen Daten von Selbstkonzept und Gesellschaft nicht plausibel sei und Kerckhoff machte geltend, daß die negativen und positiven Effekte geschlechtsgemischter Arbeitsgruppen nicht angemessen berücksichtigt worden seien: zwar werde gezeigt, daß die Arbeitsbedingungen Effekte auf die Persönlichkeit haben, nicht aber, daß auch die Persönlichkeiten die Arbeitsbedingungen beeinflussen.

Da der gesamte Kongreß unter dem Thema »Alter und Geschlecht« angetreten war,

gab es natürlich viele Arbeiten zum Thema Frau, auch wieder so viele Arbeiten, daß frau/man nicht auf allen Hochzeiten tanzen konnte. Ich habe mir drei Themen herausgesucht: (1) Frau und Arbeitswelt, (2) Frau und Familie und (3) feministische Methodologie. Im Themenbereich Frau und Arbeitswelt wurden sehr differenzierte statistische Studien zu Beschäftigungsarten, Einkommen, Schwerpunkte der Frauenarbeit vorgestellt, überdies gab es eine Reihe von Arbeiten, die sich mit der Hausarbeit im kapitalistischen Produktionsprozeß befaßten. Viele Beiträge bezogen sich auf Rosabeth M. Kanter's These von der Diskriminierung der Frauen in geschlechtsgemischten Arbeitsgruppen, Arbeitsgruppen, in denen Frauen durch ihre »vereinzelte Stellung« unter die besondere negative Aufmerksamkeit der dominanten Gruppe (Männer) geraten.

C. Fuchs Epstein präsentiert eine Arbeit (Ideal and Real Roles) zur soziologischen Theorie der geschlechtsspezifischen Ungerechtigkeit. Sie zeigte, daß die emotionalen Anteile in Frauen-Rollen als kulturelle und soziale Investitionen hingenommen werden (sowohl auf der beruflichen wie auch auf der familialen Ebene), die aber nicht nur nicht entlohnt werden, sondern die die Kluft zwischen den Geschlechtern eher vergrößern, als daß die gegenseitige Abhängigkeit thematisiert wird. Zweitens werden von Frauen häufig die in der Hausarbeit angelegten Dimensionen auf die Berufsarbeit übertragen, z.B. sozial-emotionale Beiträge zum Betriebsklima; dieser Übertragungsvorgang ist bei Männern nicht feststellbar: Männer verhalten sich vielleicht in Restaurantküchen kompetent, was aber nicht notwendigerweise dazu führt, daß sie auch in ihren eigenen Küchen kompetent sind. C. Fuchs Epstein kam zu dem Schluß, daß Männer für ihr Handeln in der Regel feste Rahmen benötigen, während Frauen auf den Ebenen Beruf, Familie und Freizeit in der Lage sind, auch unstrukturierte Situationen zu meistern. Im Themenbereich Frau und Familie ging die Kritik einhellig in die Richtung: Der Beitrag der Frau sei in den meisten Forschungsrichtungen vernachlässigt; dann müsse gefragt werden, ob »Familie« überhaupt noch eine relevante Variable sei, denn es gäbe nicht nur eine große Anzahl nicht-vollständiger Familien, sondern durch Zusammenleben mit männlichen/weiblichen Partnern seien inzwischen ganz andere Anforderungen entstanden, so z.B. daß nur ein Teil in diesen Gemeinschaften die Erziehung der Kinder bestimmt usw. Im Themenbereich Feministische Methodologie wurde auf die ungelösten Probleme männlicher Verzerrungen in der Sozialforschung verwiesen. Als Forschungsthemen für die achtziger Jahre wurden Geschlecht und Klasse, Frauen in der Stadt- und Gemeindeforschung und sprachsoziologische Analysen des sexistischen Sprachgebrauchs benannt. Neuere Thesen zum Patriarchat (des Kaisers neue Kleider) werden weiterhin diskutiert, ebenso Publikationsproduktivität und die Rolle von Glamour und Beauty im Arbeits- und Heiratsmarkt der US-Gesellschaft. Erika M. Hoerning (Berlin/West)

### Die Zukunft der Fabrik

Produktionstechnisches Kolloquium, veranstaltet vom Fraunhofer-Institut für Produktionsanlagen und Konstruktionstechnik und dem Institut für Werkzeugmaschinen und Fertigungstechnik, Berlin/West, 5. bis 7. Oktober 1982

Als Sozialwissenschaftler fühlte man sich unter den ca. 1500 Ingenieuren und Managern in dunkelblauen und grauen Nadelstreifenanzügen im vornehme Sachlichkeit ausstrahlenden Saal des Congress Centrums verloren. In weichen Sesseln sitzend, in sanftes Licht getaucht, lauschten die Teilnehmer den Vorträgen der in gleißendem Licht am Rednerpult stehenden internationalen Top-Ingenieure und Top-Manager. Ihre Themenbereiche waren: Zukunftsmodelle der industriellen Produktion, Produktgestaltung mit integrierten CAD-Systemen, Maschinenintelligenz in zukünftigen Fabrikstrukturen und Wandel der Arbeitswelt durch Automatisierung. Im letzten Themenbereich waren auch Sozialwissenschaftler sowie die Arbeiter und ihre Vertreter angesprochen. Janzen (IG Metall)



referierte über »Die menschenleere Fabrik — Fortschritt für wen?«, Eidenmüller (Siemens) sprach über »Die Auswirkungen des technologischen Wandels auf die Fabrik«, Lutz (Sozialwissenschaftler) stellte neue Überlegungen zu »Arbeitsteilung und Qualifikationsstruktur bei automatisierter Fertigung« vor, Peters von der Katholischen Universität Leuven (Belgien) sprach über »Die Zukunft der Fabrik in den Entwicklungsländern« und Cook vom Massachusetts Institute of Technology (USA) hielt den Abschlußvortrag über »Die sozialen Folgen der Automatisierung — aus der Sicht des Technologen«. Schon die Reihenfolge der Referenten, wer auf wen antworten konnte, macht politische Prioritäten deutlich. So wies Eidenmüller die von Janzen vorgestellte Perspektive einer »menschenleeren Fabrik« als unzutreffend zurück und verwies auf den Strukturwandel der Arbeit in den Abteilungen »vor« der Produktion, durch den auch neue Arbeitsplätze geschaffen würden; die informationstechnischen Innovationen für die nächste Produktionsstufe seien sehr teuer; eine Arbeitszeitverkürzung daher nicht vertretbar. Er fand die einhellige Zustimmung der Teilnehmer. Ein Blick in das Teilnehmerverzeichnis belehrte, daß nicht einmal 2% Betriebsräte, Gewerkschaftsfunktionäre und Sozialwissenschaftler teilnahmen. Allein der horrende Preis von ca. 700,- DM war eine Hürde, die die von den Veränderungen betroffenen Arbeiter und Angestellten von einer Teilnahme fernhielt. Alle Vorträge lagen zu Beginn veröffentlicht vor, Diskussionen zu den verlesenen Vorträgen gab es nicht, eine allgemeine Diskussion war erst für den 5. Halbttag nach den beiden Vortragstagen vorgesehen.

Was vorgetragen wurde, ist für die gesamte gesellschaftliche Entwicklung der nächsten Jahre von zentraler Bedeutung: Es waren Berichte aus den Forschungslabors und Produktionsstätten, in denen die informationstechnische Revolution der Fabrikarbeit geplant, entwickelt und realisiert wird. Ganze Fabriken werden bereits auf der neuen automatischen Produktionsstufe gebaut, wobei alle Prozesse, von der Konstruktion bis zur Produktkontrolle, vom Auftrag bis zur Auslieferung und Rechnungslegung, über ein integriertes EDV-Informationssystem miteinander vernetzt werden. Spur, der Leiter der beiden veranstaltenden Institute, spricht von der Fabrik als einem System, dessen Elemente Rechnerintegration, Intelligente Operationssysteme, Kommunikationsnetze, rechnerunterstützte Konstruktion und Informationsverarbeitung, Simulationssysteme, Bearbeitungssysteme, Robotersysteme und Montagesysteme sein werden. »Der Begriff Maschinenintelligenz wird hier als strukturprägende Kategorie produktionstechnischer Entwicklung eingeführt.« Er definiert sie »als das Vermögen einer Arbeitsmaschine ..., die Prozeßführung den sich ändernden Einflußparametern und Strukturen anzupassen.« Viele Fertigungssysteme seien sehr komplex gebaut und ließen sich meistens nicht analytisch beschreiben. Daher sei Erfahrung und umfangreiches Fachwissen von Spezialisten für die Lösung komplexer Fertigungsaufgaben nötig. Durch die Informationstechnik ließen sich in Analogie zu menschlichen Experten »Expertensysteme entwickeln, die als akkumulierte Wissenszellen die Fähigkeit haben, Entscheidungen zu fällen, die Problemlösungen herbeiführen.« Durch Verkopplung könnte sich »das produkt- und funktionsorientierte Wissen des Konstrukteurs mit dem fertigungstechnisch orientierten Wissen des Arbeitsplaners durchdringen«. Eine Integration von Wissen und Erfahrung fände statt, und eine »Intelligenzverstärkung« der Arbeitenden sei möglich, indem mit Hilfe der »produktionstechnischen Expertensysteme« »Kenntnisse und Wissen auf logische Zusammenhänge überprüft, kombiniert und daraus neues Wissen und neue Erkenntnisse abgeleitet werden«.

Erkennbar wird ein neuer Schub der Vergesellschaftung der menschlichen Arbeit. Ein zentraler Vorgang ist dabei anscheinend die Vergesellschaftung der individuellen Erfahrungen, des individuellen Wissens, sie werden — zumindest potentiell — allen zugänglich, alle können sie zur Problemlösung heranziehen, können sie zur Erarbeitung neuer Erkenntnisse benutzen. Spur ahnt die darin schlummernden Potenzen eines radikalen

Umbruchs in der gesellschaftlichen Arbeit und darüber hinaus in den sozialen Verhältnissen. Er spricht das understatementhaft aus: »In seinen gesellschaftlichen Auswirkungen überragt die gegenwärtige informationstechnische Innovation allerdings die vorhergehenden Innovationen« (Dampfkraft, Mechanisierung). Er denkt »Modelle neuer Produktionsformen« voraus, in denen automatische Fertigungsinseln, untereinander und mit der zentralen Rumpffabrik durch Kommunikationsnetze verbunden, unmittelbar am Wohnort der Maschinenbediener installiert werden. Diese Inseln könnten von einzelnen Arbeitern oder Arbeitergemeinschaften betrieben werden. Auch könnten Hausbüros eingerichtet werden. Neben der Installierung überbetrieblicher Kommunikationsnetze und ihrer Vernetzung mit den innerbetrieblichen Informationssystemen müßten noch automatische Transportsysteme für den Materialfluß aufgebaut werden, die Technologie sei dafür entwickelt. Den Arbeitern und ihren Familien böte das viele Vorteile: mehr Freizeit, größere Familiennähe, Wiedereinführung der Mehrgenerationenfamilie, Verbreitung technischer Kenntnisse auf der Ebene der Familie und Motivation für den Nachwuchs, weniger Arbeitslose und vieles andere mehr. In der Unternehmensorganisation schlägt er eine Trennung von kapitalintensiven Produktionsstätten, die Eigentum mehrerer Unternehmer sein könnten, und Unternehmen ohne eigene Fertigung vor, die »Träger des Produkt- und Marktwissens sind«. Beide könnten marktwirtschaftlich z. B. durch eine »Auftragsbörse« verbunden werden.

Wenngleich die Denkmodelle von Spur noch nirgends modellhaft aufgebaut worden sind, so werden doch einige Aspekte bereits heute, wie einige der Vorträge zeigten, in der »Planung neuer Automobilwerke«, beim »Aufbau automatisierter flexibler Produktionseinrichtungen«, im »Kabelwerk der Zukunft« in neuen Fabriken realisiert. Lutz versuchte dazu von der sozialwissenschaftlichen Seite aus deutlich zu machen, daß die in den Planungsbüros häufig verbreitete Vorstellung einer fertigungstechnisch determinierten Arbeitsplatzstruktur falsch sei. Vielmehr seien mit »technisch hochentwickelten Fertigungssystemen sehr verschiedene Personalstrukturen vereinbar«. Seit etwa Mitte der 70er Jahre sei eine »Anlagenbesatzung«, die »moralisch als qualifikationshomogen bezeichnen könnten«, betriebswirtschaftlich »deutlich vorteilhafter« als ein Strukturtyp, der »durch ausgeprägte Qualifikationspolarisierung und starke, insbesondere vertikale Arbeitsteilung« gekennzeichnet sei. Die Arbeitsorganisation und die »Mensch-System-Beziehungen« sollten daher neu strukturiert werden. Gerhard Zimmer (Berlin/West)

### **Zukunft der Frauenarbeit**

Frauentagung in Bielefeld, 4.-6.11.1983, veranstaltet von einer Initiativgruppe des autonomen Frauen- und Lesbenreferats (Uni Bielefeld) mit Unterstützung des Vereins für sozialwissenschaftliche Forschung und Praxis für Frauen e.V.

Tagungsort: Utopia im Nebel. Stahl, vor allem Beton und Glas. Parkhäuser schubladenartig bis in unmittelbare Nähe des Foyers. Nahezu klassizistischer Aufgang — breite riesige Treppe. Eintritt in die steinerne Stadt des Puddingkönigs. Beschilderung verwirrend, das Ganze gegliedert in Straßenzüge. Die Sparkasse am Sonnabend geschlossen, aber Geld per Automat auch am späten Abend. Der Supermarkt preist Kekse im Sonderangebot an. Inmitten ein griechisches Restaurant — Knoblauchdöle laden zum Eintreten, erst auf den zweiten Blick ist es ungemütlich, teuer. Die Aula, fast ein Amphitheater, riesige Entfernungen, drüben sitzen doch irgendwo Berliner Frauen; inmitten ein seitliches Halbbrund der Rednerinnen.

Wer wollte, konnte sich gut auf den Kongreß vorbereiten. In zwei Büchern waren die »einschlägigen« Thesen bereits veröffentlicht. Nachteilig an einer solchen Praxis ist vielleicht, daß »nur« die schon bekannteren (unter den »Vereins-« Frauen) ihre Stimme vorher erhoben (erheben konnten?) und eben viele der 36 Referentinnen ihre Themen erst

hier einbringen mußten. Die Eröffnungsveranstaltung mit ca. 800 Teilnehmerinnen war eine vielstimmige Beschreibung der Gewalt gegen Frauen im Weltmaßstab, ihre »strukturelle Zwanghaftigkeit«, wie C.v. Werlhof es auf einen Begriff brachte. Daß aus den Opfern Täterinnen werden müßten, war die Hauptbotschaft, der Begriff Komplizenschaft fiel und daß die Untermauerung der Herrschaft durch Frauen im Bündnis mit Männern ein Ende haben müßte. So sehr sich die Liste der Gewalt verlängert, wenn von den zerschmetzelten, durch Vergiftung zu Tode gebrachten, geschlagenen, vergewaltigten, sexuell »angemachten« Frauen die Rede ist und unentwegt von der Dritten in die Erste und Zweite Welt gesprungen wird, es verliert sich doch der Maßstab für Eingriffsmöglichkeiten und Gegenmaßnahmen. Darum aber sollte es gehen.

In einem weiteren Beitrag wurden wir alle zu Hausfrauen erklärt: Jede ist es, es gibt kein Entrinnen, selbst die Superfeministin, die sich in die hinterste Nische verkrochen hat, ist eine. Hausfrau: das ist dienstbar zur Verfügung stehen, und im Kapitalismus müssen die Frauen alle mit bezahlter und unbezahlter Arbeit (sprich den weiblichen Tugenden) zur Verfügung stehen.

Gegen den übermächtigen »Männerbund«, worunter alle Zusammenschlüsse von Männern erfaßt wurden, sollte ein »Frauenbund« gegründet werden. *Maria Mies* — und das hörte sich nach 15 Jahren Frauenbewegung und den Fragen der Einheit und Einheitlichkeit auch merkwürdig an — plädierte für ein kritisches Solidaritätsverständnis unter Frauen. Danach sollte als einheitsstiftende Grundlage nicht mehr (?) das Frau-Sein genommen werden, sondern den neuen Bezugspunkt sollte die »kämpferische« und kämpfende Frau bilden. *Claudia v. Werlhof* suchte den Frauenbund in konkreten Aktionsformen zu fassen, witzig vorgestellt, unterbrochen von eigenem hexischem Gelächter: das Lachen an der falschen Stelle, das Lächerlichfinden der Männer mit ihren Raketen und anderem »Schrott«, die Spielregeln brechen, gegen die eigene Sklavenmentalität die Angst in Wut wenden, die Männer als Beleidigung für Geist und Körper fassen, begreifen, daß die Männer nicht die Welt seien, sondern »Einbahnstraßen«. Die erste Annäherung an den »Frauenbund« erwies sich zunächst als nicht-organisierte, auch vereinzelt durchführbare Anti-Männer-Strategie.

Klassisch-marxistische Themen wie Arbeit und Ökonomie kritisch feministisch ohne Marxismus zu behandeln, gefährdet mögliche Perspektiven und Handlungsaufforderungen. Die Frauen der Zeitschrift »Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis« waren vor fünf Jahren mit dem Anspruch angetreten, eine »umfassende Gesellschaftstheorie« (vgl. Heft 1) zur Frauenfrage zu erarbeiten. Gerade in der Hausarbeitsdebatte suchten sie die marxistischen Kategorien kritisch zu erweitern (vgl. dazu S. Pohl in *Das Argument* 140). Diese Ansätze — so belegen ihre Beiträge auf dem Kongreß — scheinen sie aufgegeben zu haben. Die Frauenredaktion im *Argument* begründete sich mit der Einschreibung des Feminismus in den Marxismus, es fehlten marxistische Theoretisierungen der weiblichen Praxen, also auch Befreiungsvorstellungen und -strategien; wir woll(t)en dies nachtragen und stießen auf Kritik bei den *Beiträge*-Frauen, die — da sie dasselbe Unterfangen anzielten — uns nicht kooperativ fanden. Auseinandersetzungen um die besten Wege und Mittel in beiden Zeitschriften wären sicherlich nützlich und weiterbringend.

Einen ganzen Tag lang diskutierten die Frauen in themenzentrierten Arbeitsgruppen. Exemplarisch geben wir einige Berichte.

»Sind heutige kollektive Lebens- und Produktionsformen eine Alternative für Frauen?« fragte *Claudia v. Werlhof*. Wir leben in einer gewaltigen und weltweiten Krisensituation, in der, wie schon öfter in der Geschichte, die Lebensverhältnisse radikal verändert werden: Die Lohnarbeit nimmt ab, die Kleinfamilie löst sich auf (»sowieso«) und die »Durchkapitalisierung« des Lebens geht in die »letzte Phase«. Die alternativen Projekte haben die Funktion, Produktionsmittel und Arbeitskräfte zusammenzuziehen und

den Wert der Arbeitskraft zu drücken. Zudem reproduzieren sie geschlechtsspezifische Arbeitsteilung und die Struktur der Kleinfamilie, wie es die Kibbuzim in Israel und die Großfamilien in China auch tun. Frauen sind weltweit in derselben Lage: Ihre Gebärfähigkeit ist Ursache ihrer Unterdrückung — die Kontrolle über Menschenproduktion haben Staat, Kapital, Männer. Wir müssen sie uns (zurück)holen, wie Herero-Frauen in der »Dritten Welt« die Verfügung über unsere Gebärfähigkeit zur gesellschaftlichen Macht ausbauen. Wir müssen die Entwicklung herumreißen, weil wir »die Objekte dieser letzten Phase« sind, »als einzige noch lebendig« (zusammen mit den Gastarbeitern sind wir noch nicht »ganz durchkapitalisiert«), »zur untersten Klasse gemacht«, wo jetzt auch unser Leben mehr und mehr durchkapitalisiert wird: »Gebärmaschinen«, Haushaltsmaschinen, Heimcomputer, Leihmutter, Genmanipulation. — Claudia v. Werlhof förderte so mit ihren Beiträgen eine Aufbruchstimmung irgendwohin. Der Aspekt des Weltweiten fand keine Verankerung in der Diskussion, weil in der ununterschiedenen Front der Gegner und Bedrohungen kein Eingriffspunkt greifbar wurde. Diskutiert wurde, ob wir Kinder kriegen sollen oder keine, wie wir aus den Erfahrungen in Frauen(gesundheits)zentren und mit der Parole »Mein Körper gehört mir« lernen können — Frauen aus solchen Zentren berichteten vom Scheitern der Bewegung — und daß es uns nicht genügen darf, beliebig Widerstandsformen im Alltag zu proben und zu verbreiten.

»Wir brauchen autonome, international vergleichende und differenzierte Aussagen über die Auswirkungen der neuen Technologien auf Frauen und ihre Chancen. Und wir werden nachdenken müssen, mit wem wir uns zusammentun können ... In diesem Sinne scheint mir ein Dialog zwischen 'Feministinnen', Gewerkschafter/innen, Grün-Alternativen und Sozialist/inn/en eine Frage der Gegenwart und der Zukunft zu sein.« So endete Ilse Lenz ihren Beitrag zur Arbeitsgruppe »Frauenarbeit im Büro — Neue Technologien. Der Einfluß der Mikroelektronik auf Frauenarbeit hier und in der Dritten Welt« (nachzulesen in: beiträge zur feministischen theorie und praxis 9/10 1983, 88). Nach der Arbeitsgruppe habe ich ein dickes Ausrufezeichen neben diese Sätze gemalt, denn die meisten der rund 60 Frauen, darunter Sekretärinnen, sahen den technologischen Entwicklungen mit Angst und Abwehr entgegen. Sie berichteten über ihre Erfahrungen mit Bildschirmarbeit, über Gesundheitsschäden, veränderte Kommunikationsstrukturen und Arbeitslosigkeit. Ehemalige Sekretärinnen, arbeitslos gemacht, gründeten eine GmbH, schafften sich einen Terminal an und schreiben jetzt als Selbständige weiter für die Uni Bielefeld — ob aber die Heimcomputer kommen oder nicht, war umstritten. Die Frage von Ilse Lenz, wie können wir verhindern, daß Frauen hier und in der Dritten Welt bei der Einführung und Ausbreitung der Automation als »technische Lückenbüßer« eingesetzt werden, ließ uns ratlos. Konkrete Handlungsvorschläge waren der berühmte Kaffee in den Computer und Boykott (z.B. der Scheckkarten-Automaten), die eine psychische Abwehrhaltung gegenüber arbeitsplatzfressender Technologie im Alltag anerkennen sollen. Diese Vorschläge fanden breite Zustimmung, konnten aber keine Zukunftshoffnungen wecken. »Ich kündige«, sagte eine Schreibkraft, die nicht mehr am Bildschirm arbeiten will, »und bin dann hoffentlich nicht mehr vermittelbar.« Strategische Überlegungen einzelner Frauen endeten da, wo schon Ilse Lenz' Artikel geendet hatte: mehr Wissen, mehr Forschung, Vernetzung. Und: Wie können Technikerinnen und Sekretärinnen zusammenarbeiten, sich überhaupt alle Betroffenen informieren und koordinieren? Wie verhindern wir, daß unser Widerstand hier über den ausbeuterischen Technologietransfer auf den Rücken der Frauen in der Dritten Welt ausgetragen wird?

Trotz der Größe des Audi-Max und der Menge von ca. 600 Frauen war die *Abschlußveranstaltung* produktiv und spannend. Zügig berichteten die Arbeitsgruppen von Kampagnen, Strategien, Aktivitäten, die sie als Politikvorschläge eronnen hatten: gegen Sexismus die Veranstaltung eines Tribunals; Konsumboykott und die Wiedergewinnung der eignen Subsistenzfähigkeit; Eheboykott und Verweigerung der Schulaufgabenauf-

sicht; Forderung nach Quotierung der Männerberufe, Einrichtung von Ausbildungsplätzen für Mädchen in feministischen Projekten; Alltagswiderständigkeiten (wie das Lachen an der falschen Stelle); Zusammenarbeit zwischen den autonomen und gewerkschaftlich organisierten Frauen solle und müsse gestärkt werden.

»Frauen, vernetzt Euch!« war der allgemeine Tenor. Verblüffung wohl auf allen Seiten, als die verschiedenen Vernetzungsaktivitäten offenkundig wurden: Netzwerke in Süd und Nord, regional und landgebunden, Bereiche (Wissenschaften) wie Pädagogik hatten sich zusammengefügt, gemeinsame Finanzierungsmöglichkeiten von Projekten waren bereits erprobt (Goldrausch Berlin). Die Diskussion um den *Frauenbund* war diffus und kontrovers. Galt es wirklich, wie A. Schwarzer ankündigte, Abschied zu nehmen von den Alltagsveränderungen, der »kulturellen Revolution«, der Entselbstverständlichung sexistischer Strukturen und nun »den« Feminismus in »richtige« Politik zu übersetzen? Es herrschte eine aufgeregte, angespannte Stimmung, als die Diskussion sich um die *Form* der gemeinsamen Politik zentrierte. Es fehlte an Maßstäben: Was gäbe man auf, gründete man einen Frauenbund, und was könnte er sein? Sollten Frauenforderungen an fortschrittliche Organisationen/Parteien wie die »Grünen«, die SPD delegiert werden, sollten die Frauen selbst ins Machtzentrum Parlament, und wenn ja, wie könnte dabei verhindert werden, daß die Alltagskämpfe gegen die große Politik ausgespielt würden? Frauen- oder Weiberräte waren ein Vorschlag, eine eigenständige Frauenliste ein anderer. Nichts scheint sich gegenseitig auszuschließen, aber unbearbeitet ist auch, welche Organisationsform wo und wie eingreift. Es ist immer noch eine Hemmschwelle für Frauen, die Machtfrage zu stellen. Zu gewaltig scheinen die männerdominierten politischen Organisationen, also auch die vorfindlichen Strukturen in ihrer Festigkeit. Wie stark müssen Frauen sein, wenn sie hier etwas ändern wollen?

Die Frage der Politik-Form braucht eine eigene ausführliche Behandlung, darin waren sich die Frauen überwiegend einig, als sie dem Vorschlag zustimmten, einen Kongress mit dieser Frage für das kommende Jahr zu planen (Kontakt: Margret Lüdemann, Lutterothstraße 4, 2000 Hamburg 19).

Waren wir zu Beginn des Kongresses fast ein wenig entmutigt ob der aussichtslosen Situationen, in denen Frauen in aller Welt leben (müssen), steckten wir auf der Rückfahrt schon in Plänen und Überlegungen, was alles jetzt getan werden kann und muß, und erinnerten uns der Frauenmassen als einer Stärkung — letztlich war keine darunter gewesen, die nichts mehr wollte.

Kornelia Hauser, Margret Lüdemann (Hamburg)  
Hannelore May, Gaby Mischkowsky (Berlin/West)

### »Wollen wir immer noch alles? Frauenpolitik zwischen Traum und Trauma?« 7. Sommeruniversität, Berlin/West, 3.-8.10.1983

Die Sommeruni ist ein »bewegtes Stück Geschichte« (Programmbuch), ein Zentrum der sonst dezentralen Frauenbewegung. Fast immer sind die Veranstaltungen eine Mischung aus Bestandsaufnahme und Lancierung neuer Fragen, Aufgaben. Schon der allgemeine Titel zielte diesmal auf unmittelbar Politisches; in den Veranstaltungen zog sich als roter Faden die Frage nach politischen Eingriffsmöglichkeiten durch: Wie ist die eigene Hilfslosigkeit (oder das Unvorbereitetsein) angesichts von ökonomischer Krise, CDU-Regierung und Kriegsgefahr in Politik zu wenden? Fünf Tagesschwerpunkte gab es: Frauenerwerbslosigkeit, Frau ohne Politik — Politik ohne Frau, Reizwort Krise, Spiritualismus, Familienpolitik. Mein Bericht geht nur zu dem Politik-Tag. An ihm fanden Großveranstaltungen zu den Strängen »Frauenbewegung ohne Politik« und »Friedenspolitik von Frauen« statt.

*Dorothea Brockmann* (eine Hochschullehrerin aus Bremen) setzte sich vor ca. 700 Teilnehmerinnen kritisch mit den »Perspektiven von Autonomie und Gleichberechtigung« auseinander.

gung« auseinander, um am Ende festzustellen, daß die Frauenbewegung eine »Politik des feministischen Reduktionismus« betreibe. Autonomie, früher ein Begriff, der den Aufbruch und die gemeinsame Perspektive von Frauen umschrieben habe — werde heute dazu benützt, ein spalterisches Aus- und Abgrenzen zu betreiben. Die Frauen blickten auf alles, was außerhalb der selbstgeschaffenen Räume sich tue, wie auf eine andere Welt; so sei es u.a. möglich gewesen, daß, von ihnen selbst unbemerkt, feministische Gedanken in die grün-alternativen Listen und in die Friedensbewegung Einzug hielten. In »ihrer« Frauen-Welt stellten sie durch Polarisierungen und Prinzipien eine spezielle Ordnung her: lesbisch gegen heterosexuell, »bi« sei Betrug, Karriere bedeute Verrat, Mütter seien gegen Nicht-Mütter gestellt usw. Die autonome Frauenbewegung leugne die Verantwortlichkeit der Frauen für den Lauf der Weltgeschichte und überlasse die Veränderung der Zustände denen, die sie für die Verursacher halte. Frauen zeigten »Friedensliebe« als weibliches Prinzip und Unschuldsbeweis. D. Brockmann forderte Respektlosigkeit und Einmischung in alle gesellschaftlichen Bereiche.

Daran anknüpfend, sprach *Sybille Plogstedt*, ebenfalls im vollen Hörsaal: Sie fragte: »Ist die Krise eine der Frauenbewegung?« und schickte voraus, daß ihre Kritik vom Standpunkt eines solidarischen »Wir« geführt werde, sie selbst sei darin eingeschlossen. Sie sprach gegen eine dauerhafte »Einrichtung in Radikalität«, alles müsse neu durchdacht werden. In den verzettelten Gruppen der Frauenbewegung werde vergeblich mal nach der Autonomie, mal nach dem feministischen Anspruch, mal nach der Bewegung gesucht. Sie konstatierte, daß es keine Dreieinigkeit von Feminismus, Autonomie und Frauenbewegung (mehr?) gebe — die Suche nach einer solchen Einheit verhindere die notwendige Verbreiterung und Offenheit der Frauenbewegung. Kontakte mit SPD und Gewerkschaftsfrauen müßten verbindlich hergestellt werden. Obwohl das Zerstreute der Bewegung eine ihrer Stärken sei, weil nicht leicht zu vereinnahmen, und der Widerstand sich überall und an allen Punkten rege, überwiege doch der negative Aspekt des Spontaneismus, der ein gemeinsames, auf gemeinsame Ziele gerichtetes Handeln eher verunmögliche. Gegen die sich auch hinterrücks durchsetzenden Spaltungen und Ausgrenzungen schlug sie die Bildung eines Frauenrates vor, einem Zusammenschluß aller feministischen und Frauenbewegungsgruppen. Die Mitglieder sollten gewählte Delegierte sein, durchschaubare demokratische Mechanismen sollten die Teilnahme aller Gruppen ermöglichen. (Daß es gerade solche Prinzipien waren, die die Frauenbewegung davon abhielten, sich einen oder viele feste Organisationsrahmen zu geben, und daß das Problem von Basis und Delegierten keineswegs gelöst ist, ließ S. Plogstedt aus.) Plogstedt forderte auch eine *theoretische* Auseinandersetzung um die Möglichkeiten ihres Vorschlags. Sie hatte eine Frauenpolitik-Form zur Diskussion gestellt, es muß also noch um die Weise des Politik-Machens gehen, um die Frage der »Linie« eines solchen Rates und wie sie zustandekommen kann, ohne daß die Spaltungstendenzen zunehmen.

Mit der Diskussion um parlamentarische Frauenpolitik schloß *Ulla Naumann* (eine Berliner Psychologin) an. Wie schon im Jahr davor stellte sie die »Frauenliste« vor. Von den ca. 50 anwesenden Frauen sprachen zwar einzelne von ihrem Interesse, »in die Politik« zu gehen, aber wie eine Liste aus den Projekten und Gruppen konkret gebildet werden könnte, blieb unbenannt. Ein positives Echo fand ihr Aufruf bei Frauen aus sozialistischen Frauengruppen.

Die abendliche Podiumsdiskussion kündigte an, daß über eine gemeinsame, »frauenidentische Politik«, die »wirksam auf die politische Machtkonstellation Einfluß nehmen kann«, beraten werden solle (aus dem Programmbuch). Es waren Partei-, Gewerkschafts- und Friedensfrauen (vor allem aus dem Frauencamp im Hunsrück) aufs Podium geladen. Die anvisierte Diskussion um langfristige, auch theoretische Probleme und Perspektiven von Frauenpolitik mußte dann jedoch einem Schlagabtausch über Aktivitäten gegen die Raketenstationierung weichen. Außerparlamentarische Sofort-

maßnahmen wie Blockieren, Fasten, Campen usw. waren von aktuellem Interesse; parlamentarische Strategien schienen zu wenig radikal und wirksam an dem Punkt, wo viele jetzt und sofort etwas zu verhindern suchten. Die zuvor kritisierten Prinzipien und Ausgrenzungsstrategien wurden von den sich bekämpfenden Berliner und westdeutschen Friedensgruppen wieder sicher gehandhabt, um über »falsche« und »richtige« Maßnahmen zu urteilen. Ob die aktuelle »Raketenangst« einen Blick auf mögliche Politik nach dem »Tag X« (der Stationierung) verunmöglichte oder ob die abstrakte Forderung nach dem Weitblick und der Aufgabe von Prinzipien an jeder andren inhaltlichen Auseinandersetzung auch gescheitert wäre, ist für mich offengeblieben.

Eine Kritik an der Diskussionsweise der ca. 3000 Frauen an der Sommeruni kam von jüngeren Frauen und solchen, die sich in den Traditionen der Berliner »Szene« weniger auskannten: Es wurden wenig Versuche des Verallgemeinerns von »Berliner Verhältnissen« über die Stadtgrenze hinaus gemacht, ob dies bei den Veranstaltungen über die Finanzierbarkeit von Alternativprojekten war oder wenn es eben darum ging, in allgemeine Diskussionen eine Transparenz darüber zu bringen, welche der lange gehegten Streitpunkte oder Aversionen der Berliner Szene eine überregionale inhaltliche Debatte überlagerten.

Sabine Zürn (Hamburg)

### **Covegno di Studi su Ingeborg Bachmann**

Österreichisches Kulturinstitut, Istituto Italiano di Studi Germanici, Goethe-Institut Rom. Rom, 17.-19. Oktober 1983

Die Tagung aus Anlaß des 10. Todestages von I. Bachmann fand statt in der Woche der internationalen Widerstandsaktionen gegen den mit der Raketenstationierung in greifbare Nähe rückenden Atomtod. Das hätte Anlaß sein können, die radikal kulturkritischen Aspekte im Werk der Dichterin herauszuarbeiten. H. Höller (Salzburg) deutete diese in einer Bestandsaufnahme neuer Fragestellungen an mit den Stichworten: »Frauenproblematik«, »Krieg und Frieden«, »Todesarten« und »Gewaltgeschichte«. Neue Erkenntnisse zu diesen Problemkonstanten ließen auf dieser Tagung jedoch ebenso auf sich warten wie die von P. Chiarini (Rom) in seinem Einleitungsreferat geforderte Erforschung des Zusammenhangs zwischen letzten Gedichten und später Prosa und der Neuartigkeit des »linguaggio gestuale«. Auf der von österreichischen und italienischen Germanisten dominierten Tagung herrschten herkömmliche, rein inhaltliche Einfluß- und Motivuntersuchungen vor, und die rituelle Wiederholung immer gleicher Bachmann-Zitate und -Paraphrasierungen rief zeitweise die Vorstellung eines Totenkultes hervor. Die gegenwärtig vor allem aus der Frauenbewegung an das Werk I. Bachmanns formulierten Fragestellungen waren mit Ria Endres (Frankfurt) und ihrer vordergründig bleibenden Geschichte des Undine-Motivs nur sehr unzureichend repräsentiert. (Die angekündigte Christa Wolf war nicht gekommen.)

AGs gab es nicht, statt dessen bis zu 3 1/2 Stunden Referate (ohne Pause), oft ohne jeglichen thematischen Bezug untereinander. Die Referate von R. Pichl (Wien), K. Bartsch (Graz) und Maria Mandalari (Mailand), die sich auf das Motiv der »Grenze« und ihrer Überschreitung bezogen, waren auf alle Tage verteilt. Diskussion kam nur sehr zaghaft auf.

H. Höller bestimmte den Ausgangspunkt für ein »neues Verständnis von I. Bachmanns Werk« durch den Begriff einer diskontinuierlichen Katastrophengeschichte. Ebenso wie bei W. Benjamin liege hier ein radikaler Bruch mit einem kontinuierlichen Geschichtsbegriff vor. Das Werk sei von Anfang an der Versuch der Bewältigung traumatischer Erfahrungen und des durch sie konstituierten Wiederholungszwangs im Schreiben. Von hier aus versuchte er, ihre Poetik zu rekonstruieren als »Dichtung der inneren Biografie« der »zerstörten Kreatur«. Wenn allerdings das Moment der Erinnerung

als Suche nach dem »Anfang« der Zerstörung mit I. Bachmanns Dichtungsverständnis gleichgesetzt wird, droht u.E., dessen Reduktion im Sinne einer Psychologie, die doch wieder von einer kontinuierlichen Subjektgeschichte ausgeht. Die von Höller zitierte »Geschichte im Ich« ist für I. Bachmann gerade nicht poetisierte Biografie, sondern ein Stadium in der Zerfallsgeschichte des Ich in der modernen Dichtung (vgl. Werke IV, 230, 235).

Noch eindeutiger erlag K. Bartsch (Graz) der Gefahr psychologisierender Reduktion von I. Bachmanns später Prosa auf die Artikulation individueller Leiderfahrungen. Indem er, einem Verweis, auf J. Améry's Folter-Essay in »Drei Wege zum See« folgend, die Parallele im Gewaltbegriff beider Autoren aufwies, versuchte er zugleich, die Problematik der »Todesarten«, des »täglichen Faschismus« und des Patriarchats in der späten Prosa aus der unmittelbaren Erfahrung der Protagonistinnen, die Opfer männlicher Gewalt sind, zu begreifen. Dies ist aber u.E. zu kurz gegriffen: Die »Wahrheit individueller Leiderfahrung« liegt bei I. Bachmann gerade nicht in der Opferexistenz der Frauen. Vielmehr wird dieses Selbstbild in ihrem Werk als »Denken, das zum Sterben führt« in Frage gestellt. Der Hinweis auf *strukturelle* Gewalt in engstem Zusammenhang mit Sprache fehlte in allen drei Referaten zum »Grenze«-Motiv.

F. Cambi (Pisa) und D. Eckert (Wien) stellten in ihren Referaten zum philosophischen Kontext übereinstimmend fest, daß I. Bachmann trotz ihrer Kritik an Heidegger in ihrem Werk an ihn anknüpft — vor allem an seine Kritik des »Geredes« und an seine späte Konzeption der Spracherneuerung. Während Eckert jedoch ihr Werk als »Beispiel« der Heideggerschen Gedanken sah, arbeitete Cambi heraus, daß I. Bachmann die Heideggersche »Metaphysik der Krise« in einer Widerstandshaltung zu überwinden suchte.

Die einzige formale Untersuchung wurde von A. Gargano (Rom) vorgenommen, die die Gemeinsamkeiten in den Werken von Christa Wolf und I. Bachmann in der Infragestellung des auktorialen Erzählers und im Aufgeben der epischen Linearität zugunsten einer kreisförmigen Erzählform sah. Das Tagungsthema »Keine neue Welt ohne neue Sprache« wurde zwar oft zitiert, von der tatsächlich neuen Sprache und Form im Werk I. Bachmanns aber kaum gesprochen.

Gudrun Kohn-Waechter(Berlin/West) und Rita Svandrlik (Florenz)

### **Das Unheimliche an der Realität**

3. Symposion Psychoanalyse — Literatur — Literaturwissenschaft an der Gesamthochschule Kassel, vom 11.-13. November 1983

Der im Titel formulierte Anspruch der Interdisziplinarität von Psychoanalyse, Literatur und Literaturwissenschaft, den ja auch der Bezug auf Freuds berühmten Artikel »Das Unheimliche« von 1919 nahelegt, fand in den Einzelvorträgen allerdings wenig Niederschlag. Allzu unvermittelt standen Beiträge, die das psychoanalytische Instrumentarium als Interpretationsmethode benutzten, neben solchen, die sie als generelles Erklärungsmodell menschlichen Sprechens und Handelns betrachteten, so daß auch in der Abschlußdiskussion Pietzckers emphatische Formulierung von der Psychoanalyse als »Aufklärungswissenschaft«, die befähige, »Autor des eigenen Lebens zu sein«, ebenso als Glaubenssatz akzeptiert werden konnte, wie Kittlers völlige Aufgabe der Subjektkategorie, die das Subjekt nur noch als Effekt von »Zitatcollagen« (Rusterholz) betrachten kann. Die spannende These von der Sprache als »Übergangsobjekt« zwischen der inneren und der äußeren Realität konnte so nicht auf diese beiden grundlegenden Positionen bezogen werden.

Am naheliegendsten ist es natürlich, Freuds Text über das »Unheimliche« mit der Romantik in Beziehung zu setzen: J. Hienger (Kassel) entwickelte dementsprechend in sei-



nem Beitrag die allmähliche Domestizierung des Unheimlichen von E.T.A. Hoffmann bis hin zu den zu den Märchenalmanachen Wilhelm Hauffs. Alfrun von Vietinghoff-Scheels (Gießen) Vortrag »Es gibt für Schnee keine Bleibe. Trauma-analoge Literaturdeutungstheorie als Beziehungsanalyse von Text und Leser am Beispiel von Franz Kafkas 'Schloß'« versuchte, die Prozesse der Übertragung wie der Gegenübertragung auf den Leseprozeß anzuwenden. Ihre außergewöhnlich offenen Schilderungen sehr privater Erfahrungen an und mit Kafkas Text fanden zwar die Anerkennung der Teilnehmer und führten zu sehr widersprüchlichen Einschätzungen im Auditorium, loteten aber die Reichweite ihres Ansatzes nicht aus. Ingrid Riedel, die einzige Vertreterin der Jung-Schule unter den Referent(inn)en, thematisierte »Das Unheimliche an der Realität im Spiel der Traumtexte von Ingeborg Bachmanns 'Malina'« und gelangte zu einer außerordentlich genauen und einfühlsamen Textanalyse, die offensichtlich im Zusammenhang einer langjährigen intensiven Beschäftigung mit den Texten und der Person Ingeborg Bachmanns steht. Anhand von Klaus Hoffers »Bei den Bieresch« verfolgten Ulla Haselstein (Konstanz) und Joachim Perner (Kassel), »Was im Text umgeht — Über das Unheimliche an der Sprache«, das ständige Zurückweichen eines diskursiv faßbaren Sinns bis hin zur völligen Auflösung jeder Bedeutungsstruktur.

Einen epochenübergreifenden Zugang zum Unheimlichen und zu den damit aufs engste verbundenen (von Freud als durch Verdrängung motivierte Ich-Spaltung begründeten) Doppelgängermotiv sollte F.A. Kittlers Referat »Romantik — Psychoanalyse — Film: ein Doppelgängermotiv« eröffnen. Ihm kam es vor allem auf die Infragestellung subjektiver Identität in und durch literarische Produktion an: »Der Doppelgänger entsteht am Schreibtisch«, ist ein intellektuelles Arrangement, das dem Leser Leerstellen und Identifikationsmöglichkeiten anbietet. Läßt sich diese These von der Romantik über Maupassants »Lui et moi« bis hin zu Baudelaire (der seinen Leser als »Hypocrite lecteur, mon frère, mon semblable« anredet) verfolgen, so eröffnen der Film und die Entwicklung der Verkehrsmittel vom Beginn des 20. Jahrhunderts an ganz neue Perspektiven auf das »zerstückelte Ich«, die die Möglichkeiten der Kontrolle und der Überführung ins Unermeßliche steigern: »Die Seele wandert — wie ein Doppelgänger — in die Filmstudios« — und die Literatur entwickelt eine neue Phantastik, die sich nicht mehr an Figuren orientiert, sondern an der écriture automatique, am Eigenleben der Wörter und Buchstaben.

In ähnlicher Weise versuchte Carl Pietzcker (Freiburg), literarische Sujets, künstlerische Produktionsformen und technische Entwicklung aufeinander zu beziehen. Das »Unheimliche an der Realität von Atomkraftwerken und Völkerverteilungsmitteln« widersetzte sich aber offensichtlich den Freudschen Kategorien (und den Bemühungen des Referenten). Zum einen scheint die atomare Bedrohung nicht mit der Kategorie des Unheimlichen, wie Freud sie expliziert, faßbar, zum anderen ist die Frage, warum die heutige Literatur den »Ernstfall« nur in konventionellen Formen, also als Überleben einiger »guter Menschen« auf einer neuen Erde schildern kann, naiv, wenn sie als Gegenpol detailliertere Schilderungen im Blick hat, zynisch, wenn sie von solchen Schilderungen mehr Kritikpotential erwartet als von einer Literatur, die gegenüber Verdrängungen und Beruhigungsstrategien sensibilisiert. Pietzckers Fragestellung dagegen könnte leicht auf die Forderung nach noch perfekteren apokalyptischen Produktionen hinauslaufen, worauf auch die Anregung hindeutet, man müsse Freuds Konzept der ästhetischen Lust am Unheimlichen erweitern um die Angstlust oder die Lust zum Risiko (Balint).

In seinem eher methodologisch orientierten Vortrag zu »Lesen und Verstehen« projizierte Peter Rusterholz (Bern) im Gegenzug zu einem auch in der aktuellen »Literaturpsychologie« (etwa bei Norbert Gröben) dominierenden Objektivitätsideal den Dilthey'schen Verstehensbegriff auf den analytischen Prozeß. Das Freudsche Konzept der »gleichschwebenden Aufmerksamkeit« sei als Beschreibung der Relation von Autor —

Text — Leser geeignet, weil es die »allmähliche Konstitution eines neuen Bedeutungsrahmens« im »Wechsel von Phasen objektivierender und subjektivierender Aneignung« umfasse. Leider blieb der Referent die Konkretisierung seiner Ausführungen schuldig und endete mit dem — nicht nur auf dieser Tagung — rituellen Diktum: »Wir müssen verstehen, daß wir nicht mehr verstehen können.«

Dieser Absicht wurde in Inhalt wie Darstellungsweise auch der Beitrag von Norbert Haas (Berlin) über »Individualmythos und Realität« vollauf gerecht. In zahlreichen Verschlüsselungen, Anspielungen und Wortspielen verhalf er der Lacanschen These zur Anschauung, das Sprechen sei Ausdruck des Mangels. Überlegungen zur objektiven Realität des Unbewußten und seiner Konstitution durch die therapeutische Situation waren durch die auratische Selbststilisierung des Vortragenden ebensowenig einer Diskussion zugänglich wie die hier als »Unheimliches« gefaßte »Präsenz des Sprechens in ihrem eigenen Verfehltsein«. Es bleibt zu bezweifeln, ob man damit — wie die Veranstalter am Schluß meinten — dem »Unheimlichen an der Realität« ein Stück näher gekommen ist.

Es ist zu erwarten, daß die Tagungsbeiträge — wie jedes Jahr — in der Zeitschrift des Kasseler Instituts »frag-mente« veröffentlicht werden.

Claudia Albert und Elke Hentschel (Berlin/West)

## Kongreßankündigungen

### Grün-alternative Kulturpolitik

27. bis 29. Januar 1984 in Hamburg. Kontakt: GAL Hamburg (Kulturfachgruppe), Bartelsstraße 30, 2000 Hamburg 6.

### Sozialwissenschaftlicher Friedenskongreß

4. bis 5. Februar 1984 in Karlsruhe. Kontakt: Friedenskreis Karlsruhe, Dr. Waldrich, Parkstraße 9, 7500 Karlsruhe.

### Kongreß für Klinische Psychologie und Psychotherapie

19. bis 24. Februar 1984 in Berlin. Kontakt: Deutsche Gesellschaft für Verhaltenstherapie, Friedrichstraße 5, 7400 Tübingen.

---

**Errata** zu Michael Jäger, Zum hundertsten Geburtstag Anton Weberns  
(in: *Das Argument* 142, 847-849)

S. 848, letzte Zeile: ... die Töne aber weit näher beieinanderhält ... (statt: weit beieinanderhält)  
S. 849, 9. Zeile v.o.: ... freie gesellschaftliche Individualität — von der Marx sagte, die Individuen müßten den Staat stürzen, um sie durchzusetzen — ... (statt: gesellschaftliche Individualität)

*Fehlende Literaturangabe:* Adorno, Th.W., 1968: Anton von Webern, in: *Impromptus*, Frankfurt/M., 45-50

---

## Besprechungen

### Philosophie

**Die Neue Gesellschaft XXX/3: Karl Marx und die Sozialdemokratie.** (Chefredakteur: Peter Glotz) Verlag neue Gesellschaft, Bonn 1983 (69 S., br., 6,- DM)

Mit diesem Sonderheft zum 100. Todestag von Marx gibt die zur Opposition zurückgestufte SPD eines jener zweideutigen Zeichen einer gewissen Öffnung nach links. Aller Zweideutigkeit zum Trotz müssen sie beachtet und auf ihren Realitätsgehalt geprüft werden. Die Sprache von Glotz ist defensiv nach rechts, was sich in einer Reihung doppelter Verneinungen anzeigt. »Es wäre ganz dumm und töricht zu verschweigen, daß die Kommunistische Partei und wir Sozialdemokraten historisch in der Arbeiterbewegung verwurzelt sind. (...) Es wäre auch ganz töricht zu verschweigen, daß das analytische Instrumentarium von K. Marx inzwischen zum Allgemeingut nahezu aller Historiker ... geworden ist.« (200) »Aber klargeworden ist wohl auch, daß es sich die Sozialdemokratie nicht leisten kann und wird, Marx einfach zu verdrängen. Ich gehe davon aus, daß Soziologie und Philosophie im XX. Jhd. mit oder gegen Marx formuliert werden können. Jedenfalls ... nicht ohne Marx ...« (215) Diese Äußerungen fallen in einem Streitgespräch, das die Neue Gesellschaft mit zwei SED-Vertretern geführt hat. Die Konfrontation ist lehrreich, auch insofern sie reich an Leere ist. Die beiden Seiten zeigen sich auf eine Weise auseinander, deren Vermittlungslosigkeit sie zugleich als zerrissene Glieder von etwas zeigt, das an sich zusammengehört. Glotz besteht auf Konsens ohne Objektivität, seine Gegenüber bestehen auf Objektivität ohne Konsens. Die Kommunisten begründen sich aus Gesetzen, die Sozialdemokraten bestreiten Gesetze und begründen sich aus Zustimmung. Glotz argumentiert strategisch und fragt nach der Feststellungs-, Interpretations- und Anwendungskompetenz der Gesetze, die der Führungskern der SED sich reservierte. Sein Mitsreiter Sven Papcke hingegen verwischt schnell diese allzu konkreten Konturen: »Von den Sozialwissenschaften ist bislang überhaupt kein 'soziales Gesetz' entdeckt worden ...« (205) Der NG-Redakteur Rainer Diehl versucht, die »analytisch-kritische Methode« zum »wesentlichen, zentralen und einzigen Bestandteil des Marxismus, der dauerhaft überleben wird« (207), zu erklären. Otto Reinhold (SED) behauptet als »Kern dieser Methode die Dialektik« und erklärt: »Demokratischer Sozialismus bedeutet im Kern das Abgehen von ... der Dialektik.« (208) Die starken Argumente der beiden Seiten sind komplementär: Die SPD hat nie etwas für den Sozialismus getan, die SED hat keine Demokratie. Banaschak: »Sie können über die Praxis ihres Theorems (Demokratischer Sozialismus) bestenfalls philosophieren«, während »wir hier natürlich in einer denkbar günstigeren Lage sind als Sie, denn wir haben eine Praxis des wissenschaftlichen Sozialismus« (208). Glotz setzt dazu an, eine »gemischte Wirtschaftsordnung« der BRD (aufgrund des hohen Staatsanteils) zu behaupten. Die DDR-Vertreter bestehen auf der Unverändertheit kapitalistischen *Wesens* bei veränderter *Erscheinung* (202). Für Banaschak gilt, daß Newton, Marx und Einstein »Erkenntnisse gewonnen haben, deren Bedeutung nicht dem Zeitverlauf unterliegt, die immer gültig sind« (ebd.). Sein Marx geht ein in die Ewigkeit.

R. Leonhardt versucht, die Reformkommunisten der Gegenwart als die eigentlichen Marxnachfolger auszuweisen. H.J. Steinberg will zeigen, daß dank Anti-Dühring und Bismarcks Sozialistenverfolgung der Marxismus zwischen 1890 und 1900 die Ideologie der Sozialdemokratie gewesen sei. A. Klönne überliefert Erich Mühsams Charakterisierung dieser Ideologie als »bismarxistisch«. Widersprüchliche Tendenzen seien darin verbunden gewesen, aufklärerische und egalitäre mit etatistischen und autoritären. »Insofern kann der 'revolutionäre' oder besser 'revolutionsabwartende' Standpunkt der damaligen Sozialdemokratie als Mangel an Gelegenheit zur wirklichen Partizipation in ei-

nem demokratischen Staat interpretiert werden.« (235) Ob der Historiker hier nicht unbewußt die Gegenwart mit einer Vorgeschichte versieht, indem er sie zurückprojiziert?

Der Ökonom Karl Kühne (Jahrgang 1917) schildert eingangs, wie seine Partei sich bemüht, das Reden über Marx »im Zeichen einer Debatte um den Philosophen Marx« zu halten (238). Dagegen zeigt er kompetent und umfassend, wie in ökonomischer Theorie und wirtschaftspolitischer Praxis Marx wieder ruckartig aktuell geworden ist; und falls sich »die gegenwärtigen Weltrezessionen wieder zu einem solchen 'sekundären Abschwung' entwickeln« würden wie 1930/32, würde Marx' gesellschaftsverändernde »Vision höchste Aktualität erlangen« (246). Er geht die verschiedenen Fachgebiete der Ökonomie durch, auf denen man »ein Jahrhundert später wieder dort angelangt (ist), wo Marx schon war« (240). Drehpunkt scheint das Schicksal des Keynesianismus. Kühne, dessen Hauptwerk von der »Keynesianerin Joan Robinson« (239) eingeleitet worden ist, registriert das »dürre Fazit: Da die Regierungen der Industrieländer weitgehend den Keynesianismus über Bord warfen oder gar, wie Mrs. Thatcher und teilweise Reagan, bewußt Deflation à la Brüning oder jedenfalls 'Sparpolitik' praktizierten, fällt das Anti-Marx-Argument, der Keynesianismus repariere garantiert den Krebschaden des Kapitalismus, nämlich den Konjunkturzyklus, unter den Tisch — und eo ipso wird Marx erneut aktuell.« (243) Darüber hinaus zeigt Kühne, daß Marx außer zur Frage der Krise auch zu Ökologie und Automation zukunftsfähige Positionen entwickelt hat (auch wenn diese in der Marx-Rezeption lange vernachlässigt worden sind). Er zeigt Marx als Vertreter eines ökologisch vertretbaren qualitativen Wachstums. Marx verstand unter Wissenschaft und Fortschritt etwas anderes als das 19. Jahrhundert. Denen, die Marx dorthin zurückverbannen möchten, wo er hergekommen ist, hält Kühne entgegen: »... vielleicht gehört er aber ins 21. Jahrhundert, das mit Automation und Kernfusion zwei der jahrtausendealten Fesseln der Menschheit, Arbeitszeitüberlastung und Energieknappheit, abwerfen mag.« (242)

Detlev Albers bestimmt in seinem Beitrag die neue Situation der SPD (die auch ihn zu Wort kommen ließ) ähnlich wie Kühne, aber politischer: »Der Sturz Helmut Schmidt hat ein unwiederbringliches Stück des Godesberger Zukunftsoptimismus, seines leichtfertigen Schwures auf die 'Marktwirtschaft' samt der darin enthaltenen Abkehr vom Marxismus unter sich begraben.« (250) Albers fragt nach Perspektiven von Marxisten, die sich in »jene winzige, nur mühsam tolerierte Minderheitenecke hineinzwängen«, die ihnen bisher einzig offen blieb (249). »Mit dem Kapital«, insistiert er, »einer Wirtschaft und Gesellschaft, die sich hierauf als alles entscheidende Antriebskraft stützt, ist kein Frieden zu machen, ... bei dem man auf Dauer auch nur die eigene Haut zu retten vermöchte.« (250) Ohne den Kommunisten und den anderen Marxisten der Dritten Welt die Legitimität zu bestreiten, betont Albers die »Notwendigkeit, 'im Westen' oder in der 'Ersten Welt' prinzipiell andere Wege der Revolution zu beschreiten« (249). In Anknüpfung an die Marx/Engelsschen Maximen aus dem Manifest, nicht im Namen besonderer Prinzipien die wirkliche Arbeiterbewegung zu verfehlen, sondern als besonders konsequenter Teil in ihr zu arbeiten, skizziert er das Selbstverständnis marxistischer Sozialdemokraten unter für sie enorm ungünstigen Kräfteverhältnissen. Wenn er und Kühne recht haben, müßte die neue Situation indes auch neue Möglichkeiten bieten, aus der »winzigen Minderheitenecke« herauszukommen, natürlich nur dank neuer Antworten auf neue Fragen. Freilich geht dies nicht ohne strategische Innovationsfähigkeit der SPD, jenseits bloß taktischer Integrationspolitik. In seiner Eingangsbemerkung charakterisiert Glotz den Weg der SPD nach 1945 als eine Verdrängung von Marx und Hinwendung zur Moral. (»Die ethische Begründung des Demokratischen Sozialismus tritt stärker an die Stelle einer ... historisch-materialistischen ... Begründung.« 200) Die Verdrängung wird anscheinend zur Zeit gelockert. Aber die Art, wie das Editorial sie artikuliert, ist von fürchterlicher Ausgewogenheit: »Die Mechanismen der Verdrängung sind hierzu-

lande, wenn es um Karl Marx geht, ebenso wirksam wie in der Sowjetunion, wo der 30. Todestag Stalins ... geflissentlich übergangen wurde ...« (198) Hier droht der Gestus zur Botschaft zu werden. Und die wäre finster. Wolfgang Fritz Haug (Berlin/West)

**Herferth, Willi: Sachregister zu den Werken Karl Marx, Friedrich Engels.** Hrsgg. v. Hans-Jörg Sandkühler. (Studien zur Dialektik) Pahl-Rugenstein Verlag, Köln 1983 (918 S., Ln., 38,- DM)

Das Werk ist der um Vorworte von Autor und Herausgebern ergänzte Reprint einer bereits 1979 in der Akademie für Gesellschaftswissenschaften beim ZK der SED »als Manuskript« vervielfältigten Arbeit. Laut Vorbemerkung der Herausgeber der »Studien zur Dialektik« (H.H. Holz und H.J. Sandkühler) ist es »Ergebnis einer langjährigen individuellen Leistung«, »geprägt von den Erkenntnisinteressen seines Autors«. »So mögen bei der Benutzung unter besonderen Sichtweisen auf das Werk von Marx und Engels Lücken sichtbar werden.« (VIII) Welche, erfahren wir nicht. Willi Herferth kennzeichnet die Anlage des Registers wie folgt: »Vorrangig ist das Sachregister von der Wiedergabe von Grundproblemen, einschließlich ihrer Untergliederungen, geprägt ... Detaillierte Sachwörter sind nur bei größeren historischen Ereignissen oder bestimmten ideologischen Richtungen anzutreffen, mit denen sich Marx und Engels umfassend befaßten bzw. die heute von aktueller Bedeutung sind.« (IX) Personennamen sind ausgespart (außer Marx und Engels). Einige Namen erscheinen in den Bezeichnungen für Richtungen (Lassalleanismus etc.).

Unter 3410 Stichwörtern sind Fundstellen aus der Marx/Engels-Werkausgabe in 39 Bänden und zwei Ergänzungsbänden (MEW) nachgewiesen. Warum hat der Dietz-Verlag den Band nicht selber im Rahmen der MEW veröffentlicht? Über die Gründe wird nichts mitgeteilt. Einer der Gründe dürfte sein, daß dieses Register in gewisser Weise schon veraltet ist. Just im selben Jahr 1983 wird nämlich das alte Konzept der MEW erweitert und erscheinen z.B. die »Grundrisse« und andere Texte in fortnumerierten MEW-Bänden. Laut Auskunft der Herausgeber soll das Werk »in einigen Jahren ergänzt werden durch ein vom Dietz-Verlag geplantes Sachregister auf der Grundlage des Gesamtregisters zur 2. russischen Werkausgabe«. Müßte es nicht heißen: ersetzt (statt ergänzt)?

Sandkühler plädiert für eine historisierende Lektüre von Marx und Engels und gegen »die Collage aus Belegen unterschiedlicher Entwicklungsstadien einer Theorie« (XVII). Er schließt sein Vorwort mit der etwas verklausulierten Versicherung, das Werk sei »geeignet, den Anforderungen an eine geschichts- und gegenwartsbewußte politische und wissenschaftliche Lektüre Rechnung tragen zu helfen.« (XVIII) Im folgenden wollen wir die Rechnung an einigen Beispielen überprüfen.

Länder sind vermutlich vollständig verzeichnet. England z.B., mit allen möglichen Unterstichwörtern, füllt mehr als 32 Seiten, Deutschland 42. Island, Italien, Jamaika, Jemen usw. — zu allem findet sich etwas. Krise und Krisenzyklus füllen zusammen 3 Seiten. Leben erhält 7 Zeilen und wird nur »als Bewegungsform der Materie« und als »Daseinsform der Eiweißkörper« verzeichnet. Man findet etwas zu Personenkult, Kritik und der Notwendigkeit von Diskussionen für die Arbeiterbewegung. Marxismus oder marxistisch werden nicht behandelt. Offenbar wird »Kleinbetrug« eher als Grundproblem gesehen, denn dieses Stichwort ist aufgenommen.

Ausgelassen sind u.a. folgende Stichwörter: Abstraktion (auch Real-/Formalabstraktion), Asiatische Produktionsweise, Element, Elementarform, Zellenform, Antagonismus, Aneignung, Dualismus, Verdinglichung, Vergegenständlichung, Vergesellschaftung. Ferner fehlen die ideologietheoretischen Begriffe (ideologische Macht, ideologische Form, Ideologen, ideologische Stände, Verkehrung, Unbewußtes, Verhimmelung, imaginäres oder illusionäres Gemeinwesen, Subalternität, Bewußtlosigkeit, Idealisie-

rung usw., ja sogar Schein und falsches Bewußtsein). Weiter fehlen Lebensweise, Macht sowie der für den Status der Allgemeinbegriffe wichtige Begriff des Leitfadens.

Wertform ist aufgenommen, wenngleich die Spezifizierungen (z.B. »als Verkörperung gesellschaftlicher Arbeit«) nicht immer dem Marxschen Begriff angemessen sind und manche Seitenverweise (z.B. MEW 26.1, 14) nichts zum Stichwort bringen (in unserm Beispiel nur zur »Natur des Werts«). Form/Inhalt ist mit einer Flut von Stellennachweisen vertreten, Wesen/Erscheinung nimmt fast 1,5 Seiten ein; auch Subjekt/Objekt fehlt nicht.

Manche Begriffe werden einfach anders genannt als bei Marx. Kritik der politischen Ökonomie heißt z.B. »Politische Ökonomie — marxistische«; solche Umbenennungen signalisieren unartikulierte Problemverschiebungen weg von Marx. Mancher Sprachgebrauch führt wunderbare Effekte mit sich. Jugoslawien z.B. ist erst 1918, infolge der Niederlage des deutsch-österreichischen Bündnisses im Ersten Weltkrieg, gegründet. Aber prophetischerweise scheinen Marx und Engels sich ausgiebig zu »Jugoslawien« geäußert zu haben. Der Effekt kommt zustande, weil »Südslawen« kurzerhand unter »Jugoslawien« (was wörtlich Südslawien bedeutet) subsumiert werden. Die Rede ist dann z.B. von Tschechen. Die verzeichneten Äußerungen sind im übrigen unhaltbar, weil Marx die Südslawen zu den »geschichtslosen Völkern« rechnete, denen er die Fähigkeit zur Eigenständigkeit bestritt (vgl. dazu die Aricó-Rezension in diesem Heft).

Unter manchen Stichwörtern fehlen gerade die wichtigsten Aussagen. So fehlt unter Erziehung die Stelle über die Notwendigkeit, daß auch »der Erzieher selbst erzogen werden muß« (MEW 3, 6). Unter »Natur« suchen wir u.a. die ökologische Problematik vergebens. Natur existiert nur mit den Bestimmungen »als Produktivkraft«, »als Quelle des Reichtums«, und »erst der Sozialismus schafft Bedingungen zu ihrer Beherrschung«. Kurzum, die Stichwörter lassen nur die Artikulation von Natur als Objekt von Ausbeutung und Herrschaft zu. Ökologie wird als Stichwort nicht geführt, obwohl anderwärts mit modernen Bezeichnungen, die im Marxschen Sprachschatz noch nicht enthalten waren, nicht gegeizt wird. Eine Verweisung schickt uns zum Stichwort »Mensch und Natur«. Aber auch dort finden wir das ökologische Problem nicht aufgenommen. Daß Marx' Kritik der politischen Ökonomie in eine prinzipielle Absage an jedes — auch jedes sozialistische oder kommunistische — Eigentumsverhältnis zur Erde und zur Natur mündet, wohlgermerkt, eine ökologisch begründete Absage (vgl. MEW 25, 784), verschwindet aus dem Bereich der legitimen Artikulationen. Nicht einmal eine Kategorie wie »Raubbau« ist verzeichnet (Raubbau am Menschen wie an der Natur), unter der im »Kapital« immer wieder die ökologische Problematik auftaucht. Und die prinzipielle Absage an ein bloßes Herrschaftsverhältnis der Menschen zur Natur, über die Marx und Engels sich im Briefwechsel verständigt haben, wird unfassbar. (Vgl. dagegen das Stichwort »Ökologie« in: Kumpf, »Schlag nach bei Marx«.) Während Raubbau fehlt, taucht, als legitimes »Grundproblem«, das Stichwort »Räubertum als Wesen des Anarchismus« auf. Hinsichtlich der anderen aktuellen Krisen und sozialen Bewegungen sind folgende Abwesenheiten zu verzeichnen: Rüstung, der Zusammenhang von Krieg und kapitalistischer Krise, Destruktivkräfte (vgl. dazu etwa MEW 3, 69), Zerstörung; ferner gibt es zwar eine Reihe nützlicher Stichworte wie Frau, Frauenarbeit, Frauenbewegung usw., aber nichts zu Patriarchat, Matriarchat, überhaupt Geschlechterverhältnis und Sexualität (einzig eine »sexuale Frage«).

Philosophie ist verzeichnet. Aber wie! Marxens prinzipielle Philosophiekritik, seine historisch materialistische Analyse von Philosophie als ideologischer Form, wird desartikulierte. Nichts vom Ende oder von der Aufhebung der Philosophie in den Auffassungen von Marx und Engels. Stattdessen wird die Kritik an der Philosophieform umartikuliert in Kritik an bürgerlicher oder idealistischer Philosophie; andererseits taucht »marxistische Philosophie« auf, als wär's ein Konzept von Marx und Engels. Gleiches Verfahren bei

»Moral«. Während in der »Deutschen Ideologie« eine prinzipielle Kritik an der Moralform geübt wird, zerlegt sich das Feld im Spiegel dieses Sachregisters wie selbstverständlich in eine Kritik bürgerlicher Moral und ein legitimes Feld sozialistischer Moral. (»Bürgerlich« dient als Synonym für das, was kritisiert werden darf.) »Die Kommunisten«, heißt es in der *Deutschen Ideologie*, »predigen keine Moral ... Sie stellen nicht die moralische Forderung an die Menschen ...« (MEW 3, 229). Dieses Zitat wird unter folgenden fünf Stichworten nachgewiesen: 1) »Moral — im Sozialismus, als Ausdruck des gesellschaftlichen Eigentums an den Produktionsmitteln«; 2) »Moral — ist klassengebunden«; 3) »Moral — proletarische«; 4) »Moral — und Recht im Kapitalismus«; 5) »Moral — wird als menschliche erst in der klassenlosen Gesellschaft möglich«.

In all diesen Beispielen zeichnet sich ein Netz legitimer (oder für legitim gehaltener) Artikulationen ab, eine Zusammenstellung von Benennungen, in denen sich ebensoviele Umbenennungen und Entnennungen verbergen. Das Ensemble der Stichwörter organisiert einen bestimmten Zugriff — eingerahmt von bedeutungsvoller Begriffslosigkeit. Denn die Lücken erscheinen, wie man sieht, keineswegs bloß dem Spezialistenblick auf Marx, wie die Herausgeber im Vorwort einräumen. Die Stichwörter bilden insgesamt einen Code. Darin ist verschlüsselt, was vom Marxismus der III. Internationale, zunehmend anorganisch und auch absonderlich wirkend, noch tradiert wird. Sandkühler schreibt seine Einleitung, deren Maximen beherzigenswert sind, anscheinend gegen das eingeleitete Werk. Denn das Konzept ist unhistorisch; und verfahren wird nach dem Collageprinzip. Ob es nicht klüger gewesen wäre, etwas bescheidener zu firmieren? Die SED scheint gewußt zu haben, warum sie das Werk nur als Privatdruck herausbrachte. Und einiges an diesem Berg von aufgeschlüsselten Zitatnachweisen ist auch brauchbar. Aber für solche Brauchbarkeit sind Benutzer nötig, die der strategischen Macht des Programms, welches in Gestalt des Stichwörter-Codes vorliegt, nicht erliegen.

Zum Schluß bleiben viele Fragen offen. Hat man wirklich, wie das Vorwort mitteilt, dieses Werk einem Einzelkämpfer im Apparat überlassen, ohne moderne Techniken der Informationsverarbeitung zur Verfügung zu stellen und ohne jede Kollektivarbeit? Vermutlich muß die vorliegende Kritik relativiert werden, indem man die Arbeitsbedingungen in Rechnung stellt, unter denen das Werk produziert wurde. Und wie in mittelalterlichen Kunstwerken die Künstler sich oft namenlos ins Werk einschreiben, so mag es auch hier eine verborgene Signatur geben. So lautet eines der Stichwörter: *Argumentation — bei guter wird man zunächst immer boykottiert*. Es folgen 9 Zitatverweise. Folgt man ihnen, ist man zunächst enttäuscht, nur Stellen zu finden, wo Marx und Engels über Strategien des Totschweigens gegenüber ihrem Werk schreiben, ohne allgemeine Beobachtungen (wie das Stichwort sie verspricht) anzuknüpfen. Aber mitten in den unspezifischen Zitaten finden wir dann plötzlich dieses: »Wenn man mit seinem Denken die ausgefahrenen Geleise verläßt, kann man immer gewiss sein, zunächst 'boykottiert' zu werden; das ist die einzige Verteidigungswaffe, die die *routiniers* in ihrer ersten Verwirrung zu handhaben wissen.« (Marx an Danielson, 19.2.81; MEW 35, 154) So hat einer eine bittere Wahrheit, die im Marxismus schon wieder wahr ist, in den Schatz legitimer Marx-Engels-Äußerungen hineingeschmuggelt, indem er ihnen einen Geleitzug unspezifischer Äußerungen beigab.

Wolfgang Fritz Haug (Berlin/West)

**Kumpf, Richard (Hrsg.): Schlag nach bei Marx.** Kleines Marx-Wörterbuch. Unter Mitarbeit von Wolf-Dieter Gudopp, Günter Judick, André Leisewitz, Joachim Schmitt-Sasse u. Winfried Schwarz. Verlag Marxistische Blätter, Frankfurt/M. 1983 (236 S., br., 9,80 DM)

Kumpf geht davon aus, »daß für den ungeschulten Leser die bisherigen Marx-Engels-Ausgaben schwer zugänglich sind« (4). Jugendliche Arbeitslose nennt er als »Haupt-

adressaten«. Nach alphabetisch geordneten Stichwörtern von Akkumulation bis Zusammensetzung des Kapitals sind deshalb Zitate ohne weitere Kommentare zusammengestellt worden. Dadurch soll ein erster Zugang gebahnt werden. So weit, so gut. Doch das Unternehmen hat seine Probleme. Notieren wir zunächst einen Widerspruch zwischen Titel und Inhalt. Bei Marx nachschlagend, wird man schwerlich die Engels- und noch weniger die Leninzitate gefunden haben. Der Titel müßte also heißen: Schlag nach bei Marx, Engels und Lenin, den einzigen anerkannten Klassikern des Marxismus-Leninismus. Ein weiteres Problem wird im Vorwort angedeutet: Es müsse »berücksichtigt werden, daß es sich um Grundsatzaussagen von Marx und Engels im historischen Zeitraum der Entstehung und Entwicklung der kapitalistischen Gesellschaft handelt, die in der Regel im Zusammenhang mit damaligen konkreten Ereignissen erfolgten. Das verlangt aber von jedem Leser, ... den jeweiligen theoretischen *Kern* der Texte zu erfassen und mit Überlegung auf die heutige Zeit anzuwenden.« (Kumpf, 5) Das wirkliche Problem ist damit mehr zu- als aufgedeckt. Wir sehen von Lenin ab, den Kumpf anscheinend von dieser historisch-situativen Relativierung ausnimmt. Das Problem bei Marx sind nicht eigentlich die Gelegenheitsschriften. Schließlich könnte man weder das »Manifest« noch das (mit Recht immer wieder zitierte) »Kapital« so einordnen. Ein Problem sind z.B. die Unterschiede zwischen den Äußerungen von Marx aus verschiedenen Epochen seines Lebens. Wie gehen die Redakteure dieses Bandes damit um? Sie versuchen zumeist, den relativ entwickeltesten Stand der Marxschen Auffassungen zu Wort kommen zu lassen. Dazwischen stehen freilich Auffassungen, die bereits von Marx oder Engels entschieden revidiert worden sind (z.B. die auf Unkenntnis des sog. ursprünglichen Gemeinwesens beruhende Bestimmung »aller bisherigen Geschichte« als »Geschichte von Klassenkämpfen« im »Manifest«).

Wo die politische Terminologie sich weiterentwickelt hat, bringen die Herausgeber die dazugehörigen Äußerungen unter dem zeitgemäßen Stichwort. Dies ist bei einer Problematik wie »Ökologie« gewiß angebracht. Die Art indes, wie dies Vernünftige gemacht wird, verkehrt es teilweise wieder in Unvernunft. Erstens verschwinden Marx' eigne »ökologische« Kategorien wie »Raubbau« aus dem Stichwortverzeichnis. Zweitens, und das wiegt schwerer, tilgen die Herausgeber die ökologische Stoßrichtung etwa aus dem, was zum Begriff »Natur« an Zitaten zu bringen wäre. Zur Natur bringt das »Marx-Wörterbuch« einzig drei Engels-Zitate, in welchen Natur als bewegtes Körpersystem beschrieben wird. Die Natürlichkeit des Menschen bleibt ebenso ausgeblendet wie Marx' und Engels' Einsicht, daß Herrschaft über die Natur zerstörerisch auf uns zurückschlagen muß. Herrschaft über die Natur gibt indes kein Stichwort ab.

Damit kommen wir zu den Lücken. Es gibt verblüffenderweise kein Stichwort »Kritik«, obgleich viele der wichtigsten Schriften von Marx diesen Begriff im Titel tragen. Auch fehlt »Kritik der politischen Ökonomie«. Dafür gibt es »Politische Ökonomie«. Hier kommt Marx nur mit acht Zeilen aus der *Einleitung* von 1857 zu Wort, der Rest ist Engels. Es fehlt vor allem die grundwichtige Bestimmung der Bruchlinie zwischen aller klassischen politischen Ökonomie und ihrer Kritik durch Marx. Die bürgerliche Ökonomie, sagt Marx im »Kapital«, »behandelt die Wertform als etwas ganz Gleichgültiges« (MEW 23, 95, Anm.). So dieses Wörterbuch. »Wertform« fehlt schon wieder (oder noch immer). Ist das am Ende eine Folge dessen, daß der frühe Lenin einmal die unglückliche Äußerung getan hat, der Begriff Wertform sei »in einem kurzen Leitfaden unpraktisch« (LW 4, 41)? Andere Abwesenheiten: Bonapartismus, Bürgerkrieg, Kommune, Konterrevolution, (II)Legalität, Macht usw. Politik kommt nur als Verweisung vor, ebenso Sozialismus (wobei man als erstes auf »Diktatur des Proletariats« verwiesen wird).

Unter dem Stichwort »Frau und Mann« fehlt die von Marx und Engels geteilte Auffassung, daß das erste große Unterdrückungsverhältnis in der Geschichte das der Män-



nerherrschaft über die Frauen war. Ferner fehlen Stichworte wie Sexualität und der Begriff Patriarchat (der immerhin inzwischen ins Programm der DKP Eingang gefunden hat).

Betrachten wir schließlich die Stichwörter, zu denen nichts von Marx gebracht wird: »Autorität« (Engels), »Bewegung (als Daseinsweise der Materie)« (Engels), »Erkenntnis/Erkennbarkeit der Welt« (Engels), »Grundfrage der Philosophie« (Engels), »Materie (philosophischer Begriff)« (Lenin), »Moral« (Engels), »Natur« (Engels), »Parteien« (Engels), »Raum und Zeit« (Engels, Lenin), »Rüstung« (Engels), »Terrorismus« (Engels, Lenin), »Welt/Einheit der Welt« (Engels), »Widerspiegelung« (Lenin). Man erkennt die philosophische Lektion, die Marx da erteilt wird. So auch im Artikel »Grundgesetze der Dialektik«, wo die in Anlehnung an eine Stelle bei Engels in der nachleninischen Sowjetunion erfolgte Kodifizierung in drei »Grundgesetze« (die Zahl war umstritten und schwankte) das Gliederungsprinzip abgibt, in das Äußerungen von Marx und Engels eingefüllt werden. Auch unterm Stichwort »Dialektik« fehlen die wirklich interessanten, nicht in solchen Gesetzesformalismus sich fügenden Äußerungen von Marx. Endlich fehlt der jeder Dogmatisierung hinderliche Begriff des »Leitfadens«, mit dem Marx und Engels den Status ihrer Allgemeinbegriffe bezeichneten. »Diese Abstraktionen haben für sich, getrennt von der wirklichen Geschichte, durchaus keinen Wert. Sie können nur dazu dienen, die Ordnung des geschichtlichen Materials zu erleichtern ...« (Deutsche Ideologie, MEW 3, 27). Aber es ist nicht nur die Durchführung, sondern die gesamte Konzeption der Zitatensammlung, was fragwürdig ist. Es ist, als ginge das Entscheidende bei Marx, Engels und Lenin bei ihrer Verarbeitung in eine Sammlung geflügelter Worte verloren. Ein marxistischer Büchmann ist ein Widerspruch in sich. Denn Klassizität mit ihrer Unwandelbarkeit heißt vielleicht doch Wirkungslosigkeit. Aus der Popularisierung würde dann Einbalsamierung, gegen die gute Absicht.

Wolfgang Fritz Haug (Berlin/West)

**Euchner, Walter: Karl Marx.** Reihe »Große Denker«, hrsgg. v. O. Höffe. C.H. Beck Verlag, München 1982, (201 S., br., 16,80 DM).

Die Darstellung ist in drei Teile gegliedert: Leben, Werk und Wirkung. Der erste Satz lautet: »Marx ist der umstrittenste und wirksamste deutsche Denker der Neuzeit.« (7) Der letzte Satz lautet: »Der Marxismus selbst als klassisch gewordenes Gedankengebäude befindet sich in keiner Krise, sowenig wie andere große Philosophien, in denen sich — trotz ihrer Irrtümer im einzelnen — Denken orientieren kann. Sie gehören der Kultur an, in der sie entstanden sind, und dauern mit ihr fort, solange diese besteht.« (157) Was Euchner — gemessen an rechter Verkrampftheit wohlthuend liberal — in diesen Worten zu verstehen gibt, deutet bereits Grundlinien seines Marxbildes an. Die Einreihung unter die »Großen Denker« ist nicht nur eine vom Verlag vorgegebene Äußerlichkeit, sondern inneres Darstellungsprinzip. Marx wird zurückgenommen in die Philosophie. Feuerbachs Maxime: Denke nicht als Denker, die Marx sich zu eigen gemacht hat, ist vergessen. Der so zum Klassiker Gemachte wird von den Handlungsnotwendigkeiten abgeschnitten. So bleibt er eingeschlossen in die Kultur (mit ihrer Philosophie), in der er sich entwickelte. Verdrängt wird, daß Marx sich in dieser Kultur entwickelte, um mit ihr zu brechen. Hier die Folgen für dieses Marx- und Marxismus-Bild: 1) Marx wird nach Strich und Faden verhegelt. 2) Marxismus heute wird mit Neomarxismus gleichgesetzt, Neomarxismus mit hegelianisierender Marxlektüre. 3) Die Welthauptstadt des Neomarxismus ist Frankfurt (Euchner, heute Philosophieprofessor in Darmstadt, war früher dort Assistent von Fetscher), wie (West-)Europa der einzig legitime kulturelle Ort des Marxismus ist. 4) Die »Marxismen« (Anführungszeichen von Euchner) der andern Kontinente, vor allem der Dritten Welt, darunter explizit Chinas, sind keine. Man muß sich die Personalpolitik des Nennens/Verschweigens vor Augen führen. Mit den im Namens-

register Abwesenden ließe sich eine kleine Weltgeschichte des Marxismus bestücken: Mariátegui, Cabral, Ho Chi Minh, Castro usw. — solche für den Marxismus des »Trikontinent« symbolischen Namen sucht man vergebens. Auch was die europäischen Marxisten angeht, sind ganze Richtungen verdrängt: Kardelj wie Togliatti, Henri Lefebvre wie Iljenkow, Mandel wie Sanchez Vasquez, Lucien Sève oder Vranitzki ... Im deutschen Marxismus gibt es weder Abendroth noch Agartz, Kofler so wenig wie Harich, Holzkamp, nicht einmal Brecht, während Benjamin einmal als zur Frankfurter Schule gehörend erwähnt wird. Kurz, Darstellung und Geschichtsschreibung von Marx und Marxismus werden in ungerührter Selbstverständlichkeit machtstrategisch gehandhabt. Man kann dies nicht einmal Parteilichkeit nennen, weil allenfalls eine verschwommene Beziehung zur Sozialdemokratie hereinspielen mag. In erster Linie ist es eine schulzentrierte Darstellung. Eine akademisch-philosophische Schulrichtung, die aus dem Marxismus heraus ist — schreibt sie sich seine Geschichte auf den Leib, um seine Legitimität mit herauszuziehen? Und mögen auch die Gründe auseinanderfallen, die Gegensätze fallen zusammen: »Krise des Marxismus« gibt es für Euchner so wenig wie für Buhr. Für Buhr aus staatspolitischen Gründen, für Euchner, weil er »Marxismus« in die *philosophia perennis*, die Ewigkeit der Philosophie zurückinterpretiert. Und was das Totschweigen angeht — Euchner mag fragen, warum ihm nicht billig sein soll, was den andern recht ist. J. Bischoff, den er nicht erwähnt, erwähnt ihn und seine ganze Richtung ebensowenig, wie er allerdings außer Marx/Engels, sich selbst und seiner engsten Gruppe überhaupt niemanden existieren läßt (vgl. »Grundbegriffe der marxistischen Theorie«, 21981; siehe meine Besprechung in *Argument* 130/1981, 875 f.). Und das von H.J. Sandkühler herausgegebene »Sachregister« zu den Werken von Marx und Engels aus der DDR läßt sogar die Begriffe von Marx weg, die für Euchners Richtung von besonderer Bedeutung sind (Vergegenständlichung, Verdinglichung, Schein, falsches Bewußtsein). Welcher Kahlschlag auf dem Feld politischer Kultur sich im Unvermögen zu argumentativer Kontroverse ausdrückt!

Lukács gilt dieser hegelianisierenden Marxlektüre als Klassiker (145), seine Schrift »Geschichte und Klassenbewußtsein« (1923) als »das einflußreichste Dokument des Neomarxismus« (ebd.). Die theoretischen Grundkategorien von Euchner lehnen sich eng an die des Vorbilds an. Nur die (durchaus fragwürdige) Hauptsache fehlt: Lukács' emphatisch revolutionäres Konzept der Einheit von Theorie und Praxis. Übrig bleiben die Kategorien eines neohegelianischen, bewußtseinsphilosophisch gefaßten Subjekt-Objekt-Diskurses: Ausdruck und Vergegenständlichung, Verdinglichung, falsches Bewußtsein, Wesen/Erscheinung usw. Bei Marx fungieren diese Ausdrücke nicht als Erste, sondern in Abhängigkeit von einem materialistischen Konzept der tätigen Veränderung.

Die hegelianisierende Marxlektüre zeigt, was sie leistet, in der Kapitalinterpretation. Euchner folgt hier Backhaus, aber mit Mißverständnissen. Abstrakte Arbeit gilt als »machthabende Kategorie« und als das, was »die Substanz stiftet, von der die Gesellschaft lebt« (als könnte man von gespenstiger Wertgegenständlichkeit leben) (vgl. 101). Die Beweisführung im ersten Kapitel des *Kapitals* gilt Euchner als »kompliziert und nur schwer nachvollziehbar« (86). Das ist kein Wunder, wenn man bedenkt, welche Umstände er anstellen muß. »Der Wert ist ja keine konkrete Eigenschaft der Ware, vielmehr Ausdruck des unsichtbaren Sachverhalts, Produkt der ... abstrakten Arbeit zu sein.« (87) Von hinten durch die Brust ins Auge ... Der Grund für eine Folge von Ungereimtheiten ist das grundlegende Denkmuster: Eine Substanz, die zugleich Subjekt ist, verdoppelt sich, die Verdoppelung äußert sich in einer weiteren Verdoppelung. Mats Dahlkvist nannte dies das Welt-Ei-Denken. Die Reihe der Wertformen vor der Geldform dürfen für dieses Denken nie historisch existiert haben. Sie sind nur Gedankenexperiment. Hier berühren sich Euchner und Bischoff. Kurz, die von Marx durch Analyse von Praxisformen und der durch Tätigkeit in ihrem Rahmen entfalteten Dynamik geleistete ge-

netische Rekonstruktion der Wertformen, vor allem der Geldform, wird total mystifiziert. Wozu, fragt Euchner, braucht Marx um Himmelswillen »diese prekären gedanklichen Konstruktionen« (102)? Auf das selbstgestellte Problem antwortet er: »Die dialektische Methode setzte Marx in die Lage, die gesamte Sequenz der Strukturen, die die kapitalistische Produktionsweise und die ihr entsprechenden Formen von Gesellschaft und Staat bilden, als Gegenwelt zum Proletariat ... darzustellen.« (Ebd.) Wie also erklärt sich die »Verdopplungsstruktur« von Ökonomie und Gesellschaft, wie also Staat und Ideologie usw.? Antwort: »Indem sich der Gebrauchswert, soweit er Ware ist, in Tauschwert und Ware verdoppelt, wird ein erstes Moment der Unterdrückung der Arbeiter gesetzt, da Tauschwertproduktion abstrakte, d.h. entfremdete, Arbeit ist. Damit hebt die Übermächtigung des Proletariats durch Superstrukturen an, die den Verdopplungsprozessen der gesellschaftlichen Arbeit entspringen. Sie potenzieren sich in der Produktion des relativen Mehrwerts und wiederholen sich in den gesellschaftlichen und politischen Institutionen der bürgerlichen Gesellschaft.« Das Geld als Verdoppelung des Gebrauchswerts (»soweit er Ware ist«), der Staat als Verdoppelung des Geldes ... Diese Kapitallogik verdient, Warenlogik genannt zu werden. So schlägt die neohegelianische Marxlektüre nun in einen ins Absurde getriebenen — Ökonomismus. Alle Ideologiekritik ist im Fetischcharakter der Ware enthalten, weil alle ideologischen Mächte nur dessen Ausfaltung sind (90). Alles, von der Familie bis zur Kirche, von der Politik bis zur Kunst, widerspiegelt nur das so verstandene Kapital. »Dem Verwertungsimperativ folgt die kapitalistische Ökonomie samt ihrem politischen und ideologischen Überbau.« (101) Widersprüche, Eigenlogiken, ja überhaupt die Komplementarität des Ideologischen zur gesellschaftlichen Herrschaft, können so nicht mehr gedacht werden. Was aus der Ware emaniert, muß durch Analyse auf sie reduziert werden. Die daraus folgende Politik wäre katastrophal. Das kümmert Euchner nicht. Sein Marx muß nicht brauchbar für uns sein. Kann die Krise kein Gebäude im Reich des reinen Denkens erreichen, so überläßt Euchner desto gelassener der Krise jeden »Versuch, politische und soziale Gegenwartsfragen allein mit dem Repertoire der marxistischen Denktradition anzugehen« (156). Von seinem Marx jedenfalls gilt, was er im Schlußsatz (siehe oben) behauptet: Er ist einer westeuropäischen Denktradition einverleibt. Und diese Tradition führt nurmehr ein Scheinleben.

Wolfgang Fritz Haug (Berlin/West)

**Aricó, José: Marx y América Latina.** Vorwort von Carlos Franco. Centro de Estudios para el Desarrollo y la Participación. Lima, Peru 1980 (179 S.)

Aricós wissenschaftliche Arbeit ist mit einer ungewöhnlich erfolgreichen verlegerischen Tätigkeit verbunden. Als Leiter der Sammlung »Pasado y Presente« und durch die »Biblioteca del Pensamiento Socialista« des Verlages Siglo XXI (Mexiko-Argentinien-Spanien) hat er die Veröffentlichung vieler Klassiker des Marxismus in Lateinamerika ermöglicht. So konnte sich die lateinamerikanische Öffentlichkeit mit dem Werk von Autoren wie Grossmann, Rosdolsky und natürlich Marx (Briefe über Rußland, Grundrisse usw.) vertraut machen. Das Buch von Aricó kann als eine Art Bilanz dieser kollektiven Arbeit betrachtet werden. Das Vorwort von Carlos Franco zeigt, wie viele Gedanken des Buches in langjähriger Diskussion entstanden, an der auch Franco teilnahm. (Siehe: Carlos Franco, *Entwicklung, Nation und Sozialismus*, in: *Neue Soziale Bewegungen und Marxismus*, AS 78)

Aricó geht es darum, zu untersuchen, warum Marx die lateinamerikanische Realität nicht verstehen konnte und warum er in der Analyse auf Kategorien und Gedanken zurückgriff, die er bei der Analyse anderer Völker bereits aufgegeben hatte. »Kurz: Uns beschäftigt die Suche nach den Gründen, die Marx zur Nicht-Berücksichtigung oder Gleichgültigkeit gegenüber der spezifischen Natur der lateinamerikanischen Gesellschaften führte, genau zu der Zeit, in der er die komplexe Aufgabe der Bestimmung der Be-

sonderheit der asiatischen Welt, oder — allgemeiner ausgedrückt — der untypischen kapitalistischen Formationen zu lösen versuchte« (45). Solche Fragen sind schon früher gestellt worden, aber das Problem war nie gründlich erforscht worden. Es ist z.B. bekannt, daß Marx und Engels die Eroberung Mexikos durch die Amerikaner als ein Kapitel des unaufhaltsamen Fortschritts der Geschichte betrachteten: »In Amerika haben wir der Eroberung Mexikos zugesehen und uns darüber gefreut. Es ist auch ein Fortschritt, daß ein Land, welches sich bisher ausschließlich mit sich selbst beschäftigte, durch ewige Bürgerkriege zerrissen und an aller Entwicklung verhindert war, ein Land, dem höchstens bevorstand, in das industrielle Vasallentum Englands zu geraten — daß ein solches Land mit Gewalt in die geschichtliche Bewegung hineingerissen wird.« (MEW 4, 501) Es ist auch bekannt, daß Marx und Engels später ihre Meinung über den Krieg änderten (MEW 15, 334-338). Warum jedoch Lateinamerika für Marx eine Art *terra incognita* blieb, deren soziale Bewegungen er nicht verstehen konnte (bekanntestes Beispiel ist die von Marx verfaßte unglückliche Biographie über Bolivar), das ist die Fragestellung des Buches.

Aricó weist die einfache Lösung, die sich auf den »Eurozentrismus« von Marx gründet, entschieden zurück (47). Er stellt Mitte der sechziger Jahre des letzten Jahrhunderts eine Wandlung im Marxschen Denken fest, als Marx die irische Frage zu verstehen versuchte und als er die russische Kommune studierte (68). Die Wiederentdeckung der nationalen Frage im ersten Fall und die Anerkennung der revolutionären Möglichkeiten der russischen Kommune im zweiten bedeuteten zugleich die Preisgabe jedes Rests von geschichtsphilosophischem Fatalismus im Marxschen Denken. Dies wurde schon 1972 von Scaron (Mitarbeiter von Siglo XXI und Übersetzer des »Kapital« ins Spanische) festgestellt. Das Neue besteht in der positiven Lösung: Nach Aricó verstand Marx die lateinamerikanischen Prozesse deshalb nicht, weil es dort eine Art von Staatsaufbau gab, der nicht dem europäischen entsprach: In Lateinamerika entsteht der Staat nicht aus der Gesellschaft, sondern wird von außen importiert (103).

Für Marx ist der Staat kein künstlicher oder willkürlicher Überbau; aber *gerade das* war der Staat in den jungen lateinamerikanischen Nationen. Das Chaos, die ständigen Bürgerkriege, die bunte Realität Lateinamerikas waren nicht ohne weiteres nach dem klassischen Muster zu verstehen. Die Aufgabe bestand darin, die geschichtliche Triebkraft der lateinamerikanischen Prozesse zu entdecken. Aber Marx identifizierte sie nicht, und es war folgerichtig, daß Lateinamerika als das Reich der Willkürlichkeit, der militärischen Lösungen erschien. Der indirekte Vergleich, den Marx zwischen Louis Bonaparte und Bolivar zieht, ist für Aricó keineswegs zufällig. In der Marxschen Biographie über Bolivar findet man keine materialistische Analyse der Unabhängigkeitskriege, und es ist sogar schwer zu verstehen, wie die Kette von Fehlern und Verrätereien von Bolivar, die Marx schildert, zur Unabhängigkeit eines bedeutenden Teils Lateinamerikas führen konnte. In diesem Zusammenhang nimmt Marx bewußtlos die Ansicht Hegels von den »Völkern ohne Geschichte« wieder auf und ignoriert die Elemente oder Kräfte, die diese Völker in »historische« oder »vitale« Völker verwandeln konnten.

Man muß Aricó vielleicht nicht zustimmen, wenn er Marx' Darstellung von Bolivar auf die ganze Analyse Lateinamerikas extrapoliert (die Artikel über die französische Intervention in Mexiko z.B. zeigen ein höheres Verständnis der politischen Probleme Mexikos als die früheren Schriften, obwohl sie nicht frei von Fehlern sind); aber der Versuch, die Besonderheit der Entwicklung Lateinamerikas mit Marx' Denkmustern zu konfrontieren, ist sehr anregend. Das Resultat ist die *erste* genetische Erklärung über die Unzulänglichkeiten der Marxschen Analysen Lateinamerikas. Darüber hinaus stellt sich das Buch die Aufgabe, die Triebkräfte der lateinamerikanischen Gesellschaft zu bestimmen. Das Buch ist in diesem Sinne keine scholastische Übung, kein Prunkstück der Marxologie, sondern ein Versuch, die Wege der Revolutionierung jener Gesellschaften

zu finden. Für ihn handelt es sich darum, den Marxismus nicht mechanisch auf die lateinamerikanischen Bedingungen anzuwenden, sondern die Geschichte Lateinamerikas und den Marxismus selbst neu zu denken. Es ist nicht zufällig, daß ein großer Teil der Veröffentlichungen von Siglo XXI gerade aus diesem Gesichtspunkt entstanden ist. Nicht zufällig ist auch das Interesse, das Aricó in den letzten Jahren für die Werke von Marxisten wie Mariátegui oder Gramsci gezeigt hat. Das Buch des argentinischen Verlegers ist deshalb ein Bruch mit der alten marxistischen Soziologie stalinistischer Prägung, die in den 60er Jahren in Lateinamerika üblich geworden war. Hundert Jahre nach dem Tode von Marx bleiben diese und andere Fragen noch in der Diskussion. Diese Debatte hat große praktische Folgen. In diesem Sinne ist »Marx y América Latina« ein »fundierendes Buch«, wie Carlos Franco im Vorwort feststellt. Raúl Rojas (Berlin/West)

## Sprach- und Literaturwissenschaft

**Gumperz, John J.: Discourse strategies.** Cambridge University Press, Cambridge 1982 (225 S., br., £ 5,95) zit.: I

**Gumperz, John J. (Hrsg.): Language and social identity.** Cambridge University Press, Cambridge 1982 (272 S., br., £ 6,95). zit.: II

Die beiden Bände versuchen, interpretative »soziolinguistische« Ansätze der Analyse verbaler und extraverbaler Kommunikationsereignisse, und zwar hauptsächlich direkter Kommunikation, zu entwickeln (I, S. VII). Sie stehen mehr in ethnographischer und anthropologischer als in linguistischer Forschungstradition — ähnlich wie z.B. die Ethnomethodologie (Gumperz ist selber Anthropologe). Gumperz geht es darum, die dort für vorindustrielle Gesellschaften ansatzweise entwickelten Methoden auszubauen für die Analyse von Kommunikationsereignissen in industriellen Gesellschaften. Kommunikationsereignisse sind seiner Auffassung nach konstitutiv für die soziale Identität und sozialen Beziehungen der Gesellschaftsmitglieder. Selbst so elementare soziale Strukturen wie Geschlecht, Ethnizität oder Sozialschicht (Klassen im Marxschen Sinn werden nicht erwähnt) seien in ihrem gesellschaftlichen Charakter kommunikativ konstituiert (I, 6; II, 1) und nicht — wie oft fälschlicherweise vermutet — der Kommunikation einfach vorgeordnet. Die Konstitution gesellschaftlicher Verhältnisse durch Kommunikation will Gumperz letztlich aufdecken. Herkömmliche soziolinguistische Forschungsmethoden wie die statistische Korrelation soziologischer und linguistischer Variablen erscheinen ihm — wohl berechtigterweise — dafür wenig aufschlußreich. Eine wichtige Aufgabe besteht in der Identifikation der relevanten verbalen und extraverbalen Zeichen (»indexical signs«) und der Ermittlung der mit ihnen gekoppelten Absichten und Wirkungen (»function«) (I, VII). Auf der verbalen Ebene spielen idiomatische Wendungen und prosodische Komponenten, die in herkömmlichen Grammatiken nur wenig berücksichtigt wurden, eine wichtige Rolle (I, 5). Für das Verständnis solcher Zeichen sind Annahmen erforderlich über den Kontext der Kommunikationssituation sowie über die Absichten der Kommunikanden und ihre gegenseitigen Beziehungen. Die plausible und konsistente Verbindung dieser Komponenten der Kommunikation, die zu deren Verständnis beiträgt, geschieht durch »Interpretation« (I, 3). Dabei versucht der Wissenschaftler nachzuvollziehen, was die Kommunikanden selber zu leisten haben (ohne daß sich allerdings seine Tätigkeit darin erschöpft).

Was bei Gumperz allerdings nicht recht deutlich wird, ist folgendes. Die »Interpretation« des Wissenschaftlers führt lediglich zu Hypothesen über den Aufbau sozialer Identitäten und Beziehungen durch Kommunikation und über die dafür relevanten Zeichen. Diese Hypothesen bedürfen in einem zweiten, gesonderten Schritt der Prüfung auf Haltbarkeit, für die wiederum spezifische Methoden erforderlich sind. Dieser zweite Schritt

wird von Gumperz nicht ausdrücklich thematisiert. Der bloß heuristische Charakter von Gumperz' Methoden, deren Brauchbarkeit hierfür nicht in Frage steht, wird durch Bezeichnungen wie »Interpretation« oder auch (Konversations-/Diskurs-)»Analyse« verschleiert. Es entsteht der Eindruck, als sei schon hier der höchste Sicherheitsgrad wissenschaftlicher Erkenntnis erreicht. Dies kommt einer Rückkehr zu den Methoden der alten Geisteswissenschaften gleich, was von Gumperz nicht ausreichend begründet wird. Seine Auseinandersetzung mit dem logischen Empirismus (einschließlich Szientifismus) bleibt dafür zu oberflächlich.

Einige Aufsätze in I enthalten kritische Auseinandersetzungen mit herkömmlichen linguistischen und soziolinguistischen Methoden, in denen Gumperz deren Unbrauchbarkeit für seine eigenen Problemstellungen zu zeigen versucht. Besonders ausführlich geschieht dies in Kapitel 2, wo Gumperz dann auch seine Methode anhand von Beispielen vorstellt. Mehrere Kapitel (3 und 4) befassen sich mit Problemen des Sprachwechsels (»code switching«) in mehrsprachigen Gesellschaften. Auch in Kapitel 8 und 9 stehen solche ethnische Besonderheiten (die sprachliche implizieren) im Vordergrund, die vor allem in ethnisch gemischten Gesellschaften zum Problem werden können: Es werden ausführliche Fallanalysen von asiatischen Zuwanderern in London sowie von Schwarzen in den USA vorgestellt. In Kapitel 6 und 7 wird die Relevanz der Prosodie und des Kontextes für das Verständnis von Kommunikationsvorgängen detailliert aufgezeigt.

In II werden zunächst eine Reihe spezieller Komponenten der Kommunikation analysiert, z.B. die Themenentfaltung (Kapitel 2), prosodische und paralinguistische Zeichen, ihr Zusammenhang und ihre Wahrnehmung und Bewertung durch die Kommunikanden (Kapitel 3), oder Strategien beim Gebrauch von Ja-Nein-Fragen (Kapitel 6). Sodann nehmen wiederum Probleme interethnischer Kommunikation breiten Raum ein, z.B. die Unverständlichkeit (»inscrutability«) mancher fremdkultureller Kommunikation (Kapitel 4), das Aushandeln der verwendeten Sprache in mehrsprachigen Gesellschaften (Kapitel 7) oder das Problem der Verhandlungssprache in ethnisch (und natürlich auch sprachlich) gemischten Komitees (Kapitel 9). Hierbei kommen zum Teil auch Schwierigkeiten und Nachteile sprachlicher Minoritäten zur Sprache, die in anderen Aufsätzen (vor allem in Kapitel 13) sogar im Zentrum stehen. Auch institutionsspezifische Kommunikationsvorgänge werden thematisiert (Gerichtsverhandlung in Kapitel 10). In zwei Aufsätzen (Kapitel 11 und 12) werden außerdem geschlechtsspezifische Besonderheiten und Schwierigkeiten der Kommunikation behandelt.

Die beiden von Gumperz und seinen Mitarbeitern verfaßten Bände enthalten eine Fülle von Anregungen. Es wird nicht nur deutlich, daß differenziertere Methoden zur Analyse kommunikativer Vorgänge dringend erforderlich sind, sondern teilweise auch, welche Wichtigkeit solche Vorgänge für die Entwicklung der Gesellschaft und ihrer Individuen haben. Wünschenswert wäre eine gestrafftere und systematischere Darstellung, wie sie z.B. in ähnlicher Richtung versucht wurde von G. Brown und G. Yule (»Discourse analysis«. Cambridge University Press, Cambridge 1983); die programmatischen Einführungen in die beiden Bände sind hierfür kein voller Ersatz. Das Durcharbeiten beider Sammelbände wird zum Teil zur mühsamen Suche nach den roten Fäden, was in einer noch stark im Fluß befindlichen Forschungsrichtung aber vielleicht unvermeidlich ist.

Ulrich Ammon (Duisburg)

**Rump, Gerhard Charles, und Wilfried Heindricks (Hrsg.): Interaktionsanalysen.**

Aspekte dialogischer Kommunikation. Gerstenberg Verlag, Hildesheim 1982 (243 S., br., 39,-DM)

Der Gegenstand der in diesem Sammelband abgedruckten Untersuchungen ist nicht die natürliche Alltagsinteraktion, wie man vom Titel her vielleicht vermuten könnte; die Beiträge befassen sich ausschließlich mit dem Dialog in der Kunst. Dieselben Herausge-

ber haben im Gerstenberg Verlag bereits einen ähnlichen Sammelband mit dem Titel »Dialoge. Beiträge zur Interaktions- und Diskursanalyse« veröffentlicht und sind der Ansicht, daß »die Lektüre beider zusammen« ein abgerundetes Bild »von einer der Grundvoraussetzungen menschlicher Existenz, der dialogischen Kommunikation, und den Verfahren ihrer Darstellung« (7) ergibt.

Die Mehrzahl der Beiträge beschäftigt sich mit dem Dialog und seiner Darstellung in der Literatur oder einem verwandten Medium. Zur Struktur und zur Funktion des Dialogs in der bürgerlichen Ästhetik von ihren Anfängen bis zur Gegenwart macht sich Rainer Lewandowski am Beispiel von Theater und Film Gedanken und kommt zu dem Ergebnis, daß der Dialog in diesem Zusammenhang ausgeprägt konservative Elemente enthält und daher weder damals noch heute innovativ werden konnte. Ludger Storb weist am Beispiel der »Peanuts« von Charles M. Schulz überzeugend nach, daß der Dialog ein konstitutives Element des anspruchsvollen Comic Strip ist, wobei seine besonderen Möglichkeiten in einer spannungsreichen Wechselbeziehung von Bild und Sprache liegen. Für Anglisten dürfte der Aufsatz von Mario Relich von Interesse sein, der sich darum bemüht, die überlegene Originalität des Denkers und Literaten Anthony Ashley Cooper, Earl of Shaftesbury, nachzuweisen, auch wenn er Platons Dialogstil adaptiert. Mit einem weniger bekannten Werk von Bertold Brecht, den »Flüchtlingsgesprächen«, die 1940/41 in seinem finnischen Exil entstanden sind, setzt sich Conrad Borovski auseinander. Die »Flüchtlingsgespräche« deutet er als einen wahrhaft dialektischen Dialog im Sinne der Dialektik Brechts, in denen der Autor selbst zu seinen Grundpositionen kritisch-ironisch Distanz findet. Dialogdefekte im spätrömantischen Roman untersucht Meino Naumann am Beispiel von Eichendorffs erstem Prosawerk »Ahnung und Gegenwart«. Die Probleme mit dem Dialog bestimmt er auf einer allgemeinen Ebene als Reflex der Romantik auf den Verlust der Einheit der Welt und führt sie im speziellen auf Eichendorffs Kampfansage an die »revolutionäre Emanzipation der Subjektivität« (92) zurück, worunter dieser sowohl die Empfindsamkeit als auch den aufklärerischen Rationalismus mit seinem Prinzip des »ZWEI-fels« (92) verstand.

Die folgenden Arbeiten beschäftigen sich mit der Anwendung linguistischer Ansätze im Rahmen der Literaturinterpretation. Die suprasegmentellen Einheiten der Sprache bestimmt Gerhard Charles Rump als »Bindeglied zum gesamten anderen Ausdrucksverhalten des Menschen« (224) mit der Aufgabe, nichtverbalisierbare Inhalte zu übermitteln. Anhand von Arno Schmidt und James Joyce erläutert er zwei phantasievolle Möglichkeiten, das Korsett der Schriftsprache aufzubrechen, um über Graphopoese und Onomatopoeie dem Rezipienten Suprasegmentalia übermitteln zu können. Auch Ekard Rolf beschäftigt sich mit Arno Schmidt, und zwar mit der Struktur seiner Informationsdialoge. Dabei handelt es sich um dialogische Essays, in denen auf Leben und Werk von Autoren eingegangen wird, die von der Literaturgeschichte und -wissenschaft vergessen oder unterbewertet wurden. Im einzelnen geht er der Frage nach, wie ein Dialog überhaupt zu einem Informationsdialog wird, wie der Informant die Überprüfung seiner Kompetenz übersteht und was für Folgen dies für den weiteren Dialogverlauf hat und schließlich, was der zu Informierende zur Aufrechterhaltung des Gesprächs zu tun hat. Auf »Die Verwirrungen des Zöglings Törless« von Robert Musil bezieht sich Werner Zilg, um zu prüfen, wie am Dialog charakterliche Merkmale der Romanfiguren manifest werden. Er bedient sich dabei eines erweiterten Sprechakttheoretischen Ansatzes, über dessen Brauchbarkeit wohl erst in weiteren Analysen entschieden werden kann. Der umfassendste Beitrag, »Literatur als Konfliktmodell. Ethnomethodologische Ansätze in der Literaturinterpretation«, stammt von Ernest W.B. Hess-Lüttich. Hess-Lüttich zeigt uns darin mit besonders hohem terminologischem Aufwand, daß er die relevanten Arbeiten der Ethnomethodologen, Verstehenssoziologen und der sprachanalytischen Philosophie kritisch zur Kenntnis genommen hat. Was er mit seinen oft zusammenhanglos aneinan-

dergereihten ethnomethodologischen (?) Literaturinterpretationen zeigen kann, daß nämlich Idealisierungen, Postulate und Universalitätsansprüche immer problematisch und mit Vorsicht zu genießen sind, das läßt sich leichter an Alltagskommunikation zeigen, wenn ich auf diese zurückschließen will. Wenn Hess-Lüttich uns abschließend »den Autor fiktionaler Texte als Seismographen kommunikativer Prozesse in der Gesellschaft« vorstellt, »dessen Intuitionen uns vielleicht auf die Spur ... der Ursachen kommunikativer Konflikte zu bringen vermag« (48), und im selben Satz noch ihr fruchtbares Potential u.a. zur Vermeidung sozialer Konflikte (!) betont, dann frage ich mich, warum man überhaupt nach den Ursachen von Kommunikationskonflikten fragen soll?!

Von einigen Ausnahmen abgesehen, sind gerade die Aufsätze, die sich besonders wissenschaftlich geben, ausgesprochen konzeptionslos und in ihrer gedanklichen Inkonsistenz nur schwer nachzuvollziehen. Was darüber hinaus noch ungemein stört, ist eine ungewöhnliche Häufung von Druckfehlern (Rechtschreibung, Zeichensetzung, Unterschlagung eines oder mehrerer Worte, Fehler in den Zitaten und in den Literaturverzeichnissen). Dieser Mangel wird auch nicht von einem Index am Ende des Buches aufgewogen, zumal sein Sinn nicht recht einzusehen ist, wenn auf die Stichworte in der Regel nur einmal verwiesen werden kann. Die Kosten dafür wären besser in einen weiteren Korrekturgang geflossen.

Michael Weber (Heidelberg)

**Ensslen, Klaus: Einführung in die schwarzamerikanische Literatur.** Kohlhammer Verlag, Stuttgart 1982, (256 S., br., DM 24,80)

Zu einer Zeit, da die hiesige Linke Theorien der Dritten Welt innerhalb und außerhalb imperialistischer Zentren und die kulturellen Äußerungsformen nationaler Befreiungsbewegungen diskutiert, ist auch eine Beschäftigung mit der Literatur der schwarzen Nordamerikaner über den Kreis der Amerikanisten hinaus angezeigt. Ensslen liefert dafür einen übersichtlich gegliederten und verständlich abgefaßten Einstieg. In fünf großen Abschnitten, jeweils mit ausführlicher Bibliographie, spannt er den Bogen von der Kolonialzeit bis zur schwarzen Autobiographie der späten 70er Jahre.

Nach Anfängen in der Volksliteratur und einer eher angepaßten Lyrik waren es vor allem die *slaves narratives*, die zum kongenialen politischen, aber auch künstlerischen Ausdruck der Erfahrung der Sklavenzzeit wurden, eine Literatur mit ungeheurer Breitenwirkung, mit der Funktion einer direkten Gebrauchsliteratur im Rahmen der Abolitionismusbewegung der 1820er bis 1860er Jahre. Die *narratives* von Northup und Douglass werden exemplarisch eingehend analysiert.

Die Periode zwischen 1880 und 1930 wertet Ensslen als eine Phase sozioökonomischer Eindämmung mit gleichzeitigen Anfängen einer kulturellen Selbstbesinnung. Als Beispiele der Anpassung und kaschierten Selbstdarstellung dienen ihm vor allem die Romane Chesnutts, die Lyrik Dunbars, die Autobiographie und das politische Wirken Booker T. Washingtons. Mit W.E.B. DuBois, der Gründung der National Association for the Advancement of Colored People 1905, mit James Weldon Johnson, setzt dann freilich eine kulturelle Bewegung ein, der — in der Harlem Renaissance der 20er Jahre gipfelnd — Literatur immer mehr zum bewußten Mittel expliziter Selbstwertbestimmung wird.

Ein Zwischenkapitel (1930-1960) konzentriert sich auf die drei Romanciers Richard Wright, Ralph Ellison und Chester Himes und arbeitet die Gegensätze zwischen politischer Radikalisierung (Wright war zeitweise prominentester schwarzer Literat in der CPUSA) und Integrationsorientiertheit (bei gleichzeitiger bitterer Kritik der Diskriminierung: Ellison, *Invisible Man*) heraus. Ensslens ausführliche Interpretation von Wrights *Native Son* stellt einen beträchtlichen Fortschritt gegenüber der bisherigen Sekundärliteratur dar. Chester Himes' Kriminalromane geben Anlaß zur Diskussion der Verwertung schwarzer Kulturproduktion am weißamerikanischen Literaturmarkt.

Die vielfältigen Formen, Tendenzen und Themen schwarzer Gegenwartsliteratur faßt



Ensslen unter dem Titel »Black Literature als politische und kulturelle Unabhängigkeitsklärung« zusammen. Nach einer Erörterung der politischen (der Weg von Civil Rights zu Black Power) und ästhetischen Grundlagen (die sich aus dem Black Arts Movement entwickelnde »black aesthetic« einer Kunst und Literatur »for, by, and about black people«) wendet er sich den einzelnen Gattungen Erzählprosa, Drama/Theater, Lyrik und Autobiographie zu. — An dem wichtigsten Vertreter moderner schwarzer Prosa, James Baldwin, demonstriert Ensslen den Widerspruch zwischen wacher Militanz und tiefgreifender Analyse der Essays und einer meist resignativen Grundtendenz der fiktionalen Helden. Während die Lyrik vor 1960 noch überschaubar war, hat die »Lyrik der Straße« in den nachfolgenden zwei Jahrzehnten eine geradezu explosive Entwicklung genommen, vergleichbar der Lyrik der Chicanos und Puertoricaner in den USA. Lyrik, in ihrer engen Verknüpfung mit den Elementen populärer Musik, gelingt es so am ehesten, zu einer massenwirksamen Gegenkultur zu werden.

Einige Ausprägungen eines sozial bewußten didaktisch-rituellen Theaters vermochten dies zumindest auch zeitweise, indem die bekannteren Stückeschreiber selber auch in den Ghettos agierende Theatergruppen leiteten: LeRoi Jones/Barakas Spirit House; Ed Bullins' New Lafayette; John O'Neals Free Southern Theater. Ensslens Theaterteil bleibt insgesamt blaß; im Gegensatz zu den anderen Kapiteln kommt es auch nicht zu exemplarisch-vertiefenden Analysen herausragender Dramen. Um so gelungener ist jedoch das abschließende Unterkapitel zur Black Autobiography, die aktualisierte Version seines Aufsatzes in Gulliver 3/1978. Mit Recht wird konstatiert: »Im aktuellsten wie im historisch weitesten Rahmen erweist sich der autobiographische Impuls, ob individuell oder kollektiv genommen, heute betont als zentraler Nerv der kultur- und gesellschaftskritischen Energie der schwarzamerikanischen Literatur« (217).

Ensslens Sprache ist manchmal literaturwissenschaftlich-gelehrt-wortgewaltig. Das Verdienst des Buches besteht aber darin, einen erschöpfenden Überblick und exemplarische Analysen stets mit der sozialen Lage und den politischen Kämpfen der Schwarzamerikaner in einem unaufdringlich literatursoziologischen Ansatz verbunden zu haben.

Dieter Herms (Bremen)

**Christadler, Martin, und Olaf Hansen (Hrsg.): Marxistische Literaturkritik in Amerika.**

Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 1982

(516 S., Ln., 107,- DM, f. Mitgl. 66,- DM)

In einer Phase des politischen Prozesses hierzulande, wo den Friedens- und Ökologiebewegungen verstärkt der Vorwurf des Antiamerikanismus gemacht wird, mehrten sich zu Recht die Bemühungen, den Deutschen ein »anderes« Amerika nahezubringen, das nicht das Amerika Reaganschen Rüstungswahnsinns und sozialer Demontage ist. Ohne es vielleicht im Ansatz gewollt zu haben, reiht sich nun die theoretische Aufarbeitung und detaillierte Dokumentation eines Ausschnitts »marxistischer« Literaturkritik in den USA durch Christadler und Hansen in diesen Kontext ein.

Was ist denn überhaupt »marxistische Literaturkritik in Amerika«? Christadler und Hansen geben in ihrer Einleitung negative Antworten: *keine* geschlossene »community of scholars«, *keine* gemeinsamen ästhetischen oder parteipolitischen Überzeugungen, Verschmelzungen von liberalhumanistischem, radikal-demokratischem, sozialistisch-nationalistischem, idealistisch-pragmatischem Gedankengut. Auch in der weiteren Argumentation sucht man vergeblich nach einer historischen Ableitung oder dem Versuch einer Definition. Was die Einleitung tatsächlich leistet, ist eine Einbettung der dokumentierten Texte in dem sozial- und kulturhistorischen Kontext der 30er Jahre, der *red decade* also, mit Weltwirtschaftskrise, großer Depression, den Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen des New Deal, auch im Kultursektor, und dem Aufschwung einer demokratisch-sozialistischen Kultur und Literatur.

Die Texte von Michael Gold, Victor F. Calverton, Edmund Wilson, Joseph Freeman, Isidor Schneider, Alan Calmer, James T. Farrell, James Burnham, Granville Hicks, Philip Rahv, Wallace Phelps, Kenneth Burke, Frederick W. Dupee, Alvah C. Bessie, Dwight MacDonald, Meyer Schapiro, Newton Arvin, William Phillips, Malcolm Cowley, ergänzt durch Plattformen, Manifeste, Fragebögen, Symposien und nicht namentlich gezeichnete Thesen, werden übersichtlich gegliedert in die Kapitel »Programm und Manifest«, »Polemik«, »Ästhetik und Literaturtheorie«, »Einzelanalysen«, »Konstruktion einer progressiven amerikanischen Literaturgeschichte«, sowie »Bilanz und Ausblick«. Ein kompletter Reader einer literaturkritischen Debatte, die in den *New Masses* und einigen anderen Zeitschriften geführt wurde, von Michael Golds »America Needs a Critic« (1926) bis zu Philip Rahvs »Disillusionment and Partial Answers« (1948). Ein Reader, der vielleicht zu vollständig ist, bezieht er doch eine Reihe nichtmarxistischer Kritiker mit ein — ein Verfahren, das dann legitim ist, wenn man die Debatte im Rahmen der Zwei-Kulturen-These begreift, daß nämlich von einer die Klassengrenzen überschreitenden demokratischen *und* sozialistischen Ideologie und Kultur die Rede ist.

Christadler und Hansen tun dies nicht explizit, wohl aber scheint der Begriff durch ihre Kommentare zum Reader in der Einleitung hindurch. Sicherlich überrepräsentiert ist die Kontroverse um Thornton Wilder, den »prophet of the genteel Christ«, nur erklärbar durch die überdimensionale Rezeption, die Wilder im Rahmen des kulturellen Re-Edukationsprogramms Westdeutschlands in der unmittelbaren Nachkriegszeit erfuhr.

Der Titel des Buches ist also völlig irreführend. Es beschreibt oder dokumentiert keineswegs »Marxistische Literaturkritik in Amerika« oder das, was man unter jenen spezifisch nationalen Bedingungen dafür halten könnte. Es fehlen die ersten Ansätze einer kulturpolitischen Diskussion der Arbeiterbewegung des späten 19. Jahrhunderts ebenso wie die utopisch-sozialistischen und christlich-sozialistischen Beiträge aus derselben Zeit. Es fehlen die *Industrial Workers of the World* ebenso wie Auszüge aus den revolutionär-journalistischen Reportagen eines John Reed. Es fehlen der proletarische Marxismus eines Jack London wie die ökonomischen Literaturerklärungen eines Upton Sinclair. Ob beispielsweise die Debatte der 30er Jahre in der marxistischen Kritik der 60er Jahre rezipiert und weiterentwickelt wurde — darüber erfahren wir nichts. Auch nicht über Entwicklungen der 70er Jahre, wo es sogar marxistische Ansätze innerhalb der Postmodernismuskritik gibt.

Die Beschränkung auf zwei Jahrzehnte mit Schwerpunkt in der Red Decade ist zweifellos begründbar, wenn auch von den Herausgebern nicht explizit begründet. Der zumindest diskursive Rückgriff in die Vergangenheit und der Vorgriff in die Zukunft wären freilich unabdingbar gewesen, um sich einer Klärung dessen zu nähern, was marxistische Literaturkritik unter spezifisch US-amerikanischen Bedingungen heißen könnte. Wer einen fast lückenlosen, solide edierten Reader von marxistischen und demokratischen literaturkritischen Texten der 30er Jahre im englischsprachigen Original lesen will, dem ist die Ausgabe von Christadler und Hansen durchaus zu empfehlen.

Dieter Herms (Bremen)

**Mayer, Hans: Ein Deutscher auf Widerruf.** Erinnerungen. Bd. I. Suhrkamp Verlag, Frankfurt/M. 1982 (430 S., Ln., 38,- DM)

Der 1907 geborene, zuletzt in Tübingen lehrende Literaturwissenschaftler Hans Mayer erzählt in seinen »Erinnerungen« chronologisch über sein Leben. Die drei Teile des ersten Bandes werden gebildet durch die Lebensabschnitte: Weimarer Republik, Exil in der Schweiz und in Frankreich, westdeutsche Nachkriegsjahre. Auf die Jugend in einer großbürgerlichen Kölner Familie 'deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens' und das Jura-Studium, vor allem bei Hans Kelsen, sowie die gleichzeitige politische Aktivität als nicht in die SPD aufgenommenen Jungsozialist, als Roter Kämpfer und als SAP-Mit-

glied folgt, nicht zufällig zum Zeitpunkt des VII. Weltkongresses der Kommunistischen Internationale, der Bruch mit Heinrich Brandler und August Thalheimer. Mit Stipendien von Max Horkheimers Institut für Sozialforschung arbeitet Mayer in Genf am Hochschulinstitut für Internationale Studien, um schließlich interniert und danach für das »Freie Deutschland« in der Schweiz tätig zu werden. Als Kommentator bei Radio Frankfurt, als Dozent der Akademie der Arbeit und hessischer VVN-Vorsitzender, auf den Schriftstellerkongressen in Berlin 1947, Frankfurt und Breslau 1948 entfaltet er eine weitgespannte Aktivität für die Verwirklichung des Antifaschismus in Westdeutschland, bis er 1948 dem Ruf nach Leipzig folgt.

Wie schon die Gliederung zeigt, stehen im Zentrum Berufliches und Politisches, während Privates fast vollständig ausgeblendet wird — Mayer beklagt hier keineswegs seine »zäh(e)« »Amnesie« (9). Mayer wechselt immer wieder die Zeitebenen, um Vergangenheit und Gegenwart des autobiographischen Erzählers zu verbinden. Nur sehr selten allerdings geschieht dies in der Form der Reflexion; in der Regel schließt Mayer an den — so durchgängig sein Stil (vgl. 26) — knappen Bericht zunächst eine Vorausdeutung (oder einen literarischen Vergleich) an, auf die dann die Wertung folgt. Wie und ob sich Veränderungen ergeben haben, wird meist nicht thematisiert; einige Ausnahmen fallen um so mehr auf, als in ihnen der Verfasser sich ein Vorauswissen zuschreibt, für das die Unterschiede zwischen dem früheren Bewußtsein und dem heutigen belanglos werden. Angesichts von Hans Mayers Biographie ist es kein Zufall, daß eine dieser Ausnahmen Josef Stalin betrifft, merkwürdig ist, wie formelhaft die Behauptung des Vorwissens ausfällt und daß sie sich in dem Buch zweimal fast wörtlich wiederholt: »Ich war nicht Trotzki geworden, hatte aber durch Trotzki gelernt, das Phänomen Stalin zu verstehen. Ich war nicht 'enttäuscht', als man die Hinrichtung Bucharins erfuhr und den Mord an Trotzki, den Empfang von Ribbentrop im Kreml und die neue Teilung Polens. Als Stalin starb, nahm ich als Leipziger Professor natürlich an der amtlichen Trauerfeier unserer Universität teil. Ich wußte, daß man, von welcher Seite immer, mein Mienenspiel genau ins Auge faßte. Es war nichts zu sehen. Ich sah aus, wie man in diesem Augenblick auszusehen hatte.« (295, vgl. 157)

Wohl an keiner anderen Stelle dieser Memoiren werden die tiefgreifenden Schwierigkeiten Mayers deutlicher, in der gegenwärtigen Situation eine öffentliche Selbstdarstellung vorzulegen, als in dem Teil seines Buches, den er auch für eine Vorveröffentlichung im »Merkur« wählte: »Die Reise nach Polen« (397-414). Denn diese Episode präludiert das erst im nächsten Band zu beschreibende Skandalon — den Weggang Mayers, der kein Mitglied der KPD war, aus den Westzonen in die DDR, hinter dem immer noch, wie die nur als hysterisch zu bezeichnenden Rezensionen in »FAZ«, »Tagesspiegel« usw. beweisen, die Rückkehr in den Westen 1963 verblaßt. Darüber hinaus ist auch formal Mayers Darstellung seiner Teilnahme am Breslauer Weltkongreß der Intellektuellen für den Frieden 1948 eine Selbstverteidigung. Mayer wehrt sich gegen die gehässige und haßerfüllte Darstellung, die Max Frisch (zu dessen Herausgeber Mayer freilich viele Jahre später wurde) in seinem »Tagebuch 1946-1949« (1950, 278-301) gab. Wie sonst nie spricht Mayer hier aus der Erzählergegenwart, und er gibt Frisch in seiner Kritik am jungen Mayer so umfassend Recht, daß der Leser es nur dann nicht fassen könnte, wenn er nicht zugleich auf zwei Merkwürdigkeiten stieße. Für die rechtfertigende Konstruktion bedarf Mayer der Behauptung, daß ihm in seiner Darstellung, also im Zeitverlauf des Schreibens, ein Gedächtnisfehler (409) unterlaufen sei — er betrifft den Auftritt Alexander Fadejews in Breslau, den Mayer als Spaltungsmanöver mit dem Melvin J. Laskys 1947 in Berlin gleichsetzt (411) — und der Entwertung des relativ leicht wieder auffindbaren Textes seiner Breslauer Rede mit den Worten: »Ich besitze ihn nicht mehr, kann mir ungefähr denken, was ich damals schrieb.« (411) (Man lese selbst: Hans Mayer: Echte und falsche Kultur. — In: Heute und Morgen 2 [1948], 569.)

Der weitgehenden Anpassung ans fremde, hier Max Frischs Urteil, das der BRD-Geenwart genehm ist und das Meyer kaum zu problematisieren wagt — seine Begründung in der westlichen Front des Kalten Krieges ist evident —, entspricht die Verweigerung von Informationen an Stellen, wo durchaus mehr von Mayer zu erfahren gewesen wäre. Mayers Kritik der SPD und der KPD vor und nach 1933, an der SAP, an Brandler und Thalheimer im Exil bezog sich stets auf die Notwendigkeit des gemeinsamen Kampfes gegen den Faschismus (vgl. 174). Dieser historische Bezugspunkt, der auch noch die Nachkriegsjahre bestimmt, wenn Mayer hartnäckig den Titel des Breslauer Kongresses (Für den Frieden) mit dem der Volksfrontkongresse der 30er Jahre (Verteidigung der Kultur) verwechselt, gerät in der autobiographischen Darstellung in den Hintergrund, weil Mayer sein heutiges, letztlich schon im Titel annonciertes und im »Außenseiter« (1975) theoretisiertes Deutungsmuster durch seine Vergangenheit hindurchzieht. Die Konstruktion der Vorläufigkeit aller Identifikationen mit gesellschaftlichen Klassen und politischen Parteien schließt die einer jenseits der Gesellschaft und der Politik angesiedelten Identität durchaus ein: Hans Mayer stilisiert sich als den Schriftsteller, der zeitweise, bis zu seiner »Erweckung« (207), von seiner Berufung durch Brotberuf oder Politik abgehalten wurde: Carl Jacob Burckhardt war es, der ihm in Genf nicht nur »bei der Entwicklung zur Kenntlichkeit« (207) half, sondern sogar »zu meiner Identität verhalf«: »Dazu nämlich, die Werke der Schriftsteller nicht als Indizien für Historisches zu benutzen, folglich zu mißbrauchen, sondern als Schöpfungen eigenen Rechts ernst zu nehmen.« (205) Aus dem Bekenntnis zur Autonomie folgt das Deutungsmuster vom »Doppelleben« (vgl. schon 68, 127), das Mayer zwischen Literatur und Politik zu führen hatte. Verwunderlicherweise geht der Literaturhistoriker mit keinem Wort auf die mehr als fragwürdige, populär gewordene Ausprägung des Musters »Doppelleben« durch Gottfried Benn (1950) ein. Obwohl Mayer viele Probleme mit dem Konzept »Doppelleben« löst, das stets und überall eine *reservatio mentalis* behauptet, setzen sich quer zur Intention des Literaten auf Literarisches einige Züge in Mayers Schreibweise durch, die sein Buch zu Memoiren im schlechten Sinn — zu Berufserinnerungen — werden lassen: Einer ungehemmten Orientierung auf Prominenz werden auch relativ unbedeutende »Begegnungen« mit Figuren wie Adenauer oder Schumacher zum Anlaß eines »Porträts«, gar eines ganzen Kapitels; diesem name dropping entspricht fatal das Personenregister des Buches, das eine solche Leseweise institutionalisiert; die Porträts zeigen dieselbe Formelhaftigkeit wie die Urteile über Mayers frühere politische Position. Selten kennen Porträts innere Widersprüche, wie das Max Horkheimers (178-188), den Mayer neben Kelsen, Burckhardt, Bloch und Brecht heute zu seinen Lehrern zählt (204).

Es wäre zu wünschen, daß Hans Mayer sich im zweiten Band stärker auf Erinnerungsarbeit einließ, weniger auf das nur scheinbar spontane Gedächtnis setzte, stärker mit Dokumenten seiner Vergangenheit umginge und so die Widersprüche und damit die Veränderungen deutlicher machte. Als »Exkurse« fügt Mayer vier kursiv gesetzte ältere Texte ein: eine Erzählung, zwei Aufsätze und eine Rede; leider löst er den damit gesetzten dokumentarischen Anspruch an anderen Stellen aber nicht ein. Wenn sich das im ersten Band angelegte Konzept des »Doppellebens« — Beruf und Politik, Autonomie der Literatur und »Stalinismus« — durchsetzt, dann braucht es eigentlich nicht Hans Mayer, um diesen Band zu schreiben. Diesen »Bericht« liest jeder täglich in der Zeitung. Wie relevant Mayers Erfahrungen als bearbeitete sein können, zeigt *ex negativo* die Rezension des ersten Bandes in einem neu gegründeten germanistischen Referateorgan, in dem der vor dem Faschismus in die USA emigrierte Rezensent die Infamie begeht, Mayers Memoiren als komplementär zu den gleichzeitig, wenn auch im Insel-Verlag erschienenen Benno von Wieses zu besprechen. Rot und braun ... Helmut Peitsch (Berlin/West)

## Kunst- und Kulturwissenschaft

**Berger, Renate: Malerinnen auf dem Weg ins 20. Jahrhundert.** Kunstgeschichte als Sozialgeschichte. DuMont Verlag, Köln 1982 (343 S., br., 16,80 DM)

Die Kämpfe der Künstlerinnen seit dem 19. Jh. sind für die Frauenbewegung insofern kein Randphänomen, als nicht zuletzt in künstlerischen Berufen die Anerkennung schöpferischer Fähigkeiten erstritten wurde, eine der sorgsamst gehüteten, meist biologisch begründeten Privilegien der Männer. Renate Berger stellt wesentliche Aspekte der Behinderung von Frauen in diesem Bereich dar. Wie in allen Berufen, so wurden Frauen auch hier zunächst nur auf niederster Stufe zugelassen und sollten hier festgenagelt werden: Der künstlerische Dilettantismus war im 19. Jh. im wesentlichen weibliche Domäne, dabei, wie Berger zeigt, durch handfeste, wenngleich meist verleugnete, ökonomische Interessen bestimmt. Der Zugang zum Kernbereich künstlerischer Tätigkeit, dem Zeichnen, Malen, der Bildhauerkunst, wurde um die Jahrhundertwende schrittweise erstritten — was bedeutete, daß zunächst für eine gleichwertige künstlerische Ausbildung (das schloß den Zugang zum Aktstudium ein) gekämpft werden mußte.

Künstlerische Arbeit, die Erfahrungsreichtum und ein hohes Maß an individueller Entwicklung voraussetzt, wurde selbst bei Töchtern aus adligen und großbürgerlichen Familien — die Mehrzahl der Künstlerinnen des von R. Berger untersuchten Zeitraums gehörten diesen Schichten an — in allen Phasen gestört und behindert: von der Aufsicht durch die Eltern, dem fehlenden Rückzugs- und Bewegungsraum (»die Straße« war den wenigsten zugänglich) bis zur Ehe, die im allgemeinen jede ernsthafte künstlerische Tätigkeit beendete. Vorurteile in allen alltäglichen Lebenssituationen, durch Literaten, Kritiker, Philosophen normativ verfestigt, schufen ein Fluidum an Frauenfeindlichkeit, gegen das kaum eine ankam, ohne Schaden zu nehmen. Nur unter Skrupeln, Ängsten, Selbstzweifeln und psychischen Selbstverstümmelungen setzten Frauen ihre künstlerische Arbeit durch. Fast ausnahmslos wurde ihnen die Alternative sexuelle Identität — künstlerische Karriere aufgezwungen.

Berger hat eine Fülle faszinierender Selbstdarstellungen und Zeugnisse von Männern und Frauen aus dem Umkreis der Künstlerinnen erschlossen. Hier liegt die Stärke ihrer Arbeit. Sie versteht es, diese Quellen mit psychologischem Spürsinn auszuwerten. Die Selbsteutungen der Frauen, die sich selten von den männlichen Definitionen vollständig befreien können, werden auf ihren Erfahrungsgehalt hin befragt (so analytisch besonders überzeugend die einer schizophrenen Zwiespältigkeit nahekommende Denk- und Existenzweise der Marianne Werefkin). Darüber hinaus deckt Berger Konkurrenzängste, selbstverständliche Ausbeutungen durch oft ebenfalls künstlerisch arbeitende Ehemänner und Freunde auf, die die Kunstgeschichte bisher nicht zur Kenntnis genommen hat. Es kann als Regel gelten, daß jede große künstlerische Leistung eines Mannes durch die Selbstaufopferung einer Frau mit ermöglicht worden ist (Beispiel: Feuerbach).

Diese Relativierung männlicher geistiger Produktivität durch den Blickwinkel der Frau führt Berger konsequent und mit Verve, Witz und Engagement durch. Es fehlt allerdings der zweifellos schwierige Versuch, diese Analysen, die für die Emanzipation der Frau Partei ergreifen, mit marxistischen Ansätzen zu verknüpfen, deren Bezugspunkt seit dem 19. Jh. die Arbeiterbewegung ist. Es scheint mir kein Zufall zu sein, daß Bergers Buch im wesentlichen den Werdegang bürgerlicher Künstlerinnen untersucht (was zwar auch sachlich bedingt ist) und daß es gleichzeitig eine Dokumentation des Scheiterns weiblicher künstlerischer Versuche geworden ist. Unter bürgerlichen Voraussetzungen war keine grundsätzliche Lösung für die Probleme der Künstlerinnen zu gewinnen.

Geringes Gewicht legt R. Berger auf die positiven Möglichkeiten, die in den ungünstigen Ausgangsbedingungen für Frauen auch lagen. Ein Beispiel: Zwar konnten sich Künstlerinnenschulen nur weniger namhafte Lehrkräfte leisten als die Akademien. Ge-

rade darum gab es hier die Chance, daß ein fortschrittlicher Künstler darunter war wie Stauffer-Bern, der somit zum Lehrer der Kollwitz wurde. Es ist sicher bedenkenswert, das das erste gelungene künstlerische Werk, das fest der Arbeiterbewegung verbunden ist, nicht von einem Mann stammt, sondern von einer Frau, nämlich Käthe Kollwitz. Erst sehr viel später haben Männer derart eindeutig und zukunftsorientiert Partei ergriffen wie sie. Dieser Beitrag einer Frau, aber auch weniger offensichtliche Leistungen, die zumindest ansatzweise genuine künstlerische Gegenentwürfe sind, sollten bei künftigen Untersuchungen stärker beachtet werden. Damit könnten dem Thema weiterführende Dimensionen erschlossen werden.

Jutta Held (Osnabrück)

**Surmann, Rolf: Die Münzenberg-Legende.** Zur Publizistik der revolutionären deutschen Arbeiterbewegung 1921-1933. Prometh-Verlag, Köln 1983 (307 S., br., 36,- DM) Die »Internationale Arbeiterhilfe« (IAH) entstand 1921 aus einer von der kommunistischen Internationale propagierten Kampagne zur Unterstützung des notleidenden Sowjetrußland. Anfangs auf kurzfristige Hilfsaktionen über die Parteigrenzen hinweg orientiert, wurde die IAH ab 1923/24 zu einer internationalen Hilfsorganisation im Spektrum kommunistischer »Vorfeldorganisationen« (Wunderer) ausgebaut mit Schwerpunkt auf der *publizistischen* Unterstützung der revolutionären Arbeiterbewegung, insbesondere des jungen Sowjetstaates. Generalsekretär der IAH war Willi Münzenberg, mit dessen Namen der Aufbau eines weitgefächerten publizistischen Apparates der IAH in Deutschland verknüpft wird. Zum sogenannten »Münzenberg-Konzern« gehörten neben Verlagen und einem Buchclub Zeitschriften wie die »Arbeiter-Illustrierte Zeitung« (AIZ) mit einer wöchentlichen Auflage von mehreren Hunderttausend Exemplaren, Zeitungen (»Welt am Abend«, »Berlin am Morgen«) sowie Filmproduktions- und Verleihfirmen. Mit dieser Publizistik im Umkreis der IAH beschäftigt sich die schon Ende der 70er Jahre abgeschlossene Dissertation von Surmann. Die Memoirenliteratur um Münzenberg (Babette Gross, M. Buber-Neumann u.a.) und die auf einzelne Bereiche beschränkten Analysen im Gefolge der Studentenbewegung schrieben die Spezifik und den Erfolg der IAH-Publizistik ihrer relativen Autonomie, ja Gegenläufigkeit zur politischen Linie der KPD sowie der Genialität von Münzenberg zu. Dagegen begreift Surmann seinen Gegenstand als »speziellen Bereich der Agitation und Propaganda einer Arbeiterorganisation, die sich selbst als Teil der revolutionären Arbeiterbewegung verstand« (18). Entsprechend verknüpft er die Schilderung der einzelnen Verlags-, Presse- und Filmaktivitäten der IAH mit Darstellungen der Strategiediskussion in der Komintern und einer Skizzierung der Organisationsentwicklung der IAH und ihrer außerpublizistischen Aktivitäten. Entstanden ist dabei eine in dieser Vollständigkeit und Ausführlichkeit neue Geschichte der IAH und ihrer einzelnen Unternehmungen in der Weimarer Republik — wobei allerdings unter der durchgängigen Gliederung in drei Entwicklungsstappen die Übersichtlichkeit leidet.

Diese Einteilung gewinnt Surmann in der umfänglichen Auswertung offizieller KI- und KPD-Dokumente, der »Internationalen Presse-Korrespondenz« und insbesondere der Materialien und publizistischen Erzeugnisse der IAH; dabei zeigt sich ein enger Konnex zwischen den Wandlungen kommunistischer Bündnispolitik (1924, 1928/29) und der Organisationsform und politischen Aufgabenstellung der IAH. Auch die formell parteiunabhängige Struktur der IAH-Publizistik und ihr differenziertes Eingehen auf die Bewußtseinslage unterschiedlicher Leserschichten und Bündnispartner — häufig Münzenberg zugeschrieben — sind durchaus in den Diskussionen der KI über die Verbesserung von Agitation und Propaganda als Zielsetzung vorgedacht (vgl. bes. 64ff., 78ff.); ihr politischer Grundtenor folgt der Linie der KPD — etwa in der Übernahme der »Sozialfaschismus-Theorie« durch die AIZ nach 1929 (166f.).

Die politische Wirkung der IAH wertet Surmann, bei Anerkennung partieller publizisti-

stischer Erfolge, als gering. Das Verfehlen des eigenen Anspruchs, dem bürgerlichen Presseapparat in »politisch entscheidendem Umfang« (213) Leser abwerben zu können, insbesondere aber kleinbürgerliche Schichten näher an die Arbeiterbewegung heranzuführen, führt er kritisch auf die Eingebundenheit in die »sich selbst isolierende Politik der KPD« (214) nach 1929 zurück. In seinem durchgängigen Versuch jedoch, den Stellenwert der IAH-Publizistik im »Prozeß der Herausbildung und Entwicklung von Klassenbewußtsein« (217) zu beurteilen, bleibt er — oft bis in die Diktion — der KI-Diskussion der 20er Jahre (und ihrer Wiederholung in Teilen der Studentenbewegung) verhaftet, insbesondere dem absoluten Primat der Stärkung der kommunistischen Partei als Kristallisationspunkt von Klassenbewußtsein und gesellschaftsumwälzender Politik — garniert mit polemischen Ausfällen gegen die »real existierende Gegenrevolution« in Gestalt der SED (z.B. 11). So kaprizieren sich Surmanns Überlegungen zur aktuellen Bedeutung der IAH-Unternehmungen denn auch auf die aktuell eher abseitige Frage, unter welchen Bedingungen der revolutionären Organisation der Arbeiterbewegung eine differenzierte Publizistik eher nützt oder eher schadet (217ff.), um letztlich zum Schluß zu kommen, daß für ihre Wirkung entscheidend allemal die »richtige Politik« sei. (223; vgl. 19, 109, 119) — Weniger also ein Beitrag zur Theorie fortschrittlicher, massenwirksamer Publizistik denn eine fundierte Aufarbeitung der bisher nur in Teilen bekannten Geschichte der IAH und ihrer Unternehmungen im Kontext der KI-Politik. Der Verlag verdient Tadel wegen schludriger Herstellung.

August Soppe (Hamburg)

**Schivelbusch, Wolfgang: Intellektuellendämmerung.** Zur Lage der Frankfurter Intelligenz in den zwanziger Jahren. Insel-Verlag, Frankfurt/M. 1982 (142 S., Abb., Ln., 30,-DM)

»Frankfurt ist eine Großstadt, aber doch nicht groß genug, als daß nicht innerhalb seiner verschiedenen Gesellschaftskreise jeder den anderen kennt und ihm rund dreimal täglich ... begegnete. Diese verhältnismäßige Intimität des öffentlichen Lebens bedingt eine große Tugend dieser Stadt, nämlich ... die Möglichkeit, auf eine viel intensivere, reibungslosere und daher ökonomischere Art und Weise zur Verwirklichung sachlich wichtiger Unternehmungen zu gelangen; dieser Vorteil naher und bequemer Arbeitsverbindungen kommt in Frankfurts geistiger Physiognomie ja bekanntlich auf das hervorragendste erfolgreich zum Ausdruck.« So charakterisierte der mit Walter Benjamin befreundete Ernst Schoen, Programmleiter des Frankfurter Rundfunks, Mitte der zwanziger Jahre sein Arbeitsumfeld.

»Einzelaufnahmen« der »geistigen Physiognomie« (9) dieser wohl »bürgerlichsten Stadt Deutschlands« (25) in der Weimarer Republik liefert Schivelbusch, der Kulturhistoriker von Alltagsphänomenen, in seiner vom Hessischen Ministerpräsidenten im Rahmen der regionalgeschichtlichen »Hessen-Bibliothek« geförderten Studie. Er skizziert die aus bürgerlichen Stiftungen entstandene Frankfurter Universität und die Fronten zwischen »Georgianern« und Soziologen in ihrem Lehrkörper und verfolgt die Auflösung des »Instituts für Sozialforschung« bis hin zur beruflichen Kontinuität der daran beteiligten Verwaltungsbeamten über das Ende des Krieges hinaus; der Faszination des »unverbildeten« Ostjudentums auf Teile der kritischen Intelligenz unter den assimilierten Westend-Juden und dem daraus erwachsenen »Freien Jüdischen Lehrhaus« mit dem Ideal gegenseitiger Bildung Gleichgestimmter wird ebenso nachgespürt wie den Querelen um die Verleihung des Goethe-Preises an den bisher ungeehrten und in Deutschland umstrittenen Sigmund Freud im Jahre 1930; zwei Kapitel schließlich sind den anregenden Programminnovationen des Frankfurter Rundfunks und der Entwicklung der »Frankfurter Zeitung« mit Schwerpunkt auf den Besitzveränderungen Ende der zwanziger Jahre gewidmet.

Gestützt auf breites Hintergrundwissen zur Wissenschaftsentwicklung in der Weimarer Republik, auf viele Interviews mit Zeitzeugen und die Auswertung von Biographien und literarischen Verarbeitungen (etwa Kracauers Romane), gelingen Schivelbusch Milieustudien, die im Verfolg der vielfältig miteinander verknüpften Personen zu einem Gesamteindruck der intellektuellen »Frankfurter Scene« der zwanziger Jahre zusammenschließen, »Geschichtsfeuilleton« im besten Sinne bieten. Interessant sicherlich vorrangig für Frankfurt-Verbundene, denen eine Vergegenwärtigung der intellektuellen Lokalgeschichte anhand der beigelegten Adressenliste anempfohlen sei; interessant aber auch für andere Angehörige der behandelten sozialen Schicht: Indem Schivelbusch das, was auch heute noch das alltägliche Interesse von Intellektuellen findet — die Gruppen- und Fraktionsbildung in der Universität, die informellen Gesprächszirkel, die örtlichen und persönlichen Beziehungen etc. —, nicht außer acht läßt, sondern als Faktoren der Herausbildung von Haltungen ernst nimmt, macht er die damaligen Verhältnisse und Erfahrungen vergleichbar und damit nutzbar für den heutigen Rezipienten. — Manche empirischen Angaben und Verallgemeinerungen — bei der »Frankfurter Zeitung« und vor allem beim Frankfurter Rundfunk, wo Schivelbusch überwiegend auf schon verarbeitetes Material zurückgreift, es teilweise mißverstehen und ohne genauere Sachkenntnis recht vollmundig Schlußfolgerungen zieht — sind mit Vorsicht zu genießen; der knappe Anmerkungsapparat hätte unter Einhaltung gängiger Standards nicht gelitten.

August Soppe (Hamburg)

**Hahn, Bernd, und Holger Schindler: Punk — die zarteste Versuchung, seit es Schokolade gibt.** Buntbuch Verlag, Hamburg 1983 (240 S., br., 19,80 DM)

Die Ironie, die im Titel durchscheint, ist Bestandteil sowohl des Punk wie dieser Untersuchung über Punk. Eine Lehrer-Kollegin schrieb mir nach der Lektüre, das Buch habe ihren Begriff von Punk »dynamisch erweitert«. Ich vermute, das konnte sie nur feststellen, weil nicht nur der Punk — als kulturelles, d.h. politisches und musikalisches Phänomen — in seiner ganzen Dynamik deutlich wird, sondern sich das auch in einer ungewein dynamischen Darstellungsweise ausdrückt. Darunter leidet zwangsläufig die Wissenschaftlichkeit, aber darum geht es den Autoren auch gar nicht. Im Gegenteil: »Um dem Thema 'Punk' gerecht zu werden, haben wir eine Darstellungsweise gewählt, die den untersuchten Gegenstand nicht akademisch steif, systematisch und langweilig abhandelt, sondern ihn durch eine adäquate grafische und literarische Technik zu veranschaulichen und zu analysieren sucht.« (6) Die Stärke ist zugleich die Gefahr des Buches: Ohne kritische Distanz, ohne vorgefertigte Schemen und Kriterien wird nachvollzogen, beschrieben, zugeordnet und bewertet — orientiert an eigenen Erfahrungen. Wo die Autoren Hinweise auf wissenschaftliches Herangehen geben, werden ihre Ausführungen oberflächlich und gehen keinen Schritt über Bekanntes zur Subkulturforschung (R. Schwendter, G. Kurz) hinaus (201ff.).

Um Punk zu verstehen, gehen die Autoren auf die Ursprünge zurück und schildern die Londoner Underground-Szene des Jahres 1976. Hier wie auch in anderen Kapiteln geraten die soziologischen Zusammenhänge stets etwas eindimensional, wenn es z.B. heißt: »Punk — das war das Spiegelbild ihrer Lebenssituation, die geprägt war/ist von fortschreitender Jugendarbeitslosigkeit, Zunahme staatlicher Repression in nahezu allen Bereichen, von der Langeweile, die der Isolation und Monotonie moderner Schlafstädte entspringt ...« (20) Natürlich ist das nicht falsch, aber die Aneinanderreihung von weder begründeten noch problematisierten Ursachenfeldern ersetzt hier das mühsame Geschäft der Analyse. Die Ausführungen zu den musikalischen Mitteln, den textlichen Qualitäten und aggressiven Repräsentationsformen sind dagegen überzeugend und hautnah. Nach einem Rückblick auf die Subkultur der 50er Jahre (52ff.), auf eigene musikalische Versuche in den 60er und 70er Jahren (60ff.) werden die wichtigsten deutschen



Gruppen sachkundig skizziert und kritisch bewertet (69ff.) sowie die Vermarktung der subkulturellen Impulse durch Mode- und Musikbranchen nachgezeichnet. War Punk einmal anti-kommerziell und auf einen Kunstbegriff aus, der die etablierte Opern-Elite-Kunst überwinden wollte (»Punk spielen kann jeder. Punk ist ein Lebensgefühl«, 77), so ist die daraus hervorgegangene sogenannte Neue Deutsche Welle »voll in industrieller Hand. Sie ist ein germanischer Industriezweig« (78).

Wichtige Hintergrundinformationen liefert ein Exkurs über »Elektronik und Musik« (107ff.). Dem technisch wenig Versierten wird hier ein Grundkurs in den musikalischen Möglichkeiten des Computer-Zeitalters vermittelt. Das Kapitel über »Fanzines«, die wichtigsten schriftlichen Mitteilungsformen der Punk-Szene, gibt auch Auskunft über die Produktionsweise des Heftes (151ff.). Das Buch wird zunehmend selbst zum »Fanzine«, die Beschreibung des »Chaos« wird durch ein neues »Chaos« aus Songtexten, Bildern, Sprüchen usw. vorgenommen.

Über weite Strecken ist das Buch eine Fundgrube von authentischen Ideen und Plattheiten. Wer auf der Suche nach einer schlüssigen Erklärung des Phänomens Punk zwischen Subversivität und Kommerz ist, muß zwischen den Zeilen lesen und den Wust von Material zu einem eigenen Gebäude ordnen können. Frank Dietschreit (Hamburg)

## Soziologie

**Bammé, Arno, Günter Feuerstein, Renate Genth, Eggert Holling, Renate Kahle und Peter Kempin: Maschinen — Menschen, Mensch — Maschinen.** Grundrisse einer sozialen Beziehung. Rowohlt Taschenbuchverlag, Reinbek 1983 (332 S., br., 14,80 DM)  
 »Die Maschinen, die wir bekämpfen, sind ein Teil von uns selbst« — mit solch ungewohnter These setzen sich Bammé u.a. mit der angesichts der Neuen Technologien wieder einmal aktuell gewordenen Frage nach dem Verhältnis von Mensch und Technik auseinander. Selbstbewußt kritisieren die Autoren zunächst die Sichtweise der klassischen Technikkritik, der Frauen-, Öko- und Alternativbewegung, vor allem aber jener Theorien, die von der 'Unschuld der Produktivkräfte' ausgehen.

Die von ihnen konstatierte gegenseitige Annäherung von Mensch und Maschine wird zuerst empirisch auf der *Ebene der mensch-maschinellen Körperlichkeit* nachvollzogen: Durch die »Vitalisierung der Maschine« sind Roboter heute in der Lage, menschliche Prozesse zu simulieren; die »technische Neukonstruktion des Menschen« läßt — z.B. in der Gentechnologie — biologische Prozesse nach menschlichem Willen und unter technischer Kontrolle ablaufen. Der Sichtweise von den beiden autonomen und einander fremden Systemen wird hier eine neue theoretische Position entgegengestellt: »Technik und Mensch stehen sich nicht unvermittelt gegenüber, sondern die Technik als menschliches Produkt trägt unsere Denkstrukturen in sich. Oder anders herum: Unser Verhalten, unser Denken enthält zu einem wesentlichen Teil dieselben Strukturen wie das Technische. Deswegen ist es auch nicht so einfach, der 'verhängnisvollen' technischen Situation zu entfliehen. Weder würde es ausreichen, die Verfügungsgewaltigen durch andere Personen auszutauschen, noch auf sämtliche technische Errungenschaften zu verzichten.« (111) Diese Schlußfolgerung belegen die Autoren im zweiten, empirisch orientierten Teil mit konkreten Beispielen. Dort wird auf der *Ebene realen menschlichen Verhaltens* — am Lesen, Sprechen, Arbeiten, Lieben und Strafen, vor allem aber am Militär — in eindrucksvoller Weise die Allgegenwart der Mensch-Maschine-Symbiose vorgeführt. Diese Beispiele zeigen auch, daß die Realmaschinisierung nur der Schlußpunkt einer zeitlich langandauernden, sozialen und maschinellen Vorstrukturierung ist. (254) Im Hauptteil »entfaltet sich die ganze sozialpsychologische Verflochtenheit von Mensch und Maschine« theoretisch: Verstellte bisher ein auf den *Maschinenkörper* bezogener klassischer

Maschinenbegriff den Blick, so zeigt sich nach der Abstraktion von jeglicher Körperlichkeit die vor allem *geistige Identität von Mensch und Maschine*. Der neu entwickelte trans-klassische Maschinenbegriff bezieht sich auf das *Verhalten* der Maschine, darauf, daß sie einem vorher definierten Algorithmus folgt — er ist für die Autoren die Maschine. (195) Und insoweit der Mensch ebenfalls formalen, von außen vorgegebenen Algorithmen folgt, z.B. in seiner Arbeit, ist er selbst Maschine bzw. ein Teil der gesellschaftlichen Megamaschine. Die Schnittstelle verläuft nicht länger zwischen Mensch und Maschine, sie ist in uns und kann sich allenfalls mehr oder weniger in die eine oder andere Richtung verschieben. — Maschinen können jedoch nicht als materialisierte Projektionen von Wesensmerkmalen *des Menschen schlechthin* begriffen werden, sondern allenfalls als Projektionen einer besonderen Subspezies der Gattung Mensch: *des Mannes*. (195) Sein begrenztes Produktivitätsempfinden *innerhalb* der eigenen Körperlichkeit kompensierend, entwickelt er die Technik als Schutzsystem gegen ihm unbekanntes, bedrohliches Empfindungen und Gefühle; lebensgeschichtlich erzeugte Vorlieben und Neigungen lassen ihn in der Konstruktion von Maschinen Befriedigung finden. Und vor allem die Ingenieure, Naturwissenschaftler und Techniker unter den Männern spiegeln sich narzisstisch in ihrem liebsten Kind — »In der Maschine liebt der Techniker sich selbst.« (195) Mit dieser Erklärung werden Männer mehr Schwierigkeiten haben als Frauen; hier stellt sich eine feministisch orientierte Sozialisationstheorie gegen die traditionellen, männlichen Elitetheorien.

Das Buch gibt sich stets unkonventionell, emotional und wissenschaftsskeptisch. Es fordert den Leser auf, liebgewordene Denkweisen aufzugeben; und so wird sein Gewinn, den er aus dem Buch zieht, sicher davon abhängen, *wie* er es liest und ob er sich tatsächlich unbefangen einlassen kann. Eines macht das Buch aber gewiß deutlich: Die Frage nach den sozialen Folgen der Technologie muß dringend ergänzt werden: Welche technologischen Folgen hat Gesellschaft, werden von bestimmten Formen der Vergesellschaftung produziert?

Kurt Schmahl und Sigrid Bleis (Berlin/West)

**Kofler, Leo: Beherrscht uns die Technik?** Technologische Rationalität im Spätkapitalismus. Mit einer Einleitung von Werner Seppmann. VSA-Verlag, Hamburg 1983 (160 S., br., 19,80 DM)

Koflers Schrift wurde bereits 1971 veröffentlicht, jedoch kaum zur Kenntnis genommen, was auch dadurch zum Ausdruck kommt, daß auf keine Rezension verwiesen werden kann. Dies allein rechtfertigt noch keine Neuveröffentlichung. So hat es Seppmann übernommen, den Leser in einer neuseitigen Einleitung auf die Aktualität der Kritik technologischer Rationalität einzustimmen. Er weist darauf hin, daß »auch in den interpretativen Äußerungen der Alternativen sowohl ein geschichtsphilosophischer Skeptizismus von nihilistischer Relevanz als auch eine selbsttätige, den Menschen beherrschende Macht dominiert.« (9) Es wird ein ideologiekritischer Bogen geschlagen von Habermas zur Ökologiebewegung und Bahro. Kofler arbeitet in seiner Studie die prinzipiell ähnlichen Denkmuster bei Vertretern der Kritischen Theorie (Adorno/Habermas) und konservativen Technik-Kritikern (Gehlen/Schelsky) heraus. Die Ideologie technologischer Rationalität setzt sich zusammen aus einem »irrationalistischen Glauben an die Technik und ihre naturhafte Macht als eines über die Köpfe der Menschen sich durchsetzenden Progresses; aus dem irrationalistisch-repressiven Menschenbild, das den Menschen als in naturhafter und unüberwindlicher Entfremdung stehend definiert.« (27) Schelsky weist Kofler nach, daß er aufgrund seiner einmal eingeführten anthropologischen Prämissen den Menschen in einem technologischen Sinne definiert und so »die kapitalistische Gesellschaft gerade wegen ihrer hohen technischen Entwicklung nicht mehr anders verstehen (kann) denn als letzten und höchsten Ausfluß eines menschlichen Verhaltens, das von Anfang an technologisch angelegt ist. Die übrige und dahinterstehende soziologi-

sche Problematik, die die technische Entwicklung aus ganz anderen Wurzeln begreift, fällt aus dem Rahmen möglicher Betrachtung heraus und wird beiseite geschoben.« (71) Adornos Begriff der Funktionalisierung — »die etablierte bürgerliche Ordnung hat Vernunft vollends funktionalisiert« — steht nach Kofler ebenso für eine »bürgerlich-technologische Weltinterpretation, (der) das Omen der zwangshaften Ausweglosigkeit an(haftet).« (92) Nach Kofler »ist die resignative Abfindung und Setzung von Entfremdung und Verdinglichung als düsteres Schicksal nicht weit ab vom gängigen bürgerlichen Nihilismus. Eingübte Voten, die undifferenziert und oberflächlich von 'Wandlungen des Kapitalismus' sprechen und daraus das Fazit der Überholtheit von Marxens 'politischer Ökonomie' ebenso ziehen wie das der 'Verbürgerlichung des Proletariats', werden nicht als ... (ideologische) Tendenz zur Ontologisierung des kapitalistischen Verfalls zum Ewigen und Unentrinnbaren (durchschaut).« (97f.) Habermas kommt nach Kofler nicht über eine Verkürzung vielschichtig vermittelter Zusammenhänge von ökonomisch-politischer Zweckrationalität einerseits und dem ideologischen Himmel andererseits hinaus, wodurch dessen wesentlichste Momente und dessen Wirkung beispielsweise auf die Technokratie als sekundär und nichtig erscheinen.

Auch wenn Kofler neueste ideologische Tendenzen nicht berücksichtigt hat, so wird doch deutlich, daß die heute gängigen Argumentationsmuster vieler alternativer Technik- und Kulturkritiker in ihrem Grundtenor nicht von den von Kofler analysierten Geistesströmungen unberührt geblieben sind; explizite Bezüge muß der Leser jedoch selbst erarbeiten. Gegen die Auffassung vom technologischen Rationalisierungsprozeß als eines immer mehr Arbeit vernichtenden naturgesetzlichen Vorgangs setzt Kofler seinen Standpunkt: Vermeintlich technologische Sachzwänge, die technologische Rationalität des Spätkapitalismus bleibt ohne Berücksichtigung der antagonistischen Beziehung zwischen Kapital und Arbeit unbegriffen; so kann nicht plausibel gemacht werden, daß der Schein technologischer Rationalität notwendig entsteht durch den Zwang zur Profitmaximierung. Allein die Selbstaneignung der Arbeitsprodukte befreit technologische Mittel zu anderen Zwecken als Herrschaftssicherung. Im Kern meint Kritik technologischer Rationalität nicht Verdammnis technischer Errungenschaften und Standards, sondern Kritik der sozialen Beziehungen und des Bewußtseins der Menschen im entwickelten Industriekapitalismus. Voraussetzung hierfür: Begriffe wie Technik, Technokratie, Technologie etc. als Momente in einem menschlichen Geschehen zu verstehen. Sie sind »soziale Verhältnisbegriffe« (Kofler 1944<sup>1</sup>) und nicht, wie in rational bürgerlicher Sichtweise, als Dinge aufzufassen, sondern eben als Verhältnisse aufzudecken. Dies genau ist die Aufgabe kritischer Sozialwissenschaft.

Wolf Schönleiter (Köln)

**Albert, Johannes, Erwin Herlitzius und Frank Richter: Entstehungsbedingungen und Entwicklung der Technikwissenschaften.** Freiburger Forschungshefte D 145, Leipzig 1982 (194 S., 22 Abb., 59,- M).

Die von Dresdner und Freiburger Wissenschaftlern gemeinsam erarbeitete Monographie über historische, soziale und philosophische Fragen der Technik läßt sich in die Linie der nun schon seit vielen Jahren wiederbelebten Forschungstradition der Technischen Universität Dresden und der Bergakademie Freiberg einordnen. Zweifellos bilden beide personell miteinander verflochtenen und kooperierenden Institutionen den Forschungs- und Ausbildungsschwerpunkt für den Bereich der Ingenieurwissenschaften und der Technikgeschichte innerhalb der DDR. Davon zeugen nicht nur die in 14 Bänden der »Freiburger Forschungshefte« vorliegenden »Beiträge zur Geschichte der Produktivkräfte«, sondern auch die im Oktober 1978 und im Februar 1983 an der TU Dresden abgehaltenen Kongresse über philosophische, historische und soziologische Fragen der Technik und der technischen Wissenschaften. An derartige Diskussionen und Erfahrungen wird in der vorliegenden Publikation angeknüpft. Hierin geht es in erster Linie nicht

um eine genauere, historisch begründete Analyse der Technik, sondern um die Erörterung verschiedener Themenbereiche der technischen Wissenschaften oder der Ingenieurwissenschaften. Die Arbeit gliedert sich in eine kurz gefaßte Einleitung (»Aktuelle Fragen der Entwicklung von Technikwissenschaft in unserer Zeit«) und in zwei in etwa gleichgewichtige Hauptteile (»Ingenieurarbeit und Technikwissenschaften in der Geschichte« sowie »Die Dialektik der Erkenntnis in den modernen Technikwissenschaften«). Ein umfangreiches Literaturverzeichnis und ein Bildanhang beschließen den Band.

In der Einleitung werden allgemeine Fragen der Ingenieurstätigkeit und der Technikwissenschaft erörtert. Es wird hervorgehoben, daß die Technik in die Geschichte eingegliedert ist, da technologische Vorgänge stets als ein wichtiges Moment sozialer Prozesse zu bestimmen sind. Dabei wird von der heute allgemein akzeptierten Position ausgegangen, daß auch früher schon die Technik keine bloße Anwendung von naturwissenschaftlichen Erkenntnissen beinhaltete. Vielmehr wurde und wird in der Tätigkeit der Ingenieure stets das »naturwissenschaftlich Mögliche« mit dem »technisch Möglichen« den ökonomischen Erfordernissen entsprechend verbunden. So werden — und damit ist in etwa die theoretische Ausgangsposition der Autoren umrissen — über den Mechanismus der Technologie die Naturbeziehungen mit den gegenseitigen Beziehungen der Menschen verknüpft. In der Erörterung aktueller Fragen der Ingenieurstätigkeit gewinnt das Problem der Bewertbarkeit technischer Produkte und neuer Technologien zunehmend mehr an Bedeutung. Damit sind in der Einleitung die historischen und theoretischen Problemfelder der Untersuchung an der Tätigkeit des Ingenieurs festgemacht; sie werden nun nacheinander in der geschichtlichen Entwicklung und in der aktuellen theoretischen Auseinandersetzung vor allem in bezug auf die Arbeitswissenschaft der DDR dargestellt.

Angesichts der theoretischen Einbindung der Problemstellung und der Spezifik der DDR-Thematik dürfte der zweite Teil der Publikation mit seinen erkenntnistheoretischen und wertphilosophischen Darlegungen in der Bundesrepublik nur auf ein geringes Interesse treffen. Kritisch anzumerken ist, daß zwar auch auf Theorie-Diskussionen der BRD eingegangen wird (u.a. A. Huning, F. Rapp), daß aber die kontrovers geführte Wertediskussion innerhalb der VDI-Hauptgruppe »Der Ingenieur in Beruf und Gesellschaft« — an der u.a. G. Ropohl, A. Huning und H.H. Holz beteiligt waren — ausgeblendet bleibt. Fragen eher methodischer Art, wie die Spezifik der zeichnerischen, bildanalogen und programmiersprachlichen Erkenntnis- und Darstellungsmittel, Probleme der technischen Projektierung im Übergang zur Automatisierung, moderne Anforderungen an das Meßwesen (Metrologie) sowie Bewertungsfragen im Zusammenhang mit konstruktiven und technologischen Problemen, sollten dagegen auch hierzulande die Aufmerksamkeit des an allgemein-theoretischen Fragen interessierten Ingenieurs finden.

Von besonderem Interesse ist zweifellos der erste Teil der vorliegenden Arbeit. Hier wird keine vollständige Darstellung der Geschichte der Technikwissenschaften angestrebt; vielmehr sollen die »Knotenpunkte in der Entwicklung des technischen Wissens« markiert und die wesentlichen Faktoren für die »schrittweise Ausprägung der Spezifik der Technikwissenschaften« angegeben werden (66). Als wichtigstes Merkmal der Technikwissenschaften wird die »unmittelbare Bezogenheit technikwissenschaftlicher Theorien auf die praktische Beherrschung technisch genutzter Naturprozesse« herausgestellt (41). Als Entwicklungsbedingungen für die Herausbildung der Technikwissenschaften werden die drei Komplexe gesellschaftlicher Bedürfnisse, Entwicklung der naturwissenschaftlichen Grundlagenforschung sowie die gewonnene Erfahrung der Technik selbst in ihrer Anwendung genannt. Von dieser Konzeption her wird für die Periodisierung der Entwicklung der Technikwissenschaften eine Dreigliederung abgeleitet: die erste Phase, die »Etappe der einfachen Kooperation« und der »ursprünglichen Akkumulation technischen Wissens«, ist die Vorstufe der Entwicklung eigenständiger Technikwissenschaft-

ten; in der zweiten Phase, die durch eine Ordnung und Systematisierung des technischen Wissens gekennzeichnet ist, entstehen erste eigene theoretische Konzeptionen des technischen Denkens (J. Beckmann), es wird das Maschinensystem vorbereitet; schließlich wird in der eng mit der industriellen Revolution verbundenen dritten Phase eine neue Stufe der technischen Nutzung von Naturprozessen erreicht. Hier setzt die innere Differenzierung der Technikwissenschaften ein; es formiert sich die wissenschaftlich-technische Intelligenz.

Insgesamt wird in diesem Teil eine theoretisch fundierte Genesis der Technikwissenschaften vorgelegt, die die Aufmerksamkeit der Technikhistoriker verdient. Zu bemängeln ist, daß in Periodisierungsfragen der Wissenschaftsgeschichte noch immer weitgehend an dem im ganzen nicht mehr haltbaren Einteilungsschema von J.D. Bernal festgehalten wird; ferner, daß die Zeit zwischen 1900 und 1950 in der historischen Darstellung nicht behandelt wird. Auffallend ist, daß die Hauptteile des Buches relativ unvermittelt nebeneinander stehen, so daß die Resultate der im ganzen doch hervorragend gelungenen historischen Untersuchung des ersten Teils für die Aktualanalyse der Technikwissenschaften kaum fruchtbar gemacht werden.

Volker Bialas (München)

**Ludwig, Karl-Heinz, unter Mitwirkung von Wolfgang König (Hrsg.): Technik, Ingenieure und Gesellschaft.** Geschichte des Vereins Deutscher Ingenieure 1856-1981. VDI-Verlag, Düsseldorf 1981 (660 S., Ln., 118,- DM)

Anlässlich des 125jährigen Gründungsjubiläums des VDI im Mai 1981 werden die Etappen der Vereinsgeschichte seit 1856 in elf eigenständigen Beiträgen abgehandelt. Die Autoren sind professionelle Historiker und VDI-Repräsentanten. Sie verstehen ihr Werk als »Teil der Technikgeschichte Deutschlands« und als »Beitrag zur Vereinsgeschichte als Teil der Sozialgeschichte«: Im ersten Kapitel von L.U. Scholl werden die Jahre 1856 bis 1881 hauptsächlich unter den Gesichtspunkten der Gründung des Vereins, der Ausbildungs- und Berufsprobleme und der ersten wirksamen Aktivitäten (z.B. Patentreferat) beschrieben. Das zweite Kapitel (67ff.) über den gleichen Zeitraum von P. Lundgreen behandelt das Selbstverständnis der damaligen Standesorganisation und die ersten Aktivitäten des VDI im Arbeitsschutz und in der Normierung. Die Interessenlage des VDI in der Industrialisierungsphase Deutschlands wird deutlich in den Grundsätzen, die »Fortschritte im Gebiet der Technik« gleichsetzen mit den »Interessen der gesamten Industrie Deutschlands« (69). Das dritte Kapitel (133ff.) von K.-H. Manegold behandelt u.a. die Bemühungen um die Anerkennung des Ingenieurs in Staat und Gesellschaft (140ff.) in der Zeit von 1880 bis 1890, verbunden mit Ausbildungsfragen, »Berufsschutz« und »Titelschutz« (142). Dem Zeitraum von 1890 bis 1918 sind zwei Kapitel gewidmet (L. Burchardt, 167ff., und W. König, 235ff.). Neben den Vereinsaktivitäten in einer Vielzahl von Einzelbereichen ist hier die Frage Erster Weltkrieg und VDI von besonderem Interesse, wiewohl sie in beiden Beiträgen eher als Randproblem behandelt wird. Die Konformität der deutschen Ingenieure mit den Interessen des Wilhelminischen Staates und den Zielen der Großindustrie in Krieg und Frieden wird zwar benannt (261), aber in ihrer gesellschaftlichen und politischen Bedeutung unzureichend analysiert. Kriegsunterstützende Aktivitäten werden in der Zahl von kriegsbezogenen Vorträgen der VDI-Organisation gemessen (210ff.) und besondere Leistungen des VDI im »versehrte-technischen« Bereich (212ff.) in beschönigender Form gegenüber den »kriegstechnischen« Anstrengungen abgehandelt. Die beiden folgenden Kapitel von E. Viefhaus (289ff.) und R. Stahlschmidt (347ff.) behandeln den Zeitraum 1918 bis 1933: Kriegsende — Revolution — Republik — Reaktion; Rationalisierung — Krise — Arbeitslosigkeit als Gesellschaftliche Probleme, neben den technischen Fragen und Verbandsarbeiten. Eine dezidierte Standortbestimmung des VDI, seines Verhaltens und der Rolle der deutschen Ingenieure wird von den Autoren nicht geleistet. Einen interessanten Aktualitätsbezug hätte man an

der Frage Rationalisierung und Arbeitslosigkeit herausarbeiten können. Dabei hätte sich allerdings nicht vermeiden lassen, die Rolle der Ingenieure als wesentliche Triebkraft der Rationalisierung darzustellen, da sie stets auf der Seite des industriellen Kapitals standen und sich wenig um die sozialen Folgen ihres Handelns kümmerten, obwohl es auch in ihren Reihen Arbeitslosigkeit gab. Die von den Autoren mehr angedeuteten als klar beschriebenen Positionen jener Zeit lassen keinen Zweifel daran, daß der VDI sowohl der Novemberrevolution als auch der Weimarer Republik eindeutig negativ gegenüberstand, ja sogar das parlamentarisch-demokratische System ebenso ablehnte (294) wie das Betriebsrätegesetz von 1920 (298f.), wozu er auch aus seiner proklamierten »unpolitischen« Haltung herauszutreten bereit war (293f.). Der von K.-H. Ludwig (407ff. und 429ff.) in zwei Kapiteln behandelte Zeitraum von 1933 bis 1945 beleuchtet den düstersten Abschnitt der Geschichte des VDI. Die reibungslose Übergabe des VDI im April 1933 an die NSDAP (409ff.) und sein Gelöbnis zur Mitarbeit im Dritten Reich (413) sind das Resultat eines politischen Selbstverständnisses, das von den Interessen der deutschen Großindustrie und seines leitenden Ingenieurmanagements geprägt war. Diese Gruppe hat maßgeblich zur Machtergreifung Hitlers beigetragen und die Überleitung des VDI in die Organe des Dritten Reiches vollzogen, wobei es lediglich rivalisierende Nazi-Gruppen waren, die zu einer Majorisierung des VDI-Vorstandes antraten (408ff.) Dabei unterlag hoffnungslos jene Gruppe, die zum sogenannten linken Flügel der NSDAP gerechnet wird. Zu diesen Kapiteln der VDI-Geschichte muß angemerkt werden, daß hier keine kritische Aufarbeitung stattfindet, sondern ein Rechtfertigungsversuch dieser Phase der VDI-Geschichte als »Kapitulation vor der Politik« (412). Dies ist dann auch das Interpretationsschema für die aktive Mitwirkung der deutschen Ingenieure im Kriegs- und Terrorregime des Faschismus. Ebenso fehlen in den Kapiteln von K. Mauel (455ff.) und F.-J. Schlösser (513ff.) über die Nachkriegszeit bis zur Gegenwart Aussagen, die auf eine kritische Auseinandersetzung mit der Zeit von 1933 bis 1945 schließen lassen. Die Feststellung, daß mit Kriegsende auch das Ende des VDI gekommen (455) und ein Verbot durch den alliierten Kontrollrat vollzogen worden sei, muß dem Leser unverständlich bleiben, denn die tatsächlichen Gründe dafür werden ihm nicht mitgeteilt. Vielmehr stehen alle Zeichen auf Neubeginn, mit der Schilderung der ersten regionalen Aktivitäten bis zur Genehmigung der Neugründung im August 1946 durch die britische Militärregierung (456). Die Bearbeitung der nachfolgenden Jahrzehnte bis heute wird in starkem Maße Themen wie Mensch und Technik (460f.) und Ausbildungsproblemen (534ff.) gewidmet. Problematisiert wird die Technikfeindlichkeit, der Vorbehalt großer Teile der Gesellschaft gegenüber technischen Neuerungen. Die verstärkte Diskussion sozialer Dimensionen der Technikentwicklung und -anwendung im Rahmen des VDI und im Dialog mit anderen Wissenschaftsdisziplinen muß als positive Tendenz gewertet werden. Daraus folgt jedoch, daß sich die Ingenieure stärker als bisher der gesellschaftlichen Verantwortung ihrer Tätigkeit bewußt werden müssen. Dies gilt sowohl für die Berücksichtigung der menschlichen Arbeit bei der Anwendung neuer Technologien in Produktion und Distribution, für die Erhaltung und den Schutz der Umwelt, aber auch für die Haltung gegenüber der Herstellung gewaltiger technischer Vernichtungspotentiale, die die Menschheit bedrohen.

Kritisch anzumerken ist, daß die innere Struktur der Standesorganisation VDI unproblematisiert bleibt. Das Spektrum von abhängig beschäftigten Ingenieuren mit Arbeitsplatzrisiko bis hin zu Spitzenpositionen des Managements bedeutet eine soziale Differenzierung, die in der VDI-Geschichte und -Gegenwart nicht hinreichend reflektiert wird. Folglich werden Fragen der Bedeutung gewerkschaftlicher Interessensvertretung von Ingenieuren auch nicht so thematisiert, ebenso wie die Behandlung des historischen Verhältnisses von Ingenieuren und Arbeitern, von VDI und Arbeiterbewegung. Eine Gesamtwertung der z.T. recht unterschiedlichen Kapitel fällt schwer, wenn man über eine

Charakterisierung als Hausgeschichtsschreibung des VDI hinausgehen will. Zweifelsfrei ist die Erstellung dieser faktenreichen und informativen VDI-Geschichte ein wichtiger Beitrag zur Analyse der Technikgeschichte, der Historie eines Berufsstandes und des Verhältnisses von Gesellschaft und Technik.

Erich Ott (Kiel)

**Mommertz, Karl Heinz: Bohren, Drehen und Fräsen.** Geschichte der Werkzeugmaschinen mit einem Anhang »Werkzeugmaschinen im Deutschen Museum« von Karl Allwag. Deutsches Museum: Kulturgeschichte der Naturwissenschaften und der Technik, Bd. 4. Rowohlt Taschenbuch Verlag, Reinbek 1981 (232 S., br., 9,80 DM)

**Henseling, Karl Otto: Bronze, Eisen, Stahl.** Bedeutung der Metalle in der Geschichte. Deutsches Museum: Kulturgeschichte der Naturwissenschaften und der Technik, Bd. 6. Rowohlt Taschenbuch Verlag, Reinbek 1981 (220 S., br., 9,80 DM)

Die beiden vorliegenden Arbeiten wollen unter einem populärwissenschaftlichen Anspruch die Entwicklung einzelner Bereiche der Technik von der Urgeschichte bis heute darstellen und das für das Verständnis wichtige grundlegende technische Wissen vermitteln. Beide Autoren betrachten die Entwicklung der Technik weitgehend als Selbstlauf. Diese Grundeinstellung wird nicht dadurch aufgehoben, daß an einzelnen Punkten wirtschaftliche und gesellschaftliche Einflüsse und Hemmnisse angeführt werden. Die Vorstellung von der »Notwendigkeit« bestimmter Erfindungen ersetzt eine genaue Untersuchung und systematische Darstellung einzelner Erfindungen und Innovationen, ihrer Entstehung und ihrer Ausarbeitung. Diese Mängel liegen bereits bei den technikhistorischen Spezialuntersuchungen, auf die sich Mommertz und Henseling stützen mußten. Die Entwicklung der Technik wird daher von den Autoren nur selten in Frage gestellt — am ehesten noch, wo es um die Auswirkung der Computertechnik geht —, Alternativen scheinen nicht auf. Auch der grundlegende Unterschied zwischen der vorkapitalistischen und der kapitalistischen Technikentwicklung wird nicht deutlich gemacht.

Mommertz' Werkzeug-Geschichte von der Steinzeit bis heute zeigt ausführlich, wie mit der zunehmenden Verbreitung der Werkstoffe Stahl und Eisen und vor allem von Waffen aus Werkzeugen zur »spanabhebenden Bearbeitung« *Werkzeugmaschinen* wurden, d.h. mehr und mehr Arbeitsgänge zusammenfassende Drehbänke, Bohr-, Fräs- und Metallhobelmaschinen.

Als einen Höhepunkt der frühen Entwicklung des Werkzeugmaschinenbaus stellt er die Revolverdrehbank dar, die bis 1873 in automatisierter Form entwickelt war (93). Auf der automatischen Revolverdrehbank konnte das Werkstück ohne Umspannen und Werkzeugwechsel mehreren Arbeitsgängen unterworfen werden. Damit hingen Maßgenauigkeit und Präzision nicht mehr vom Arbeiter ab; es konnten praktisch ungelernete Arbeitskräfte eingesetzt werden. Zur Feinbearbeitung von vorgefrästen oder vorgedrehten Flächen wurde die Universalrundsleifmaschine entwickelt. Bis Ende des 19. Jahrhunderts waren die wichtigsten spanenden Fertigungsverfahren bekannt und die Fertigungsgenauigkeit durch Grenzrachenlehren und Grenzlehrdorne garantiert. Mommertz zeigt, wie im Zuge weiterer Automatisierung und besonders der von Taylor entwickelten »wissenschaftlichen Betriebsführung« im 20. Jahrhundert die Entwicklung weg von der teuren und immer noch kompliziert zu bedienenden »Universal-Maschine« zur einfacheren Einzeckmaschine führte (141).

Die Darstellung ist so aufgebaut, daß auf den durchgehenden Textteil Beschreibungen einzelner Maschinen, die im Deutschen Museum zu besichtigen sind, folgen. Daran schließt sich ein Lexikon an, das zu einzelnen technischen und historisch-gesellschaftswissenschaftlichen Stichworten knappe Erläuterungen oder Zeichnungen und Funktionsskizzen bringt. Trotz dieser recht ausführlichen Lesehilfen wird die Darstellung doch zunehmend schwerer verständlich, wo es um die moderne Technik geht. Hier kommt es häufig zu Aufzählungen technischer Termini, mit denen der Nichttechniker

nicht mehr viel anfangen kann, da nicht recht deutlich wird, worin bei den genannten Neuerungen der Fortschritt besteht. Hier machen sich die Mängel der dem Buch insgesamt zugrundeliegenden Systematik am deutlichsten bemerkbar. Anstelle einer gemischten Gliederung nach allgemeinen, historischen Epochen, geographischen Räumen und technischen Neuerungen hätte eine Systematik, die die spezifische Wirkungsweise, die Arbeitsverrichtung einer Maschine im Vergleich zu ihren Vorgängern als Gliederungsprinzip benützt, die Verständlichkeit der Darstellung erleichtert. Erführe man bereits von den Kapitelüberschriften her, welche Veränderung des Produktions- und Arbeitsprozesses eine Neuerung bewirkt, ob dadurch z. B. eine einzelne Arbeitsverrichtung isoliert und verbessert oder mehrere in einer Maschine kombiniert, ob dadurch die Austauschbarkeit der hergestellten Teile oder eine Rationalisierung der Produktion erreicht wird, könnte der darstellende Teil von einigen komplizierten Funktionsbeschreibungen entlastet werden. Gesellschaftliche Triebkräfte der technischen Entwicklung sind von Mommertz durchaus berücksichtigt worden und z. T. auch gut behandelt, z. B. dort, wo es um die Rolle des Kriegswesens geht, doch stehen sie teilweise unvermittelt da und bleiben zu allgemein.

Henseling hat sich eine leichtere Aufgabe gestellt, da er die »Bedeutung der Metalle in der Geschichte« und nicht die Entwicklung der Metallbearbeitung beschreiben will. Er kann auch auf mehr Literatur zu seinem Gebiet zurückgreifen. Henseling hebt die Bedeutung hervor, die die Herstellung von verstähltem Eisen für die Verlagerung der kulturellen Zentren des Altertums weg von den fruchtbaren Stromtälern in die Regionen des Mittelmeers spielte (22-32, bes. 28), und schildert danach die zunehmende Wichtigkeit von Eisen und Stahl im Mittelmeerraum, als immer noch das Holz den Hauptwerkstoff darstellte. Aus der Entwicklung seit der »industriellen Revolution« beschreibt der Autor besonders gründlich die verschiedenen Neuerungen in der Stahlgewinnung; so die Flußstahlerzeugung, die billige Massenstahlproduktion erlaubte, und die Verfahren zur Herstellung von Leichtmetallen, vor allem für den Luftfahrzeugbau. Auf die Verdrängung metallischer Werkstoffe durch Kunststoff geht er nicht ein.

Henseling versucht, die Zusammenhänge zwischen Produktionstechniken, Produktionsformen, Wirtschaftsorganisation, dem Verhältnis von Wirtschaft und Politik, sozialen und ökologischen Auswirkungen und der Weltwirtschaftsordnung knapp und zum Teil exemplarisch auszuführen. Nicht gelungen ist ihm, wie oben schon erwähnt, die innerbetrieblichen Verhältnisse als Folge neuer Techniken und in ihren Auswirkungen auf die Arbeitskraft darzustellen (was er sich selbst als Ziel gesetzt hat, siehe 178, Punkt 3), während er die außerbetrieblichen Verhältnisse in Europa und den Kolonien schlaglichtartig erhellt. Eine reichhaltige und gut ausgewählte Bebilderung und Texte im Anhang zu einigen Themen veranschaulichen die Materie.

Adelheid Jessie Handtmann (Hamburg)

**Jokisch, Rodrigo (Hrsg.): Techniksoziologie.** Suhrkamp Verlag, Frankfurt/M. 1982 (530 S., br., 28,- DM)

Wie in der Öffentlichkeit, so wurde die Technik in der Soziologie als Element der gesellschaftlichen Praxis bis vor nicht allzulanger Zeit nur ungenügend berücksichtigt. Zur Füllung dieser Lücke möchte das vorliegende Buch beitragen. Es enthält neben der fundierten Einführung des Herausgebers sechzehn recht unterschiedliche Beiträge. Die verschiedenen Problembereiche einer Techniksoziologie spielen u. a. hinein in arbeits- und industriesoziologische, in entwicklungssoziologische, historische, psychologische und feministische Fragebereiche. So stellt K. H. Ludwig dar, in welchem Maße und unter welchen ökonomischen, kulturellen und technischen Bedingungen Arbeitszeit und Arbeitsschutz relevant und variiert werden. Auf das Verhältnis von Arbeitsbedingungen (speziell: Benachteiligungen von Frauen) und Technikentwicklung geht M. Deters ein. Mit



dem Verhältnis der Arbeitenden zur Technikentwicklung beschäftigen sich auch E. Sens sowie H. Kern und M. Schumann. Letztere stellen die Frage in den Vordergrund, »inwieweit die Arbeitskräfte ... auf den kapitalistischen Rationalisierungsprozeß selbst hemmend oder umformend einwirken, inwiefern sie also ein aktives Moment der Bewegung darstellen« (380/381); dabei werden mögliche Konfliktpotentiale in unterschiedlichen Produktionsbereichen skizziert. E. Sens unterscheidet drei Quellen einer künftigen Techniksoziologie (soziologisches Wissen, natur- und ingenieurwissenschaftliches Wissen, Technikkritik der sozialen Bewegung) und fragt nach der Funktion der Ingenieure hierfür. Obgleich Sens die Ingenieure objektiv dem »Gesamtarbeiter« zuordnet, beurteilt er ihr subjektives Verhältnis zum Herrschaftszusammenhang und zur gesellschaftlichen Verantwortung eher kapitalorientiert. F. Helten beschreibt die Entwicklungsdynamik kapitalistischer Städte als »vergesellschaftete Produktivkraft« zwischen Technisierung, gesellschaftlichen und organisatorischen Bedingungen der Planung. Er zeigt auf, warum diese Planung zur Forcierung ökonomischer Interessen und nicht zu städtebaulich und sozial sinnvollen Strukturen führt. In Anlehnung an die 'Dependenztheorie' versucht N.R. Gonzales einen Zusammenhang zwischen Technikentwicklung in den industriellen Zentren und Unterentwicklung in der Dritten Welt herzustellen. Während H. Lindner sich dem Prozeß von Erfindung und Innovation widmet, fragt Weingarts handlungstheoretischer Ansatz nach Unterschieden und Gemeinsamkeiten in der Entwicklung von Technik und Wissenschaft; dabei zieht er den Schluß, daß technische Entwicklung im Gegensatz zur Wissenschaftsentwicklung hauptsächlich extern bestimmt sei. Bei den anderen Autoren geht es um allgemeinere Probleme einer Techniksoziologie, so z.B. um Modelle zur Technikentwicklung (R. Rammert; R. Jokisch und H. Lindner), um die Entwicklung von Themenbereichen einer Bestandsaufnahme der Technik (O. Ullrich; B. Balla; R. Mackensen), um die durch Artefakte und Technik bedingten sozialen Veränderungen (H. Linde; O. Ullrich; J. Strasser und K. Traube). Gesellschaftstheoretische Überlegungen finden sich bei W. Rammert; O. Ullrich; J. Strasser und K. Traube und im Sinne einer historischen Bestimmung 'industrieller Revolution' auch bei R. Jokisch und H. Lindner. Da es sich bei dem Entwicklungsmodell von Jokisch und Lindner jedoch um ein intern bestimmtes Kreislaufmodell handelt, bekommt es praktisch ahistorischen Charakter. H. Linde fordert in Rückgriff auf Marx und Durkheim eine Erweiterung der Soziologie unter Einbeziehung der Sachen; die Möglichkeit eines Übergangs zu einer materialistischen Soziologie wird jedoch vertan, da die Sachen nur als Verwendungszusammenhang eingeführt werden.

Der Sammelband enthält sowohl Beiträge, die sich dem herrschenden Gesellschaftsbild verpflichtet fühlen, als auch solche, die zu ihm in einer kritischen Distanz stehen. Balla fühlt sich einem »pluralistisch-konfliktualen Gesellschaftsbild« verpflichtet und versucht eine abstrakte Klassifizierung von Technik- und Sozialphänomenen. Dabei bedient er sich einer Begrifflichkeit, die jeder Identifizierung mit konkret-historischen gesellschaftlichen Bedingungen entrückt ist (z.B.: Technik als Medium zur Reduktion von Knappheit). Entsprechend kommt er zum Ergebnis, daß es nicht statthaft sei, Werturteile über Technik auszusprechen, vielmehr sei die »Überprüfung der landläufigen Technikkritik« (99) eine wichtige Aufgabe einer Techniksoziologie. Genau diese Kritik vollzieht O. Ullrich (ebenso: J. Strasser und K. Traube; N.R. Gonzales), indem er der Technik die Unschuld abspricht (191 ff.). Trotz der großen 'ideologischen' Unterschiede gibt es Berührungspunkte in der Polemik gegen die Vorstellung, mit einer Abschaffung der Klassengesellschaft wären die Folgeprobleme *handhabbarer*. Ullrich wie auch Strasser und Traube werfen dem historisch-materialistischen Ansatz vor, daß er einen Begriff 'autonomer Technik' impliziere, einer Technik, die unter jeweiligen Gesellschaftsformationen 'gute' oder 'schlechte' Verwendung finde. Da die Technik und die für sie verantwortliche »scientific community« parallel zum Kapital Herrschaft ausübten, müsse der

historisch-materialistische Ansatz revidiert werden, insbesondere was den Grundwiderspruch zwischen Arbeit und Kapital anbelange. Dieser Forderung muß entgegengehalten werden: Es gibt weder eine neben dem Kapital autonom herrschende noch eine 'unschuldige', jeder Gesellschaftsformation zur Disposition stehende, sondern nur eine konkret-historische Technik im Rahmen der gesellschaftlichen Verhältnisse und ihrer Aneignungsform. Es ist zu beklagen, daß eigenständige historisch-materialistische Entwürfe zu einer Techniksoziologie im Reader fehlen, wenn man einmal von der Kritik an O. Ullrich durch H.-J. Axt absieht.

Ulf-H. Brockner (Köln)

## Psychologie

Bürgerliche Psychologie hat die Kategorie des Geschlechts schon lange in ihrem Repertoire (Geschlechtsrolle, Geschlechterunterschiede ...). Weiterhin besitzt sie zumeist das Merkmal, sich besonders rigide an mathematisch-naturwissenschaftliche Methoden zu klammern (denn sie ist erst 110 Jahre alt und versucht immer noch unter Beweis zu stellen, daß sie wissenschaftlich ist). Schließlich hat sie die Eigenheit, *bestimmte* andere Fachdisziplinen wie z.B. Soziologie oder Literaturwissenschaft besonders zu ignorieren. Gründe mehr als genug, daß die kritische Frauenforschung sich der Psychologie »zuwendet«, da sie selbst interdisziplinär und methodenkritisch arbeitet. — Dieser Rezensionsteil zeigt keine fertigen Resultate; er gliedert sich in zwei Teile: Im ersten Teil werden psychologische Bereiche aus der Sicht anderer (Psychiater, Literatinnen, Familientherapeuten) vorgestellt; im zweiten hingegen ein Beispiel psycho-soziologischer Frauenforschung.

Autonome Frauenredaktion

**Arieti, Silvano, und Jules Bemporad: Depression.** Klett-Cotta Verlag, Stuttgart 1983 (515 S., Ln., 71,- DM)

Arieti, Professor der Psychiatrie am New York Medical College und Ausbildungsanalytiker am William Alanson White Institute und Bemporad, Psychiater und Direktor der Kinderabteilung am Massachusetts Mental Health Center, widmen sich der Frage: Was ist eine Depression, wie kommt sie zustande und wie unterscheidet sie sich von einem normalen Gefühl der Traurigkeit, das jeder Mensch kennt? Ihr hauptsächlichs Interesse gilt der Darstellung psychischer Schädigungen und der psychotherapeutischen Behandlung depressiver Menschen unterschiedlichen Alters und in verschiedenen Lebenslagen. Dabei reicht das Spektrum von Depressionen im Säuglingsalter bis zur »Innovationsmelancholie« des Erwachsenen im mittleren Lebensalter. Zugunsten dieses Schwerpunktes werden andere Aspekte der Depressionsentstehung wie soziokulturelle Faktoren und Methoden der Kindererziehung lediglich andiskutiert.

Der depressive Mensch vermochte nach Auffassung der Autoren nicht, einen für ihn schmerzhaften, tatsächlichen oder phantasierten Verlust in den ersten Lebensjahren psychisch angemessen zu verarbeiten. Die Kognitionen, die Strukturierung von Umgebung und Erlebnissen ermöglichen und von jedem Menschen im Laufe seines Lebens ausgebildet werden, sind daher bei ihm in einer Weise verzerrt, die es ihm nicht erlaubt, ein gesundes Selbstwertgefühl zu entwickeln und notwendige Trauerarbeit zu leisten. Um Liebe, Zustimmung und Beachtung zu gewinnen, werden typische depressive Lebensmuster aufgebaut, entweder willfähige Haltung gegenüber einer dominanten Bezugsperson oder die Ausrichtung des gesamten Lebens auf ein dominantes Lebensziel. Erlebt er trotzdem wieder einen Verlust, bricht die Depression aus. Daher versuchen Arieti und Bemporad mit ihren Patienten, deren Lebensgeschichte zu bearbeiten, die entstandenen kognitiven Muster herauszufiltern und durch die Aufdeckung den Patienten für neue Erfahrungen zugänglich zu machen.

Im Therapieteil fällt die Empfehlung der Elektroschock-Behandlung auf, die in den USA wieder vermehrt Anwendung findet. Ethische oder moralische Fragen dieser Be-

handlung kommen nicht zur Sprache. In dem Teil, der der kindlichen Depression gewidmet ist, versucht Bemporad, einer Psychiatisierung entgegenzuwirken. Er hinterfragt den Begriff der larvierten Depression im Kindesalter und findet, daß es vielleicht doch fraglich ist, ob man Kinder als an einer Depression leidend betrachten sollte, wenn sie Abwehrmaßnahmen gegen äußere ungünstige Situationen ausbilden können. (149) Insgesamt wird das Phänomen Depression von vielen Seiten beleuchtet, leider gelangt das Buch aber oft über eine oberflächliche Betrachtung einzelner Faktoren nicht hinaus.

So geht es Frau auch, wenn sie sich dem Unterkapitel »Das häufigere Vorkommen depressiver Störungen bei Frauen« zuwendet, welches erfreulicherweise in diesem Buch existiert. Zunächst wird eine Untersuchung von Weisman und Klerman (1977) zitiert, die fragt, ob das häufigere Auftreten von depressiven Störungen bei Frauen eventuell ein Artefakt sei, da Frauen depressive Stimmungen eher zugeben als Männer. Durch die Überarbeitung vieler Untersuchungen gelangen Weismann und Klerman zu der Überzeugung, das Überwiegen depressiver Störungen bei Frauen sei ein reales Faktum, für welches genetische Faktoren verantwortlich sein könnten. Diese Sichtweise einer Disposition der Frau zur Depression wird durch weitere Untersuchungs zitata gestützt, ohne daß sie von Arieti und Bemporad diskutiert wird oder darauf hingewiesen wird, daß Therapeuten eher geneigt sind, bei einer Frau Depression zu diagnostizieren als bei einem Mann. Ihrer Meinung nach sind die meisten wichtigen psychodynamischen Muster, die zu einer Depression führen, aus soziokulturellen Gründen wahrscheinlicher bei Frauen zu finden. Sie äußern sich aber nicht zu den konkreten Lebens- und Arbeitsbedingungen von Frauen, die auch im Erwachsenenalter eine Depression entstehen lassen können.

Als nächstes wenden sie sich den depressionsfördernden kulturellen Bedingungen unserer Gesellschaft zu und finden, »daß unsere Kultur als Ganzes eine Verschwörung mit den persönlichen Konflikten der Frau eingeht, so daß es ihr leichter fällt als ihrem männlichen Partner, auf Selbstbestimmung und persönliche Macht zu verzichten und eine masochistische Haltung einzunehmen.« (455) Das verschwörerische Moment der Kultur soll darin bestehen, daß sie die Frau gerade davon ablenkt, sich der Abnormität ihrer Situation bewußt zu werden. Die Frauen erscheinen als Opfer, die Dummmchen, die nicht merken, was »man« mit ihnen macht. Abschließend bemerken sie, daß die Gesellschaft mit Erfolg die für Frauen depressionsfördernden Bedingungen ändere. Frau fragt sich, wer denn da etwas ändert. Dem konkreten Individuum »Frau«, die als aktiv Handelnde nicht auftaucht, steht das Abstraktum »patriarchalische Gesellschaft« gegenüber, die zwar zur Stellung und Krankheitsanfälligkeit der Frau beigetragen hat, aber immerhin dabei ist, etwas zu verbessern. Nicht Individuen erscheinen als aktiv Handelnde, sondern Strukturen.

Um alle wesentlichen Informationen über Depression zu vermitteln, wie auf dem Einband des Buches behauptet wird, ist es oft zu unpräzise. Die Autoren erschweren es den Lesern zudem dadurch, daß diese gezwungen sind, deren Ansatz aus vielen Kapiteln herauszufiltern, oder indem sie eine eigene Depressionseinteilung präsentieren, ohne sie in bezug zur gängigen Nomenklatur der WHO zu setzen. Die wesentlichen Faktoren, die bei einer Therapie beachtet werden müssen, werden dargestellt, eine genaue Anleitung zu den einzelnen Schritten fehlt allerdings. Neue, zu Fragen anregende Teile sind besonders im Kapitel »Depression als soziokultureller Faktor« zu finden, welches das Unterkapitel über Frauen enthält, ein weiteres über den Zusammenhang von affektiven Psychosen und »außen-« bzw. »innengeleiteter« Gesellschaft, soziophilosophische Prämissen für den Therapeuten oder Methoden der Kindererziehung. — Insgesamt habe ich den Eindruck, daß das Buch sich sicher nicht als Lehrbuch eignet.

Annekatrein Menges (Marburg)

**Wirsching, Michael, und Helm Stierlin: Krankheit und Familie: Konzepte, Forschungsergebnisse, Therapie.** Klett-Cotta Verlag, Stuttgart 1982 (292 S., br., 32,- DM)

Im ersten Teil arbeiten Wirsching und Stierlin ihre Positionen in Abgrenzung zu einem Teil der bestehenden Denk- und Therapiemodelle heraus. Von den Systemwissenschaften kommen neue Impulse und werden auf die psychosomatische Forschung übertragen. Die Autoren lehnen ein einfaches Ursache/Wirkungs-Denken ab und fordern eine Betrachtungsweise, die biologische, psychologische und soziale Teilfaktoren mit einbezieht. Dabei wird der Begriff der »psychosomatischen Krankheit« problematisiert, da er nahelegt, daß es neben Krankheiten, an deren Entstehung psychische Prozesse beteiligt sind, auch solche mit ausschließlich körperlichen Ursachen gibt. In Abgrenzung zur Psychoanalyse sind nicht mehr nur intrapsychische Prozesse der Vergangenheit Angelpunkt bei Erforschung und Therapie psychosomatischer Störungen, sondern die Wechselwirkungen in den menschlichen Beziehungen, d.h. die dynamischen Prozesse in den Familiensystemen unter Berücksichtigung der Familiengeschichte. Als pathogen verstanden werden dabei Einflüsse, die über lange Zeit konstant bleiben — nicht nur die frühe Kindheit. Um die ganze Bandbreite familiärer Transaktionen bei verschiedenen Arten der Erkrankungen erfassen zu können, sind nach Ansicht der Autoren neue Begriffe notwendig (Heidelberger familientherapeutisches Konzept), die im Laufe des Buches auch entwickelt und an Fallbeispielen dargestellt werden. Übernommen wurde von ihnen jedoch ein reduziertes analytisches Persönlichkeitsmodell.

Interessant ist der Entwicklungsprozeß der Forschungsgruppe hinsichtlich der gewählten therapeutischen Verfahren: von einer analytisch orientierten Familientherapie — Heilung durch Begegnung und Verstehen — zu »Heilung durch Systemänderung«, einem an der Mailänder Gruppe um Mara Selvini Palazzoli orientierten Verfahren. Kennzeichen dieser »strategischen Familientherapie« sind das vorherige möglichst genaue Sammeln von Informationen über die Familie, ausgehend von einem Verständnis der Familie als System — d.h. keine Parteinahme für eines der Mitglieder —, wenig Sitzungen und das Arbeiten mit »paradoxen Interventionen«, in denen der Therapeut für das bestehende, der Familie unerträgliche System Stellung nimmt und damit den Änderungsprozeß einleitet. »Indem der Therapeut in diesen festgefahrenen, wenig belastbaren und konfliktvermeidenden Beziehungssystemen den Status quo verteidigt, läßt er der Familie einen weitaus größeren Spielraum zur Bestimmung von Geschwindigkeit und Ausmaß der für sie erträglichen Veränderung, als dies bei den bisherigen aufdecken- oder aktiv verändernden Ansätzen der Fall ist.« (175) Interessant an diesem Verfahren ist seine Wirksamkeit. Problematisch scheint mir das Arrangement, das einen oder mehrere Therapeuten voraussetzt, die der Familie gegenüber undurchsichtige, neutrale Autoritäten sind, beispielsweise, indem sie sich nach einer Sitzung für zwei Stunden zur Beratung zurückziehen, um dann mit einer »paradoxen Verschreibung« an die Familie zurückzukehren, die erst in der folgenden Sitzung diskutiert werden darf. Offen ist für mich auch die Frage, inwieweit die »strategische Familientherapie« ein Schritt dahin ist, die Familienform weniger in Frage zu stellen als individuumzentrierte Verfahren. Offensichtlich ist eine Änderung der therapeutischen Zielsetzung: bisher Emanzipation und »Wachstum« des Individuums, nun der ganzen Familie.

Das Kapitel über »Gesellschaftliche Wirkungen auf Entstehung und Verlauf körperlicher Krankheiten« schneidet viele Themen an, ist aber extrem kurz gehalten, insbesondere das Unterkapitel über das Geschlecht — »Frauen klagen, Männer werden krank« —, das zu meinem Ärger ganze zwölf Zeilen zählt. Die Autoren stellen dar, daß ausgehend von der Zentralität der familiären Sozialisation schichtenspezifische Faktoren für Art und Häufigkeit psychosomatischer Erkrankungen sehr wichtig sind: »Herzkrankheiten, Arthritis, Hochdruck und psychische Leiden (kommen) in Gruppen mit niedrigem Einkommen zwei- bis viermal häufiger« (35) vor. Die Klassenfrage wirkt sich auch

für ihre eigene empirische Studie aus. Bei den zwei Patientengruppen, die sie untersuchten, waren die Atopiker (Asthma, Herzerkrankungen) eher in der mittleren und oberen Mittelschicht, die gastroenterischen Patienten (Magen- und Darmerkrankungen) in der unteren Mittelschicht und Unterschicht (67). — Wie in einer Pflichtübung werden weiter der »historische Wandel« der Massenkrankheiten, Alter und transkulturelle Faktoren angeschnitten — Themen, die bei dem/der Leser/in viele Fragen aufwerfen — und dann im empirischen und therapeutischen Teil kaum mehr vorkommen. Die Autoren gehen davon aus, daß, um »schichtenspezifische« Faktoren im Sozialisationsprozeß der einzelnen nachweisen zu können, erst die Familiendynamik erforscht werden muß. Dies geschieht in der Auswertung des empirischen Teils der Arbeit, indem verschiedene wiederkehrende Beziehungsmuster in Familien mit psychosomatisch Kranken — die »gebundene«, »gespaltene« und in »Auflösung« befindliche Familie (123) — herausgearbeitet werden. Dabei fehlt mir eine genauere Diskussion der Geschlechterfrage und der »schichtenspezifischen« Faktoren in ihrem Verhältnis zur familiären Sozialisation. Diese Themen kommen am Anfang des Buches vor, werden im therapeutischen Teil nicht weitergeführt und tauchen zum Schluß leider nicht mal mehr als Forschungsfragen auf. Insgesamt bietet das Buch in leicht lesbarer Form einen Überblick über den Stand der psychosomatischen Forschung und den der Familientherapie. Gela Becker (Berlin/West)

**Lorez, Gudula (Hrsg.): Das andere Gefühl — Eifersucht.** Verlag Gudula Lorez, Berlin/W. 1983 (240 S., br., 19,80 DM)

Auf dem Büchermarkt ist seit Jahren ein ungebrochener Trend zum »Frauenbuch« zu verzeichnen. In den letzten Monaten wird dieses schier unstillbare Bedürfnis durch eine Vielzahl von Werken zu befriedigen versucht, in denen Frauen »von der Straße« Erlebtes in teils dokumentarischer Form zu Themen wie »Geschlagene Frauen«, »Ehescheidungen«, »Weibliche Sexualität« etc. publizieren. Das Buch »Das andere Gefühl — Eifersucht« folgt diesem Trend zum Authentischen in einem Bereich, der seit Jahrhunderten zu den typisch weiblichen gerechnet wird, dem des Gefühls. So schrieben »eifersüchtige, zornige, hemmungslose, mordlustige, gierige ...« Frauen, davon etwa ein Drittel, die bereits veröffentlicht haben, auf die Bitte der Herausgeberin Lorez »Träume, Phantasien, Geschichten, Gelüste, auf daß ein Buch entstehe über Eifersucht«.

Die Hoffnung, Erfahrungen mit dem Gefühl »Eifersucht« im Sinne produktiver Auseinandersetzung mit Erlebtem zu finden, erfüllt sich nicht. Das Buch präsentiert eine ungeordnete Folge teils prosaischer, teils lyrisch verpackter Erlebnisberichte. Versuche, über die Form des Schulaufsatzes hinaus andere, z.B. metaphorische Formen des Ausdrucks zu finden, lassen eine eklatante Diskrepanz zur Banalität des transportierten Inhalts erkennen. Sie illustrieren in der Geschichte von Rahel Hutmacher die bejammernswerte Situation einer Frau, der die Kinder von der bösen Welt, dargestellt durch einen Schwarm Waldbienen, aus der Idylle des mütterlichen Hauses gerissen werden. Die Inhalte bleiben in fast allen Beiträgen dem Konventionellen verhaftet, beleuchten das Thema Mann/Frau-Beziehung, das »Innen«, unter dem Aspekt eines Nebenbuhlers, dem »Außen«, wobei nur das Geschlecht der Beteiligten, je nach Exotik des Beitrages, variiert. Konventionell heißt hier: auf dem Niveau hollywoodbekannterer Eifersuchtsdramen. Das Erlebte wird so zum Abklatsch der in den Produkten der Kulturindustrie transportierten sentimentalischen Inhalte. Wenige Ausnahmen gehen über die Thematisierung eines Einbruchs von außen in den geschützten Innenraum hinaus (z.B. Jüttner).

Die sich in der Banalität des Inhalts ausdrückende Unfähigkeit der Autorinnen, das Thema Eifersucht reflektiert zu betrachten, bestätigt sich in den stereotypen Satzbauteilen der Erzählungen (z.B. Hutmacher), im Verharren in der Gegenwart (z.B. Schwab). Die zur Identifikation angebotenen Figuren sind schnell ausgemacht: das Opfer der bösen Umwelt oder die Siegerin im Kampf um das (Liebes-)Objekt. Zudem vermeidet die oft

als »Ich« auftretende Identifikationsfigur jegliche Reflexion ihres Denkens und Handelns (z.B. Kupkows Text einer gekränkten »Sozialarbeiterin«), so daß jegliche intellektuelle Auseinandersetzung der Leserin mit dem Dargebotenen von vornherein überflüssig erscheinen muß. Die Texte appellieren an das Gefühl spontanen Verstehens, an den »Aha-das-kenne-ich-auch«-Effekt. Darüber beweist das Geschriebene erst seine Authentizität: das Maß spontaner Affirmation, das »Geglaubt-Werden« durch die Leserin (Fries sichert sich diese Zustimmung über die Polizeiberichten ähnelnden Zeugenaussagen zu einem Eifersuchtsdrama).

Wie erscheint nun das Gefühl »Eifersucht« im Zusammenhang dieser Texte? Als Folge der unreflektierten Betrachtungsweise wird Eifersucht nicht als Konglomerat möglicherweise widerstreitender Gefühle und ideologisch vorgezeichneter Bewertungsmuster dieser Gefühle geprüft, sondern als gegeben hingenommen, dem man/frau schicksalhaft, d.h. hilflos ausgeliefert ist (z.B. Waldhubel, Guthmann). Eifersucht macht die Beziehungen zwischen Menschen zu einer zwischen Opfern und Tätern, die z.T. in Person der scheinbar omnipotenten Nebenbuhlerin erscheinen. Weder die Omnipotenz der Täterin als Mystifizierung (des »Außen«) noch die Opferhaltung der Eifersüchtigen werden problematisiert. Die Folgerichtigkeit des so ausgestalteten Beziehungsgefüges wird nicht hinterfragt. Die als progressiv angebotene Wendung des Gefühls in aggressive (z.B. Fries) oder scheinbar emanzipatorische Handlungen (z.B. Pritzkau) verschleiern die sich in dem als Eifersucht bezeichneten Gefühl ausdrückende Hilflosigkeit angesichts der zunehmenden Entfremdung der Menschen voneinander und reduzieren diese auf ein nur individuell lösbares Problem. Diese von der individuellen Geschichte und dem allgemeinen Lebenszusammenhang der Agierenden losgelösten Beschreibungen des Erlebten (die Ausnahmen bestätigen auch hier nur die Regel), dessen, was scheinbar real ist, zementieren die bestehenden Opfer/Täter-Strukturen in den von Menschen eingegangenen Beziehungsgefügen und zerrt diese auf das Niveau »schlechter« Hollywoodfilme. »Um die in der Phantasie gebundene Erfahrung in kollektive, praktische Emanzipation zu verwandeln, reicht es nicht aus, das phantastische Resultat zu verwenden, sondern man muß theoretisch das Abhängigkeitsverhältnis zwischen Phantasie und Erfahrung der entfremdeten Realität begreifen ... In ihrer unaufgehobenen Form ... ist die Phantasie selbst nur ein Ausdruck der Entfremdung.« (Negt/Kluge: Öffentlichkeit und Erfahrung, Frankfurt/M. 1972, 67)

Annette Kluitmann (Marburg)

**Mohr, Gisela, Dorothee Rückert und Martina Rummel (Hrsg.innen): Frauen.** Psychologische Beiträge zur Arbeits- und Lebenssituation. Verlag Urban & Schwarzenberg, München 1982 (175 S., br., 28,- DM)

Was haben z.B. die Medien und eine Wissenschaft wie die Psychologie gemeinsam? In beiden werden Frauen an bestimmten Stellen unterbelichtet und an ganz anderen Stellen besonders hervorgehoben. Diesen Vorgang untersuchen *Eva Bamberg* und *Gisela Mohr* im einleitenden Kapitel über Frauen als Forschungsthema der Psychologie. Dabei konzentrieren sie sich auf den Aspekt der Unterbelichtung und werten neuere arbeitspsychologische Untersuchungen sowie einige »Standardwerke« der Psychologie aus. Sie fanden eine Fülle wissenschaftsimmanenter Regelverletzungen wie z.B. Nichtberücksichtigung bestehender Erkenntnisse, Nichteingehen auf postulierte Einflußgrößen, unzulässige Verallgemeinerungen (im Schnitt werden 92% aller Untersuchungen, die nur an Männern gemacht werden, auf alle Menschen verallgemeinert). All diese Regelverletzungen hatten gemein, daß sie die Funktion der Frau als die für den Reproduktionsbereich Zuständige erneut zementieren. Im nächsten Schritt wenden sie sich den Hauptkontroversen innerhalb der Frauenforschung zu (z.B. um Methoden) und fordern für den Methodenstreit, die Beurteilung der Methoden vom Mißbrauch, der damit betrieben wird, zu trennen.

*Christiane Schmerl* schlägt in ihrem Beitrag vor, Sozialisation von Frauen weder als auf die Kindheit begrenzt zu denken (wie es psychologische Forschungspraxis ist) noch als passives Sozialisier-Werden. Vielmehr sei sie als »lebenslanger Prozeß« zu verstehen, bei dem der Arbeit bspw. eine entscheidende Bedeutung zukäme. Die aktive Selbstsozialisation in alle Bereiche geschlechtlicher Arbeitsteilung werde durch die Konzentration auf elterliches — meist mütterliches — Erziehungsverhalten sowohl übersehen als auch nicht erklärbar. Sie plädiert für eine Frauenforschung, die sich mit der Bedeutung verschiedenster Bedingungen im *Erwachsenenalter* konfrontieren solle. Anhand zweier klassischer Begrifflichkeiten der Psychologie (Leistungsmotivation und Aggression) führt sie vor, wie unfruchtbar es ist, »Persönlichkeitsmerkmale« völlig *situations- und aufgabenunspezifisch* auf die Geschlechter zu verteilen, da damit das Bild der Frau als minderwertiges Wesen erneut reproduziert werde. Damit entwickelt sie den roten Faden dieses Buches, das sich mit verschiedensten Arbeitsbedingungen, Alter und Prävention befaßt.

*Bennina Orendi* und *Dorothee Rückert* wenden sich der Arbeitssituation von Hausfrauen zu. Mit der Annahme, die Arbeitssituation von Hausfrauen habe Gemeinsamkeiten, die über die ökonomische Abhängigkeit vom Mann hinausginge, unternehmen sie den Versuch, gängige arbeitspsychologische Kriterien wie Handlungsspielräume, Restriktion, Zeitstruktur, Anforderungen, Qualifizierungspotential und Arbeitsergebnis als Analyseinstrumente für die Hausarbeit zu nutzen. Hierbei wird deutlich, daß diese eine konkrete Beschreibung der Belastungen und der Entwicklungsmöglichkeiten in Hausarbeit ermöglicht. Zudem zeigt dieser Versuch, daß die von Pross postulierte und so häufig zitierte »Zufriedenheit« der Hausfrauen auch als ein Senken der Ansprüche und Resignation gesehen werden kann. Nach Meinung der Autorinnen könne man sehr wohl von einem Hausfrauensyndrom sprechen, das durch fehlende soziale Anerkennung, Isolation etc. begünstigt werde. Deutlich wird aber auch, daß die arbeitspsychologischen Kategorien nicht ausreichend sind, da sich »materielle und psychische« Arbeitsleistungen dauernd vermischen.

Den gleichen Zugriff wählte *Martina Rummel* für ihre Analyse typischer Frauenerbeitsplätze. Heute wie gestern stünden bei Untersuchungen zur Frauenerbeit (die schon sehr rar sind) Fragen im Vordergrund, die sich auf den Reproduktionsbereich beziehen (»welche Auswirkungen auf die Kindererziehung ...«). Ganz selten werde der Stellenwert der Erwerbstätigkeit für das psychosoziale Befinden und für die Weiterentwicklung der Frau untersucht und vor allem nicht mit einer konkreten Analyse der Arbeitssituation verbunden. Sie betont, daß der Begriff des »typischen Frauenberufes« die Tatsache verschleierte, daß die Mehrheit der Frauen als *ungelernte* oder *angelernte* Angestellte arbeite. Überforderung und Unterforderung seien als wichtige Stressoren zu betrachten. Merkmale typischer Frauenerbeitsplätze: Lärm, Zeitdruck, Nacht- und Schichtarbeit, untere Stellung in der Hierarchie, keine kollektive Arbeitsorganisation, Befehlsempfängerinnen. Einige Diskriminierungen würden von Frauen als solche erlebt, einige aber auch nicht. So sei oft weniger Lohn von Frauen akzeptiert. Dies lege nahe, daß die gesamtgesellschaftliche Abwertung des Gesamtgeschlechtes »weiblich« individuell verinnerlicht sei. Kooperation und Kommunikation seien unschätzbar wichtig als Grundlage der Erweiterung von Kompetenzen, der sozialen Unterstützung (als Antistressor) und Voraussetzung für kollektive Interessenvertretung. Der typische Frauenerbeitsplatz ermögliche aber genau dies nicht. Unterforderung führe eher zu resignativen Tendenzen, Überforderung eher zu konstruktiver Arbeitsunzufriedenheit. Insofern sind die Untersuchungen, die der Berufstätigkeit der Frau eine protektive Funktion vor Depression zuzumessen, zu spezifizieren hinsichtlich der konkreten Tätigkeit. Auch aus der Frauenbewegung kämen Stimmen, die der Frau bei ihrem Umgang mit ihrer Arbeitssituation »einseitige soziale Orientierung« und »personale Ursachenerklärung« zuschrieben. An einer

Fülle von Beispielen, Untersuchungen und eigenen Hypothesen zeigt Rummel, daß diese angeblich weiblichen Dispositionen entweder aus den konkreten Merkmalen der Arbeitsplätze oder Methodenartefakten erklärbar sind. Dieses Kapitel ist m.E. sehr lesenswert; leider fehlt mir hier der Platz für genauere Ausführungen.

Ein dritter Bereich von Arbeitsbedingungen wird von *Barbara Stiegler* vorgeführt: besondere Aspekte, wenn Frauen sich in »untypische Berufe« begeben. Sie faßt die bisherigen Erkenntnisse über psychologische und soziale Voraussetzungen dafür zusammen und zeigt, daß historisch immer dann, wenn in bestimmten Berufen Männermangel herrschte, die Frauen sehr wohl zu vielen Tätigkeiten fähig waren/sind. *Anette Gnegel* und *Gisela Mohr* betrachten die psychischen Folgen der Arbeitslosigkeit (d.h. Verlust bezahlter Arbeit) bei Frauen. Auch dieses Thema ist bisher ein fast blinder Fleck der Psychologie. Anhand einer eigenen Untersuchung finden sie ein ambivalentes Erleben der Arbeitslosigkeit und vertreten die These, daß Hausarbeit keine Alternative sei. Die »Freizeit«, die durch den Verlust des Arbeitsplatzes entstehe, werde in den meisten Fällen mit einem Mehr an Hausarbeit gefüllt. Als entlastend wird der Wegfall unangenehmer Bedingungen wie Lärm erlebt. Forderungen müßten also einerseits die qualitative Verbesserung der Arbeitsplätze sein, aber auch eine Absicherung gegen den Verlust.

In ihrem Beitrag zur Lebenssituation älterer Frauen vertritt *Ursula Lehr* die These, daß das doppelte Manko »alt sein« und »Frau sein« auch ein Resultat lebenslanger Sozialisation sei. Auch sie bearbeitet ein von der Psychologie und Soziologie bisher fast brachliegendes Feld. Denn bisher interessierte vor allem, wie der Mann den Wechsel vom Berufsleben ins Rentenalter verarbeitet. Oft werde angenommen, für die Frau gebe es keine Altersgrenze, da sie ja jederzeit wieder Hausfrau und Mutter sein könne. Dabei werde aber z.B. auch vergessen, daß es ja ebenfalls alleinstehende Frauen gebe. Befragt man Männer und Frauen nach dem Bild vom Altern, so haben Frauen ein negativeres. Ein durch Abbau und Verlust gekennzeichnetes Bild vom Altern bringe ältere Frauen dazu, ihr eigenes Verhalten einzuschränken: weniger Aktivität, weniger Eigeninitiative, keine sexuellen Kontakte. Bei Frauen sinke im Alter die intellektuelle Fähigkeit stärker. Dies sei ein Resultat jahrelang nicht genutzter Kapazitäten und jahrelanger Isolation, die dort beginne, wo die Frau sich entschlief, eine Familie zu gründen und ganz für sie dazusein. Die einseitige Familienzentrierung mache die Frau im Alter krank. Es dürfe also gar keine gesonderte Altenpolitik geben, vielmehr sei das Ziel präventive Gesundheits- und Sozialpolitik.

Im letzten Kapitel von *Rita Kolling* und *Gisela Mohr* geht es um psychische Störungen von Frauen, deren Prävention und Therapie. Quasi als Resümee der vorhergegangenen Beiträge fassen sie sogenannte Lebensstressoren zusammen, die für die Entstehung psychischer Störungen bei Frauen von Bedeutung sein können. Sie betrachten kritisch die Aussagekraft epidemiologischer Daten, die teilweise eine größere Anfälligkeit von Frauen für psychische Störungen glauben machen. Ebenso wie Rummel (s.o.) stellen sie »typisch weibliche« Verarbeitungsstrategien in Frage. Sie stellen übersichtlich die Vorstellungen von Frauentherapie sowie Defizite und Nutzen traditioneller Therapieansätze dar.

Das Buch stellt m.E. einen sehr wichtigen Beitrag dazu dar, der Frauenforschung endlich einen Platz auch in der Psychologie zu erkämpfen; darin besonders wichtig scheint mir die Analyse der Begrifflichkeiten (Schmerl), die unbedingt ausgebaut werden müßte mit dem Ziel einer feministischen Rekonstruktion. Wichtig ist auch der Zugriff auf die Arbeitsbedingungen, wengleich es bedauerlich ist, daß die Bücher von Roer (Persönlichkeitstheoretische Aspekte von Frauenarbeit und Frauenarbeitslosigkeit. Köln 1980), Becker-Schmidt (Nicht wir haben die Minuten, die Minuten haben uns. Bonn 1982) und Tatschmurat (Arbeit und Identität. Frankfurt/M. 1980) nicht mit als Quelle genutzt wurden. Insgesamt entstand bei mir auch deshalb ein positiver Eindruck, weil alle Autorin-



nen aufeinander Bezug nehmen und so eine relativ kollektive Arbeitsweise — statt einer Ansammlung verschiedenster Einzelartikel — vorgeführt wird. Bedauerlich hingegen finde ich das nur kurze Streifen des Methodenstreits in der Frauenforschung. Außerdem sind alle Untersuchungen, die in diesem Buch vorgestellt wurden, quantitativer Art. Dies wäre per se nicht unbedingt zu verurteilen, verhält sich aber überhaupt nicht zu den großen methodischen Problemen gerade in der Psychologie. Jede Person, die sich in irgendeiner Weise mit der Wissenschaft Psychologie beschäftigt, kennt die manchmal exzessive Tendenz, sich ein Mehr an »Wissenschaftlichkeit« durch ein Höchstmaß an mathematischen Operationen zuzulegen. So bleibt es m.E. als große Aufgabe zu formulieren, daß eine kritische Frauenforschung auch in der Psychologie immer auch einen Umbau der Methoden zu leisten hat.

Birgit Jansen (Marburg)

## Geschichte

**Kuczynski, Jürgen: Geschichte des Alltags des deutschen Volkes.** Studien. 5 Bde. Pahl-Rugenstein Verlag, Köln 1980-1982 (379, 379, 389, 471, 396 S., Ln., je Bd. 29,80 DM) Der erste Band wurde bereits in *Argument* 128 besprochen. Inzwischen sind von 1980 bis 1982 in rascher Folge die fünf Bücher dieses Werks erschienen und machen eine neuerliche Erörterung notwendig.

Der Verfasser räumt im ersten Band ein, seine Studien seien in hohem Maße eine Kompilation. Daß er vor allem westdeutsche und ältere bürgerliche Forschungsergebnisse vorstellt, weist auf Nachhol-Notwendigkeiten in der DDR-Geschichtsschreibung hin. Doch es geht um mehr: Zweifellos entwickeln sich auch im Sozialismus die gesellschaftswissenschaftlichen Produktivkräfte ungleichmäßig. Die DDR hat in den fünfziger und sechziger Jahren einen wohl kaum noch einholbaren Vorsprung in Quellenerschließung und Darstellungen zur Organisationsgeschichte der Arbeiterbewegung erreicht. Gleichzeitig erstellte sie in sehr kurzer Frist eine Alternative zur bislang dominanten bürgerlichen Historiographie auf dem Gebiet der Geschichtsschreibung des deutschen Volkes. Beide Leistungen entsprangen unmittelbar politischen Notwendigkeiten: Auseinandersetzung mit dem Alleinvertretungsanspruch des kapitalistischen westdeutschen Staates, Antwort auf die Ausblendung revolutionärer Traditionen in der Literatur, die auf die zu erziehende neue Generation überkommen war (mit Ausnahme der vorab schon quantitativ nicht ausreichenden Eigentradition der sozialistischen Organisationen). Probleme der inneren Struktur der Arbeiterklasse und ihres Alltags fanden dagegen keine vordringliche Beachtung. Hier arbeitete in der Bundesrepublik eine Sozialgeschichtsschreibung, die ihren Gegenstand im Grunde als subaltern gegenüber geistigen Entwicklungen und Staatsaffären begriff, mit gründlicher Materialerschließung teilweise vor. Die Anstöße E.P. Thompsons in Großbritannien wurden während der siebziger Jahre von Angehörigen des wissenschaftlichen Nachwuchses aufgegriffen, welche mit der Versenkung in den »Alltag« zugleich einen neuen Politikbegriff zu entwickeln versuchten.

Kuczynski hat in einer programmatischen Rede in der Akademie der Wissenschaften das Forschungsdefizit, das in der DDR hier noch besteht, charakterisiert und zugleich deutlich gemacht, daß ein Neuanatz nicht nur wissenschaftsimmanent aktuellen Notwendigkeiten entspricht. In seiner fünfbandigen Alltagsgeschichte legt er den bereits erreichten Stand vor und schafft eine Plattform, von der aus weitergegangen werden kann. Sie stellt deshalb in hohem Maße auch eine wissenschaftsorganisatorische Leistung dar. Kuczynski vertieft diese durch die diskutante Form: Einzelne Kapitel, in denen er eine Kontroverse auszulösen versucht, sandte er im Typoskript einschlägig ausgewiesenen Fachkollegen zu und bat sie um Stellungnahmen, die ebenfalls abgedruckt werden. Neben der Aufbereitung des Forschungsstandes wird so zugleich eine erste Ant-

wort marxistischer Wissenschaftler auf seine Vorstöße veröffentlicht. Dabei kommt die zweite Seite der Wirklichkeit ans Licht: neben dem Defizit auch eine große Zahl eigener Ansätze in der DDR selbst, die durch den marxistischen Anspruch der Forscher immer wieder nahegelegt und provoziert, lange Zeit allerdings wohl nicht in ein Programm gebracht wurden. Namen wie Jacobeit und Zwahr erscheinen dann eben keineswegs isoliert. Ein 1981 im Akademie-Verlag veröffentlichter Sammelband »Die Konstituierung der deutschen Arbeiterklasse von den dreißiger bis zu den siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts« markiert einen Arbeitsweg.

Wenn Kuczynski in erster Linie die Forschungen anderer sprechen läßt, wie erklärt sich dann der große Erfolg des Werks auch in der Bundesrepublik? Zunächst einmal durch seine schiere Nützlichkeit. Je mehr wir uns dem zeitlichen Ausgangspunkt seiner Studien — dem Jahr 1600 — nähern, desto stärker ist der Alltag durch lokale Einflüsse mit geprägt. Die einzelnen Forschungsarbeiten lassen sich deshalb meist auch bereitwillig auf eine örtliche Bornierung ein. Hinzu kommen andere Studien, die einen bestimmten Gegenstandsbereich (»die Geschichte der Hose«) isoliert behandeln. Es ist bis zum Erscheinen dieses Fünfbänders nicht oder nur für Fachgelehrte möglich gewesen, sich einen Überblick über die Fülle der vorhandenen Arbeiten zu verschaffen. Kuczynski hat jetzt das Nachschlage- und Nachlesewerk auch für alle diejenigen vorgelegt, die seine wissenschaftliche Position nicht teilen, ihm begriffliche Unschärfe (selbst bei der Bestimmung des Terminus »Alltag«), Verzicht auf Fortschreiten in den claims der Spezialisten und auf methodologische Weiterentwicklung vorwerfen. Die Kombination aus Ärger und notgedrungenem Benutzen — sei es unter, sei es auf der Bank — kennzeichnet viele Reaktionen gegenüber der »Geschichte des Alltags« ebenso wie früher angesichts der »Geschichte der Lage der Arbeiter unter dem Kapitalismus«.

Doch dies ist nur eine vordergründige Antwort. Es empfiehlt sich nämlich, Kuczynskis Behauptung, er biete lediglich die Unbefangenheit des Kompilators auf, auf die Hans-Ulrich Wehler mit dem Vorwurf der »Buchbindersynthese« hereingefallen ist (»Die Zeit« Nr. 39/1981, 44), nicht ernst zu nehmen. Er gewinnt seinerseits einen Vorsprung durch die Kombination der Einzelstudien mit dem marxistischen Begriff der Gesellschaftsformation, auf den die von ihm so ausführlich Zitierten weitgehend verzichtet haben. Untergang des Feudalismus, Vorbereitung des Kapitalismus, industrielle Revolution, Hinüberwachsen in den Imperialismus: Das sind die zentralen Kategorien auch der Alltagsanalyse. Die Auswahl des Materials und seine Interpretation erfolgen unter dieser Fragestellung, die einschließt, daß die Erforschung der individuellen und kollektiven Lebensweise der Volksmassen die Formationstheorie bereichert, aber zugleich nur durch diese beleuchtet und interpretiert werden kann.

Leistet Kuczynski mit seiner »Geschichte des Alltags des deutschen Volkes« einen Beitrag zur Weiterentwicklung der historisch-materialistischen Geschichtswissenschaft? Nicht unbedingt dort, wo deren methodologischer oder thematischer Aus-, Um- und Anbau gegenwärtig immer wieder gefordert wird (sehen wir einmal vom Alltags-Thema selbst ab). Dafür führt er seine eigenen Kämpfe. Sie gelten der Eroberung von Neuland ebenso wie der Revision wissenschaftsgeschichtlicher Fehlentscheidungen und dem Versuch, das Stehenbleiben und Stockigwerden auf einmal erreichten, früher neuen und richtigen, jetzt der Weiterentwicklung oder der kreativen Neu-Vergewisserung bedürftigen Positionen zu überwinden. Dieser polemisch-didaktische Beitrag ist in manchen Punkten wichtiger als das positive Resultat. »Ich bin der Ansicht, daß wir unter Arbeiterklasse nur die Arbeiter in der Großindustrie verstehen sollten« (IV, 90): Diese These bezeichnet letztlich eine Fraktionsmeinung innerhalb der marxistischen Sozialstruktur-Analyse. Ihre Widerlegungen wie ihr Beweis brauchen jeweils mehr als die notwendig kurze Replik Horst Handkes (IV, 142ff.) und als das weniger empirische als begriffliche Operieren Kuczynskis. Geleistet wurde aber allemal die Verunsicherung eines Verfahrens

mancher Marxisten, das, vielleicht von einem ursprünglichen politischen Voluntarismus ausgehend, in der Bestimmung des Umfangs der Arbeiterklasse dicht an das vom Statistischen Jahrbuch für die Bundesrepublik unter »Arbeitnehmer« Gemeinte herangerät.

Neues entsteht dort, wo Kuczynski mit sehr heterogenen Quellen experimentiert, um Zahlenmaterial verstehen zu können. Unter der Überschrift »Entfremdung« finden wir Arbeitszeit-Statistiken aus Deutschland und ein über mehrere Seiten sich hinziehendes, von ständigen Kommentaren unterbrochenes Gorki-Exzerpt. (III, 127 ff.) Kuczynski benutzt H.J. Teutebergs Forschungen über die Entwicklung der Ernährung, aber er fragt zugleich, wieviel von den dort festgestellten Vitaminen und Kalorien tatsächlich auf die Zunge und in die Mägen der Proletarier gelangten, wie viele aber durch wiederholtes Aufwärmen vorher schon verloren gingen. Dazu benötigt er Kenntnisse über den konkreten Tages- und Wochenverlauf, die aus den vorhandenen Statistiken entweder durch Phantasie erraten oder — besser — aus Selbstzeugnissen erschlossen werden müssen.

Kuczynski löst den Begriff der »Kultur« wieder aus der seit einiger Zeit gerade unter Materialisten durchgesetzten Verklammerung mit Lebensweise und Produktion und rückt ihn näher an die engere ideologische Betätigung heran. So erscheint er nachgerade als konservativ, bis man bemerkt, daß er auch die Politikfähigkeit zum Kriterium für die »zweite Kultur« der Unterklassen macht. Danach hat für ihn nur die moderne Arbeiterklasse die Chance einer eigenen Kultur — sehr zum Kummer derer, die schon mit Bauernmöbeln zufrieden sind.

Als einen möglichen Ausweg aus Verengungen von Teilen der bisherigen marxistischen Geschichtsschreibung bietet Kuczynski einen sehr weiten Parteilichkeits-Begriff an: Für ihn ist auch der rechtssozialdemokratische Gewerkschaftsfunktionär, den er durchaus mit dem Verdikt des politischen Opportunismus belegt, ein Klassenkämpfer eigener Art. Das hat Weiterungen bei der Beurteilung zentraler politischer Daten: So entsprach seiner Meinung nach die Haltung der sozialdemokratischen Führung im August 1914 dem Erkenntnis- und Bewußtseinsstand der breiten Mitgliedermassen (IV, 453ff.) — eine Position, die er bereits 1957 in einer sehr umstrittenen Arbeit formulierte. Ähnliches gelte für das Verhältnis zwischen ADGB- und sozialdemokratischer Führung und Basis am Ende der Weimarer Republik: Jene waren »wirkliche Führer ihrer Partei, wirkliche, echte, wirksame Verführer der Arbeiterklasse, die ihnen bis zum letzten Tage, willig oder unwillig, folgte.« (V, 207) Das schließt den von ihm unverändert gebrauchten Begriff des Verrats nicht aus, aber er versucht auch zu erklären, wieso dieser Verrat massenwirksam werden konnte. Die politische Konsequenz ist die Notwendigkeit der Existenz einer Kommunistischen Partei. Für die Schilderung ihres Zellenlebens in den zwanziger Jahren benutzt der Autor auch seine eigenen Erfahrungen als Quelle. Sein Leninismus in der Organisationsfrage resultiert aus der Kenntnis des Arbeiteralltags und der dort stets wirkenden Tendenz zur politischen Täuschung und Selbsttäuschung: »Politisierung der Werktätigen nach 1918 bedeutet eben nicht einfach Fortschritt. Sie kann auch Rückschritt und Manipulation bedeuten.« (Ebd.; eine Aktualisierung über das gegenwärtige Arbeiterbewußtsein in Großbritannien, den USA und der Bundesrepublik: IV, 86) Nur dort, wo sie bewußt und organisiert durchbrochen wird, entsteht »Zweite Kultur« — und mag diese auch in den Anfängen der Arbeiterbewegung auf Marx, Engels und ihre kleinen Organisationen beschränkt geblieben sein.

Zu den wichtigeren Elementen der fünf Bände gehören die gleichsam in den Ritzen versteckten Kleinteile: Anregungen und Aperçus. Dabei wächst sich die im ersten Band vorgestellte Überlegung über untergehende Gesellschaftsformationen offensichtlich zur Exposition eines möglichen großen Forschungsprojekts aus. Verblüffung weckt zunächst die Abwertung der bürgerlichen Liebes- im Verhältnis zur bäuerlichen Arbeitsehe. Den Perspektivenwechsel zur Frauenproblematik hat Kuczynski durchgehend mitvollzogen, aber auch hier gelingt ihm — in Analogie gesprochen — eine weite »Partei-

lichkeit«: in der gerechten Entgegensetzung der Interessen politisch aktiver Männer und ihrer auf die Logistik zurückgedrückten Frauen, die als »Hemmnis« erscheinen, weil sie selbst — und dies oft »notwendig« — gehemmt werden.

Über die fünf Bücher ist nicht genug gesagt, wenn Ton, Farbe und Temperatur nicht erwähnt werden. Sympathie ist keine wissenschaftliche Methode. Aber sie kann einen Schriftsteller auszeichnen. Es scheint, als sei Jürgen Kuczynski unter diesem Aspekt im doppelten Sinn ein Volksbuch gelungen — vorerst für Intellektuelle.

Georg Fülberth (Marburg)

**Fischer, Wolfram: Armut in der Geschichte.** Erscheinungsformen und Lösungsversuche der »Sozialen Frage« in Europa seit dem Mittelalter. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1982 (143 S., br., 16,80 DM)

Dieses Bändchen zur Geschichte der Armut ging aus einem Gutachten über die »Neue Soziale Frage in historischer Perspektive« hervor, mit dem Fischer durch das Ministerium für Soziales, Gesundheit und Umwelt Rheinland-Pfalz 1977 betraut wurde. Der Anlaß und die Zielsetzung des Gutachtens werden allerdings nur sehr allgemein bezeichnet. Das Interesse des Autors richtet sich darauf, herauszufinden, »wer die Bedürftigen in der Gesellschaft sind und warum sie es sind«. Dazu sollen einige Jahrhunderte europäischer Geschichte zurückverfolgt werden. Denn: »Nur auf diese Weise scheinen mir die sozialen Probleme der Gegenwart wirklich aus einer langfristigen historischen Perspektive beleuchtet werden zu können.« (9) Welchen Gewinn diese Perspektive zu Problemdefinitionen und -lösungen der Gegenwart erbringt, wird allerdings an keiner Stelle expliziert.

Fischer versucht, verschiedene Formen von Armut und entsprechende Reaktionsmodi insbesondere privater, kommunaler, staatlicher und kirchlicher Institutionen auf die »Soziale Frage« seit dem Mittelalter in »Europa« darzulegen — auf nur ca. 100 Textseiten ein abenteuerlich anmutendes Unternehmen! Tatsächlich werden im wesentlichen nur Mittel- und Westeuropa berücksichtigt, gelegentlich Süd- und Nordeuropa, Aspekte von Armut in Osteuropa werden völlig vernachlässigt. Die Berücksichtigung der verschiedenen Regionen erscheint mehr oder minder zufällig, sie wird an keiner Stelle begründet, vermutlich spielen bei der Auswahl der Gegenstände aber vorrangig Quellenprobleme die entscheidende Rolle.

Das erste Kapitel wendet sich der Armut und der Armenpflege im Mittelalter zu, wobei die ländliche Armut mit der städtischen verglichen sowie Institutionen der Armenpflege (Bruderschaften, Klöster, Spitäler) dargestellt werden. Der nächste Abschnitt gilt der Armenpolitik in der frühen Neuzeit. Aufschlußreich ist hier vor allem die Rekonstruktion der damaligen Problemdefinitionen, die zwischen Arbeitsunfähigen und Arbeitsunwilligen unterschieden und daraus rigide Konzepte der »Sozialdisziplinierung« zur Entwicklung eines Arbeitsethos ableiteten. Hier hätte es nahegelegen, entsprechenden Traditionslinien bis zur Gegenwart nachzuspüren. Den Hauptteil des Buches bildet der materialreiche Abschnitt zur Sozialen Frage im 19. Jahrhundert. Fischer legt einleuchtend dar, daß die Industrialisierung nicht den »Pauperismus« produziert hat, der vielmehr ein Ausläufer der vorindustriellen Armut darstelle, sondern daß tendenziell mit dem Produktivitätszuwachs Lösungsmöglichkeiten der Armut am Horizont auftauchen. Das Schlußkapitel befaßt sich mit Erscheinungsformen des Wandels der Sozialen Frage im frühen 20. Jahrhundert. In kurzen Abschnitten werden sehr knapp Aspekte der Sozialversicherung, der Arbeitslosigkeit, des Wohnungsproblems und des Entstehens neuer Problemgruppen (Gastarbeiter) angeschnitten. Inwieweit in der Bundesrepublik oder anderen europäischen Ländern heute noch Armut herrscht, wird nicht thematisiert. Das Armutsproblem scheint sich mehr oder minder erledigt zu haben. Einen Hinweis auf die engagierten Sozialreportagen von Jürgen Roth (Armut in der Bundesrepu-

blik. Untersuchungen und Reportagen zur Krise des Sozialstaats, Reinbek 1979) sucht man in den Anmerkungen und im Literaturverzeichnis vergebens.

Das Bändchen ist nützlich für denjenigen, der sich erstmalig mit Problemen der sozialen Lage von Unterschichten in der Geschichte befaßt. Dieser Leser kann das leicht lesbare Werk gleichsam als erste Orientierung und zum Auffinden einschlägiger Literatur gebrauchen. In analytischer Hinsicht fällt die Überblicksdarstellung häufig hinter den Forschungsstand zurück. Ausgeblendet werden von Fischer relevante Aspekte einer Geschichte von Armut wie die subjektive Wahrnehmung von Armut sowie die Handlungskonzepte, die die von Armut betroffenen Bevölkerungsgruppen entwickelten, um sich entweder in ihrer sozialen Lage gleichsam einzurichten bzw. sich gegen diese zur Wehr zu setzen. Die von Fischer aufgeführten Daten zur Einkommensentwicklung sagen wenig über die subjektive Wahrnehmung von Armut aus. Die Historizität des Begriffs »Existenzminimum«, also dessen wechselnde inhaltliche Füllung, wird nicht thematisiert. Existenzminimum meinte aber um 1700 etwas anderes als im Jahr 1900 oder gar 1980. Daß schließlich Armutsdefinitionen und Lösungsstrategien, etwa Sozialversicherungen, auch Resultat von sozialen Konflikten waren, wird nicht diskutiert, wengleich Fischer deutlich macht, daß gerade die von Armut betroffenen sozialen Gruppen kaum konfliktfähig waren.

Hartmann Wunderer (Gronau)

**Blickle, Peter: Deutsche Untertanen.** Ein Widerspruch. Verlag C.H. Beck, München 1981 (160 S., br., 28,- DM)

Der deutsche Michel gehört noch immer zu den Versatzstücken politischer Karikaturen etwa der Frankfurter Rundschau. In ihm bildet sich die nationale Geschichte als Misere ab. Er evoziert den »kleinen Mann« als Objekt von Obrigkeit und spöttelnder wie wohlmeinender Aufklärung zugleich. Das dieses Bild den Zugang zur deutschen Geschichte eher verstellt, macht Blickles Buch deutlich. Danach sehen die 500 Jahre zwischen 1300 und 1800 den deutschen Untertanen als Subjekt und aktiven Gegenpol zur Obrigkeit. Jenseits der Alternativen von »Reich — Territorialstaat« (114) skizziert Blickle einen möglichen, aber gescheiterten Dritten Weg der Entstehung des deutschen Nationalstaats, den »Kommunalismus« (114). Das meint den Versuch der Untertanen, »auf dem Prinzip der Gemeinde und dem Zusammenschluß mehrerer Gemeinden einen Staat aufzubauen« (114).

Was ist der *Untertan*? Jeder, der eine Obrigkeit hat, schließlich der »gemeine Mann«, also die Bauern und Städtebürger (als Hausväter, 86) — beide charakterisiert durch Arbeit und den Gegensatz zu den privilegierten Ständen von Adel und höherer Geistlichkeit. Als *Obrigkeit* tritt zunehmend der Territorialstaat in Erscheinung.

Der Widerspruch Untertan/Obrigkeit entfaltet sich auf zwei Ebenen »integrativ«: (1) bei der Organisation und Kontrolle der unmittelbaren Arbeits- und Lebensverhältnisse in der Gemeinde (Dorf und Kleinstädte), (2) bei der ständischen Repräsentation auf den Landtagen, (3) als Revolten, die in der »Revolution von 1525« (Blickle), dem Bauernkrieg, kulminieren.

(1) Als Gegenprinzip zum »Feudalismus« des adligen Herrn sieht Blickle den »Kommunalismus« der Untertanen, der ihnen »die freie Verfügung über die eigene Arbeitskraft« (30) und deren Ertrag (nach Abzug steuerähnlicher Abgaben) ermöglicht. Am Anfang steht die Auflösung des Fronhofs (13./14. Jahrhundert) und damit der Rückzug des adligen Herrn aus der landwirtschaftlichen Betriebsführung. Nun verdichten sich in der Dorfgemeinde die Befugnisse zur Kontrolle und Organisation der Produktion. Es entstehen Organe bäuerlicher Selbstverwaltung, die auch elementare staatliche Funktionen wahrnehmen (Rechtssetzung und -sicherung, Friedenswahrung, 35). Die Gemeinde verfügt im Prinzip über das Wahlrecht für ihre Organe, die die Herrschaft andererseits ihrem Einfluß zu unterwerfen sucht. Die kommunale Verfassung gilt im 15. Jahrhundert

auch für ca. 90% der städtischen Siedlungen. Herrschaftliche Einbrüche ins Dorf erfolgen ab dem 15. Jahrhundert über die Allmende und die Nivellierung der Dorfrechte durch territoriales Recht. Im Westen (Niedergang der Ritterschaft, Bedeutung der Reichsstädte) erhalten sich staatliche Funktionen der Gemeinde bis ins 18. Jahrhundert.

(2) Die Wahrnehmung eigener Herrschaftsrechte konstituierte neben den adligen und geistlichen Hausherrn auch die städtischen und ländlichen Kommunalverbände als Stand. Solange die Teilnahme der Betroffenen an der Lösung der Grundprobleme des Territorialstaats (Rechtsvereinheitlichung, Steuererhebung) nötig war, war die politische Repräsentation der Gemeinden auf den Landtagen des spätmittelalterlichen Ständestaats eine weitverbreitete Erscheinung. Blickle nennt eine ganze Reihe solcher Territorien. Näher beschrieben werden Tirol und Kempten. Die Geschichte der *Tiroler* Landesordnung dokumentiert, daß die bürgerlich-bäuerlichen Interessen in Gesetzgebung, Wehrwesen und Steuerwesen immer wieder durchgesetzt werden konnten (71). Das Beispiel *Kempten* erhellt die Entstehung genossenschaftlicher Züge in deutschen Kleinstaaten. Noch im Anschluß an den Bauernkrieg führen Verhandlungen mit den Untertanen zu einem »Agrarverfassungsvertrag« und zu einer Steuerverfassung — beide kontrolliert durch die »Landschaft« (gewählt aus Repräsentanten der Gemeinde, 82). Der entstehende Absolutismus macht dann in den größeren Territorien, auch dort, wo der Konsens der Stände nicht gänzlich überflüssig wird, der Repräsentation der Untertanen ein Ende und begünstigt ausschließlich den Adel.

(3) Der politische Aktivismus der deutschen Untertanen entlud sich in Revolten — überdurchschnittlich oft, gemessen an anderen europäischen Ländern. Doch erst der Bauernkrieg von 1525 zielte nicht mehr allein auf Entfaltung des Selbstverwaltungsprinzips im Rahmen des Ständestaats, sondern auf einen grundlegenden gesellschaftlichen Umbau von den Gliedern bis zum Haupt. »Der Versuch, den Kommunalismus als umfassendes Lebensprinzip in die Form einer Staatsverfassung« (140) zu bringen, charakterisiert nach Blickle den *Bauernkrieg als antifeudale Revolution*. Sie wächst auf dem Humus einer im 15. und frühen 16. Jahrhundert entstehenden antifeudalen »kommunalen Kultur«: in der Literatur, der politischen Theorie und Utopie, in der Theologie (140).

Blickles Thesen, die sich auf eine Reihe von früher veröffentlichten Detailstudien stützen, sind ein Beitrag zur Geschichte der Selbstverwaltung und damit einer antietatistischen Volkstradition. Kritisch anzumerken bleibt, daß in den Kategorien Untertan/gemeiner Mann zwar »das Volk« angesprochen ist, es aber nicht in seiner sozialen Differenzierung erscheint und daher »kleinbürgerliche« gegenüber »plebejischen« Schichten das Bild bestimmen. Blickles Konzeption hat auch darin noch das Verdienst, auf gemeinsame kulturelle Identitäten »des Volkes« aufmerksam zu machen und damit die Tradition von kollektiven Bedürfnissen zu entdecken, die bisher noch in allen Revolutionen angemeldet worden, aber uneingelöst geblieben sind. Gerhard Bock (Bremen)

## Soziale Bewegungen und Politik

**Schimank, Uwe: Neoromantischer Protest im Spätkapitalismus.** Der Protest gegen die Stadt- und Landschaftsverödung. AJZ Druck und Verlag, Bielefeld 1983 (164 S., br., 16,80 DM)

Schimank sieht den Grundgedanken des Protestes gegen die Stadt- und Landschaftsverödung darin, daß »die von ökonomischen Wachstumszwängen beherrschte Gesellschaft wesentliche 'Bedürfnisse des Menschen' vernachlässigt« (8). Dieser Protest, der sich in den Begriffen der »romantischen Kapitalismuskritik« (74) artikuliert, weist, so das Ergebnis seiner Interpretation, auf einen »Selbstwiderspruch innerhalb der Logik der kapitalistischen Rationalität« (94) hin, nämlich darauf, »daß der Kapitalismus sich selbst sein

psychisches Fundament entzieht« (5). — Die Erkenntnis, daß der Kapitalismus die Tendenz in sich trägt, seine eigenen Grundlagen, die Natur und die Menschen, zu zerstören, ist nicht neu. Allerdings gelangt Schimank zu der Einschätzung, der Protest habe keine Chance, die gesellschaftlichen Verhältnisse grundlegend zu verändern. Vielmehr komme ihm die Funktion zu, die kapitalistischen Fehlentwicklungen zu korrigieren und den »guten Geist des von allen guten Geistern verlassenem Kapitals zu spielen« (5). Diese Einschätzung hat ihren Grund in Schimanks systemtheoretischer Analyse des Widerspruchs. Das Primat des ökonomischen Systems führe im Akkumulationsprozeß zu einer zunehmenden Durchkapitalisierung und Durchstaatlichung, »zu einer flächendeckenden kapitalismusakadäquaten Umgestaltung der spätkapitalistischen Gesellschaft« (32). Dieser Prozeß bringe einerseits wachsende Anforderungen an die Identität der Individuen hervor, während er andererseits die Voraussetzungen der Identitätsbildung vernichte.

Gewachsene Anforderungen an die Identität der Individuen ergeben sich zum einen aus den immer komplexer werdenden Rollensystemen, die die Individuen beherrschen müssen. Hier sind hohe kommunikative Kompetenzen nötig, um Komplexitätsmanagement und Komplexitätstoleranz zu gewährleisten, die Bereitschaft, sich angesichts des unkontrollierbaren Ganzen mit Stückwerkhandeln zu bescheiden (97-100). Zum anderen bringe auch die Entwicklung der kapitalistischen Arbeit neue Identitätsanforderungen mit sich. Leicht fällt es Schimank, diese Anforderungen für das Personal in den Schlüsselpositionen nachzuweisen. Es stehe vor dem Problem, die »interne Stabilität« der Organisation in einer Situation herzustellen, »wo eine nicht restlos zählbare Umwelt in die organisatorischen Abläufe hineinspielt« (104). Daher müsse es »über eine seinen komplexen Arbeitssituationen gewachsene Identität verfügen« (104). Schwerer tut Schimank sich schon mit dem »Personal des komplexitätssentlasteten Organisationslements« (105), (den Arbeitern, G.K.). Denn diese Arbeitsplätze seien durch die Rationalisierung einem langfristigen Dequalifizierungsprozeß ausgesetzt. Dennoch wachsen die Identitätsanforderungen, weil gerade in hochtechnisierten Produktionsprozessen die Arbeiter durch präventive, störungsverhindernde Eingriffe den reibungslosen Produktionsablauf erst ermöglichen. — Ob sich diese Antizipationsleistungen der Arbeiter mit der Dequalifizierungsthese vertragen, diskutiert Schimank nicht. Er hebt vielmehr darauf ab, daß gerade die Sinnentleerung der Arbeit für die Arbeiter einen ständigen Zwang zur Selbstdisziplinierung bedeute. — Die Bildung der notwendigen Identitäten vollziehe sich in den »identitätssichernden Lebenswelten«. Das sind die Bereiche, in denen die Individuen frei von Zweckmäßigkeitkalkülen, wie sie in den Systemwelten dominieren, in dialogischer und ästhetischer Orientierung auf die Subjekte und Objekte ihrer Umwelt die Bestätigung ihrer Identität finden. Kapitalistische Prägung der Umwelt bedeute aber auch Zerstörung der physischen Bedingungen dieser ästhetischen Sinnlichkeit und dialogischen Sozialität. Als Beispiele nennt Schimank die ökonomische Ausrichtung der Architektur im Funktionalismus, die Teilung der Städte in eine kommerzialisierte City, reine Wohnviertel und Industriegebiete oder die Monotonie der Landschaften, die mit der Industrialisierung der Landwirtschaft verbunden ist.

Die Konstruktion dieses Widerspruchs ist das Ergebnis einer Begriffsstrategie, die die Gesellschaft als funktionalen Zusammenhang verschiedener Teilsysteme faßt, die jeweils eine bestimmte Leistung für das Ganze erbringen. So wird mit den »identitätssichernden Lebenswelten« ein Bereich konstruiert, dem die Funktion zugeschoben wird, alleiniger Produzent und Wahrer von Identität zu sein. Alle anderen Systeme treten an ihn als Identitätsverunsicherer und -verbraucher heran. Diese Konzeption bezieht ihre Plausibilität daraus, daß sie die Alltagsvorstellungen von Freizeit und Feierabend bedient. So lassen sich zwar Evidenzen erzielen, jedoch nur um den Preis einer funktionalistisch-mechanistischen Beziehung zwischen Lebenswelten und Produktion, die die Widersprüche

in der Produktion und auf der kulturellen Ebene ausblendet. So entgeht Schimank, daß die Arbeit nicht nur eine Funktion des Verwertungsprozesses ist, sondern die gesellschaftliche Praxis, in der die Menschen versuchen, sich ihr Sozialerbe anzueignen, ihre produktiven Bedürfnisse zu realisieren und Handlungsfähigkeit zu erwerben — und zwar auch im Widerspruch zur dominierenden Verwertungslogik. Daß das Kulturelle nur unter dem Aspekt der »Identitätssichernden Lebenswelten« betrachtet wird, legt nahe, hier existiere ein Schonraum, in dem weiter nichts passiere als friedliche Reproduktion von Identitäten — wenn die Akkumulationslogik es nur zuließe. Daß hier identitätsaufreißende und identitätsverändernde Kämpfe zwischen unterschiedlichen und gegensätzlichen Lebensprojekten, etwa denen der Frauen- und Alternativbewegung und dem herrschenden Familienmodell, stattfinden, kommt so nicht ins Blickfeld.

Das Fehlen dieser Dimension hängt damit zusammen, daß Schimank Identität wesentlich als Bereitstellung der Individuen für den Produktionsprozeß faßt und sie nur interaktionistisch konzipiert. Sie wird dadurch von gesellschaftlicher Praxis abgetrennt. Diese Einwände lassen aber daran zweifeln, ob die Entgegensetzung von kapitalistischer Rationalität und Lebenswelten sowie die daraus folgende Funktionalität des Protestes für das Gesamtsystem, tauglich ist, seine Dynamik und gesellschaftliche Bedeutung zu erfassen. Insgesamt scheint mir der Gegenstand der Ökologiebewegung, als deren »Hauptbestandteil« (1) Schimank den Protest gegen die Stadt- und Landschaftsverödung verstanden wissen will, nicht das »psychische Fundament des Kapitalismus« zu sein, sondern die Vernichtung der natürlichen Lebensgrundlagen durch den kapitalistischen Raubbau an der Natur.

Gerwin Klinger (Berlin/West)

**Scheer, Hermann: Mittendrin — Bericht zur Lage von Sozialdemokratie und Republik.** Bund-Verlag, Köln 1982 (213 S., br., 19,80 DM)

Scheers »Bericht« ist eine Art erweiterte Neuauflage des Godesberger Programms. Nicht neu sind die Teile, wo es um die Überführung der kapitalistischen in eine vergesellschaftete Wirtschaft oder um das Mehrheitsprinzip in der Politik geht. Scheer erweitert die SPD-Programmatik um die Frage der »neuen sozialen Bewegungen«. Er sieht sie als »Lumpenproletariat, meist von bürgerlicher Herkunft (...) Hinter der Verweigerung gegenüber jedweder Leistung steckt bei manchem die Wut an der Gesellschaft, die ihnen nicht mehr erlaubt, ohne entsprechende Arbeitsleistung einen kostenlosen Anteil an der Mehrwert-Produktion der Arbeitnehmer zu erhalten.« (140)

Scheer ist nicht für eine Integration der »alternativen Kulturbewegung« in die SPD. Beide gehorchten gegensätzlichen Organisationsgesetzen. Die SPD bilde eine »geschlossene Masse« (E. Canetti), »sie schafft sich ihren Ort, indem sie sich begrenzt ... Die Grenze ... verhindert eine regellose Zunahme, aber sie erschwert und verzögert auch das Auseinanderlaufen. Was an Wachstumsmöglichkeiten so geopfert wird, das gewinnt die Masse an Beständigkeit.« (158) Die Alternative bildeten dagegen eine »offene Masse«. »Sie besteht, solange sie wächst. Ihr Zerfall setzt ein, sobald sie zu wachsen aufhört. (...) Solange sie kann, nimmt sie alles auf. Aber da sie alles aufnimmt, muß sie zerfallen.« (Ebd.) Aber büßt nicht diese Gegenüberstellung an Aktualität ein, seit die Alternativen der SPD sowohl als Partei und als Bewegung gegenüberreten?

Scheer spricht sich für die repräsentative und gegen die direkte Demokratie aus. Letztere begünstige die Meinungsführer (vgl. 197). Mittels direkter Demokratie sei beispielsweise in der Schweiz die Einführung des allgemeinen Frauenwahlrechts und die wirtschaftliche Mitbestimmung verhindert worden. Dem kann man andere Beispiele entgegenhalten: In einem Volksentscheid sprach sich die absolute Mehrheit der Bevölkerung gegen die Bildung einer staatlichen Polizei aus — nicht aus Ablehnung einer »politischen Polizei« überhaupt, sondern zur Verteidigung der kantonalen Autonomie.

Man könnte Scheer als eine Art linken Löwenthal betrachten, der die Diskussion um



die *Inhalte* der »neuen Jugendbewegten« — wie es im Jargon der Konservativen heißt — zwar ausläßt (z.B. die Probleme der Rüstungsspirale und neuer Technologien), der andererseits aber die Auseinandersetzung nicht scheut. Carlos Pereira (Münster)

**Greiffenhagen, Martin, Sylvia Greiffenhagen und Rainer Prätorius (Hrsg.): Handwörterbuch zur politischen Kultur der Bundesrepublik Deutschland.** Ein Lehr- und Nachschlagewerk. Westdeutscher Verlag (Studienbücher zur Sozialwissenschaft 45), Opladen 1981 (557 S., br., 38,- DM)

»Politische Kultur: ein neuer Begriff, ein neuer Forschungsgegenstand, eine neue Forschungsrichtung. Die Sache selbst ist alt: Die 'Physiognomie' einer Staatsgesellschaft soll erkundet werden.« (5) Mit dieser ersten Kennzeichnung eröffnen die Herausgeber ihr Vorwort, worin zu begründen versucht wird, warum sich dieses »erste Handwörterbuch zur politischen Kultur« nicht nur als Nachschlagewerk, sondern »zugleich als Lehrbuch« eigne. Da der Begriff »politische Kultur« nicht zu den gesicherten Beständen des sozialwissenschaftlichen Haushalts zählt, durfte man erwarten, daß in diesem Handwörterbuch der Zusammenhang zwischen dem »neuen Begriff« und der »Sache«, die »alt« ist, thematisiert wird. Das Stichwort »Staatsgesellschaft«, unter dem ich mich habe informieren wollen, was wohl mit deren »Physiognomie« gemeint sei, findet sich nicht (auch nicht im Sachwortregister), und der Artikel zum Stichwort »politische Kultur« gibt keine Auskunft über den problemgeschichtlichen Zusammenhang zwischen den Denkfiguren »politische Kultur« und »Physiognomie einer Staatsgesellschaft«. Der Verfasser des einschlägigen Stichwortartikels, Peter Reichel, präsentiert einen derart problemperspektivisch verkürzten Gegenstandssumriß von politischer Kulturforschung, daß unterm Informationsstrich — mit Georg Simmel gesprochen — nur bleibt: Mit politischer Kultur scheint ein vielleicht bedeutsamer Gegenstandsbereich angesprochen zu sein, der irgendwie das Beziehungsgeflecht zwischen politischem System und den Individuen umgreift (319-330). Die Ahnung, politische Kulturforschung bewege sich möglicherweise in der Umsphäre von Problemen ideologischer Vergesellschaftung, tendiert zur Gewißheit in Anbetracht des kennzeichnenden Sachverhalts, daß die Stichwortserie zur »politischen Sozialisation« (Beruf, Bundeswehr, Familie, Massenmedien, Soziale Schicht, Schule) eine zentrale Verstrebung des Handwörterbuches bildet (334-370). Nun ist aber nicht zu übersehen, daß nicht nur diese Stichwortserie, und die Herausgeber räumen dies auch im Vorwort ein, sondern »fast alle Stichworte auch in anderen Wörterbüchern vor(kommen)« (6). In der Regel handelt es sich um das Standardrepertoire der politischen Soziologie: von »Apathie« über »Parlamentarismus« bis »Wählerverhalten«.

Zur Begründung der Herausgabe eines »eigenständigen Lexikons zur politischen Kultur« wird angeführt, daß das anderwärts zugängliche Stichwortrepertoire unter dem spezifischen Aspekt der politischen Kulturforschung beleuchtet und zentriert werde (6). Und just an diesem Punkt wird die oben konstatierte Vernachlässigung problem- und begriffsgeschichtlicher Dimensionierung zu einem empfindlichen Mangel, der das ganze Unternehmen fragwürdig macht. Wenn Herkunft und Gegenstandsbereich von politischer Kulturforschung in der Unbestimmtheit gelassen werden, dann wirkt sich dies eben auch auf die unzulängliche Umrißschärfe des spezifischen Aspekts aus, der für das konventionelle politisch-soziologische Begriffsrepertoire eine neue Beleuchtung schaffen soll. So erscheint denn das vorliegende Handwörterbuch als ein Fleckerlteppich. Es enthält zwar eine Reihe von informativen »Fleckerln«, aber eine das Titelhema widerspiegelnde Textur wird kaum kenntlich.

Es lassen sich drei Sorten von Stichwortartikeln unterscheiden. Erstens solche Artikel, die in fast unveränderter Form auch als Zeitschriftenbeiträge zugänglich und zudem nicht einmal auf den Aspekt »politische Kultur« zugeschnitten worden sind. Das trifft

z.B. auf das Stichwort »Verein« (507) zu, dem man aber die Herstellung eines solchen Bezuges gewünscht hätte, weil das Vereinswesen in der Umsphäre von politischer Kulturforschung als Form der Analyse ideologischer Vergesellschaftung wohl zu plazieren gewesen wäre. Zweitens solche Artikel, in denen am Ende der politisch-kulturelle Aspekt herbeigezwungen, um nicht zu sagen, angeklebt wird; z.B. »Sport« (475) oder der inzwischen mehrerorts anscheinend zu einer Pflichtübung gewordene Artikel »Frauen/Männer« (165). Und drittens Artikel, die genuine Problemkapitel der politischen Kulturforschung sein könnten und auch dementsprechend sich ausweisen; z.B. »Glück« (189), »Generationen« (172), »Politische Lokale« (330), »Politisches Lied« (379). Es ist diese Artikelsorte, die die vorliegende Publikation nachschlagenswert macht. Aber daß dies als Rechtfertigung für ein komplettes Handwörterbuch hinreicht, ist füglich zu bezweifeln. Man sucht vergebens nach Stichworten, die man in dem, wenn auch noch unbestimmten, Kontext von politischer Kulturforschung zu finden hofft: z.B. »Kultur« und »Hegemonie«; und, da es sich um ein Wörterbuch zur politischen Kultur der Bundesrepublik Deutschland handelt, »Amerikanisierung« und »Antifaschismus«. Gewiß, man kann nicht alles bringen, aber bedeutsame Stichworte sollten nicht weggelassen werden. So bleibt als Fazit: Das Handwörterbuch ist ungenügend durchkomponiert, wohl einfach deshalb, weil das, was den spezifischen Aspekt politischer Kulturforschung konstituiert, unzureichend durchdacht ist. Was not tut, ist eine systematische, problemgeschichtliche Einführung in die politische Kulturforschung, um das Kennzeichnende dieser »jungen Disziplin« (6) herauszuschärfen. Hieran könnte sich ein revidiertes, disziplinbildendes Handwörterbuch anschließen. Hierfür enthält das vorliegende Handwörterbuch einen gebrauchts- und entwicklungsfähigen Grundstock.

Friedhelm Kröll (Nürnberg)

**Bald, Detlef: Der deutsche Offizier.** Sozial- und Bildungsgeschichte des deutschen Offizierkorps im 20. Jahrhundert. Bernard & Graefe Verlag, München 1982 (168 S., Ln., 36,- DM)

Wer sich bisher, sei es als Historiker, als Soziologe oder nur aus ganz unprofessioneller Neugier, mit dem Offizierkorps Preußens und Deutschlands im 19. und 20. Jahrhundert beschäftigte, kam um das mehrfach wieder aufgelegte Buch von Karl Demeter nicht herum, der sich als erster und in einer beachtenswerten Pionierleistung mit den Sozialdaten dieser Gruppierung befaßt hat. Die Studien von Detlev Bald werden den »Demeter« in absehbarer Zeit als Standardwerk abgelöst haben, nicht zuletzt deswegen, weil hier mit viel größerer Genauigkeit Zahlen zusammengebracht wurden, welche insgesamt das Profil des Offizierkorps in Preußen-Deutschland plastisch hervortreten lassen.

Bald kümmert sich in diesem Buch vor allem um folgende Komplexe: soziale Herkunft der Offiziere, Höhe der Selbstrekrutierungsquote, Anteil des Adels bei den Diensträngen, besondere Abweichungen in Bayern (gegenüber Preußen) und in der Marine (gegenüber dem Heer), Bedeutung der Bildungsvoraussetzungen für den Offizierberuf. All dies wird, so genau es geht, für das Kaiserliche Heer, die Reichswehr, die Wehrmacht und die Bundeswehr erhoben (die NVA wird nur am Rande erwähnt, allerdings in relevanten Zusammenhängen).

Die sprachlich zuweilen (vor allem in der Einführung) etwas verkrampft geratene Studie liest sich dennoch meist spannend, weil ihr Gegenstand sozusagen mitten im soziopolitischen Herrschaftsbereich der Gesellschaft angesiedelt ist. »Nicht der Adel der Geburt allein kann heutzutage wie vordem das Vorrecht für sich in Anspruch nehmen, der Armee ihre Offiziere zu stellen. Aber der Adel der Gesinnung, der das Offizierkorps zu allen Zeiten beseelt hat, soll und muß demselben unverändert erhalten bleiben«, hieß es 1890 in einem Erlaß Kaiser Wilhelm II. Diese Öffnung zum Bürgertum hin war aber natürlich selektiv — bürgerliche Offiziere sollten sich möglichst aus »erwünschten Kreisen«

(Gutsbesitzer, Geldaristokratie, gehobene akademische Berufe) rekrutieren. Dieses Rekrutierungs-Modell ist von der Reichswehr übernommen worden. Der Nationalsozialismus stand ihm ablehnend gegenüber, konnte indes seine eigenen Konzepte, die auf einem völkisch unterfütterten, einseitig die Kämpfernatur des Offiziers betonenden Leistungsbegriff beruhten, erst nach Kriegsausbruch durchsetzen. Bei der Gründung der Bundeswehr setzte sich das Rekrutierungs-Modell der »erwünschten Kreise« wieder grobenteils in Kraft, bis es dann im Zuge der inneren Umgestaltung der Bundeswehr durch den Reformschub der Ära Schmidt überwunden wurde. Die Zahlen über den Offiziersnachwuchs der Bundeswehr zwischen 1962 und 1980 (Tabelle 8, 83) machen die starken Verschiebungen zugunsten von Angestellten und Arbeitern als Rekrutierungsbasis der jungen Offiziere sichtbar.

Die Bildungsdiskussion innerhalb der Streitkräfte, zuletzt um die Gründung von Bundeswehr-Hochschulen und die inzwischen bereits wieder kräftig zurückgestutzte Reform des Bildungs- und Ausbildungswesens vor einem Jahrzehnt in der Bundesrepublik heftig entflammt, kann ebenfalls als ein Hauptindikator für Wandlungsprozesse in militärischen Führungsgruppen angesehen werden. Die »sozialprotektionistisch« eingestellten Befürworter des Rekrutierungs-Modells der »erwünschten Kreise« wollen formale Bildungsqualifikationen möglichst niedrig halten. Ihr Bild vom Soldaten stellt Tugenden in den Vordergrund, die gern unter dem (in diesem Fall ganz kernig auszusprechenden) Begriff des »Charakters« zusammengefaßt werden. Bildung wird, übrigens weitgehend in Verkennung der realen Anforderungen an militärische Führer, als zweitrangig oder gar als charakteraufweichend angesehen. Auch hier kann Bald die militär-internen Auseinandersetzungen anhand seiner sozialstatistischen Daten gut und anschaulich beschreiben. Empirisch-historische Arbeiten wie diese sind schwer zu schreiben und nicht immer einfach aufzunehmen. Man sollte solche Mühen aber nicht scheuen. Dies Buch von Bald gehört zu den Arbeitsunterlagen von jedem, der sich mit dem Verhältnis von Militär und Gesellschaft in Deutschland beschäftigt.

Wilfried von Bredow (Marburg)

**Stockholm International Peace Research Institute: World Armaments and Disarmament.** SIPRI Yearbook 1983. Taylor & Francis Ltd., London und New York 1983 (LVI und 681 S., Ln., £ 26,-)

Zum vierzehnten Mal seit 1968 hat das schwedische Friedensforschungsinstitut SIPRI seinen weltweit konkurrenzlosen Jahresbericht vorgelegt. Der Bericht enthält neben einem langen, zusammenfassenden Artikel mit einem Anhang über die Größe des weltweiten Atomwaffenarsenals (1982: zwischen 43950 und 59562 Atomwaffen) vier in Kapitel untergliederte Hauptteile: Das atomare Wettrüsten (Weitreichende Atomwaffen für den Kriegsschauplatz; Britische und französische eurostrategische Waffen; Atomare Interkontinentalwaffen; Das Nichtweiterverbreitungs-System unter wechselndem Druck; Atomare Explosionen; Atomwaffen und die neue Friedensbewegung) — Weltrüstungen (Militärausgaben und -produktion weltweit; Rüstungspreise; Militärische Forschung und Entwicklung in den USA und der UdSSR; Panzerabwehr-Raketen; Handel mit größeren konventionellen Waffen; Sowjetische Rüstungsexporte; Frankreichs Waffenhandel; Entwicklungen chemischer und biologischer Kriegsführung 1982; Militärische Nutzung des Weltraums; Atomare Energiequellen in Satelliten) — Lateinamerika: Eine Regionalstudie — Entwicklungen bei der Rüstungskontrolle (Zweite UNO-Sondergeneralversammlung — Rüstungskontrollbemühungen bei der UNO auf der Genfer Abrüstungskonferenz; Verhandlungen über konventionelle Streitkräftereduzierungen und Sicherheit in Europa; Stand von Rüstungskontrollabkommen; Regierungsunabhängige Organisationen und Abrüstung bei der UNO; Zeittafel der wichtigsten Ereignisse im Zusammenhang mit Rüstungskontrolle).

Es ist hier nicht möglich, die einzelnen Kapitel, die teilweise durch umfangreiche ta-

bellarische und statistische Aufstellungen ergänzt werden (z.B. Rüstungsausgaben weltweit 1973-1982; Waffenhandelsregister), zu besprechen. Die Reichhaltigkeit des im SIPRI-Jahrbuch enthaltenen Materials erschließt sich erst bei der wiederholten Nutzung. Hinzu kommt, daß in den letzten Jahren die Artikel zunehmend theoretischer und politischer angelegt sind (die sorgfältige methodische Diskussion war schon lange eine Stärke); das geht allerdings nicht zu Lasten der empirischen Dokumentation, macht sie eher nützlicher.

Die politische Aussage des Berichts ist eindeutig: »1982 hat es keinen Fortschritt bei der Rüstungskontrolle und Abrüstung gegeben, und es ist nun ein volles Jahrzehnt her, seit es irgendein bedeutsames, nachfolgend auch ratifiziertes Rüstungskontrollinstrument gegeben hat.« Gleichzeitig sind die Rüstungsausgaben in den letzten vier Jahren schneller gewachsen als in den vier Jahren davor usw. Der Jahresbericht ist ein Beleg dieses Zustands. Wer immer sich intensiver mit Friedensfragen auseinandersetzt, kann auf diese Veröffentlichung nicht verzichten; der hohe Preis ist gerechtfertigt, wenn man ihn ins Verhältnis setzt zu den Preisen vieler Bücher der aktuellen Friedensliteraturschwemme.

Jo Rodejohann (Berlin/West)

**Zimmermann, Ekkart: Krisen, Staatsstrieche und Revolutionen.** Theorien, Daten und neuere Forschungsansätze. Westdeutscher Verlag, Opladen 1981 (435 S., br., 54,- DM)

Zimmermann liefert einen strukturierten Überblick über die sozialwissenschaftliche und sozialgeschichtliche Literatur zu Themenbereichen wie Krisen, Protest, Revolution und Militärputsch. Die Aufzählung der verarbeiteten Literatur beansprucht rund 50 Seiten (340-407); diese Bibliographie umfaßt etwa 1400 Titel! Empirische, modellanalytische und historische Studien werden ebenso wie Fallanalysen und komparative Studien berücksichtigt: »Erstmalig wird hier in deutscher Sprache versucht, die Forschungen über Krisen, militärische Staatsstrieche und Revolutionen im Zusammenhang zu behandeln« (8). Bevorzugt wird diejenige Literatur berücksichtigt, welche — »aus der Sicht der makropolitischen Konfliktforschung« (10) — die sozialstrukturellen und politischen Bedingungen von Krisen, Staatsstreichern und Revolutionen behandelt. Die Aufgabenstellung, eine »klare und einigermaßen umfassende Aufarbeitung des vorliegenden Materials« (264) vorlegen zu wollen, löst Zimmermann im Sinn eines zuverlässigen Nachschlagewerks. Der Überblicksdarstellung mangelt jedoch eine hinreichend erläuterte Verwertungsstrategie. Sicherlich, Zimmermann geht vom Zusammenhang zwischen Demokratie und Protest aus und meint, Protest sei nicht »automatisch existenzbedrohend für demokratische politische Systeme« (22), vielmehr sei er für die erweiterte soziopolitische Reproduktion als »Warnzeichen demokratischer Gesellschaften« (21) wichtig. Ebenso wie aus dem Plädoyer für vergleichende empirische Studien ergibt sich hieraus aber keine Sichtweise, die den breiten Durchgang durch die Literatur direkt oder auch nur mittelbar als Forschungsdesign verwertbar machen würde. Vom Interesse her avisiert Zimmermann »langfristig eine allgemeine Theorie der Ursachen und Folgen politischer Instabilität« (265); die Konturen bleiben aber blaß. Auch seinen Hinweis auf die »unmittelbar praktische Bedeutung« (266) der Themenstellung entfaltet er nicht. Das Buch verbleibt im Zustand unbestimmter Gelehrsamkeit, wenngleich es in literarischer Hinsicht gut zum Ratgeber in vielen Revolutionsfragen taugt.

Eike Hennig (Kassel)

## Verfasser/innen

**A:** = Arbeitsgebiete; **V:** = Veröffentlichungen; **M:** = Mitgliedschaften

- Albert, Claudia*, 1953; Dr.phil., Wiss. Mitarbeiter an der FU Berlin. V: *Der melancholische Bürger* (1982). A: Konstitution bürgerlicher Identität, Exil, Weimarer Republik, Heine. M: GEW.
- Ammon, Ulrich*, 1943; Prof.Dr.phil., Hochschullehrer an der Universität Duisburg — Gesamthochschule. V: *Schuldschwierigkeiten von Dialektsprechern* (1978); *Perspektiven der Deutschdidaktik* (Mithrsg., 1981). A: Soziolinguistik, Sprachdidaktik.
- Becker, Gela*, 1960; Studium der Psychologie, Behindertenarbeit, Familienhelferin. M: SFBW.
- Bialas, Volker*; Dr.-Ing, Hochschullehrer an der TU München. A: Geschichte von Geodäsie u. Astronomie.
- Bleis, Sigrid*, 1963; Studium der Soziologie.
- Braun, Eberhard*, 1941; Dr.phil.habil., Privatdozent an der Univ. Tübingen. V: *Aufhebung der Philosophie* (Habilitation), *Naturrechtliche Fundamente der klassischen politischen Ökonomie in Blochs »Arbeitsbuch«*; *Gegenstand und Methode der Wissenschaftslehre J.G. Fichtes* (Diss.). A: Politische Philosophie, Philosophie E. Blochs, Praktische Philosophie.
- Braun, Volker*, Mitarbeiter am Berliner Ensemble. V: *Unvollendete Geschichte* (1977), *Großer Frieden*, Schauspiel (1979), *Training des aufrechten Gangs*, (Gedichte) (1980), *Geschichten von Hinze und Kunze* (1983).
- Bredow, Wilfried v.*, 1944; Dr.phil., Prof. f. Politikwissenschaft an der Univ. Marburg. V: *Einführung in die internationalen Wirtschaftsbeziehungen* (Mitautor, 1981), A: Ost-West-Beziehungen, Militärsoziologie.
- Brockner, Ulf-H.*, 1948; Dipl.-Päd., Bildungsreferent beim Berufsbildungswerk des DGB. A: Probleme der Arbeitslosigkeit; Nahverkehr; Bewußtseinsphänomene bürgerlicher Praxis; Wissenschaftstheorie. M: GEW, HBV; BdWi, Öko-Institut.
- Cook, Judith A.*; Ph.D. (Soziologie), Assistant Professor, Committee on Human Development, The University of Chicago.
- Dietschreit, Frank*, 1954; Dr.phil., Lehrbeauftragter Univ. Hamburg; Studienreferendar. V: *Zeitgenössische Lyrik im Gesellschaftsprozeß* (1983). A: Moderne Lyrik; Alternativkultur. M: GEW, Die Grünen.
- Fonow, Mary Margaret*; Ph.D. (Soziologie) Assistant Professor, Department of Sociology and Psychology, Otterbein College, Westerville/Ohio, USA.
- Fülberth, Georg*, 1939; Dr.phil., Prof. f. Politikwissenschaft an der Univ. Marburg. V: *Geschichte der Bundesrepublik Deutschland in Quellen und Dokumenten* (Hrsg., 1982); *Leitfaden durch die Geschichte der Bundesrepublik Deutschland* (1983). A: Geschichte der BRD; Geschichte der Kommunalpolitik; CDU/CSU. M: DKP, BdWi, GEW, Touristenverein »Die Naturfreunde«.
- González Casanova, Pablo*, 1922; Prof.Dr., Universidad Nacional Autónoma de Mexico, Soziologie. V: *Democracia en Mexico* (1964), *Sociología de la explotación* (1968), *The Fallacies of Social Sciences* (1981). A: Soziale Bewegungen in Lateinamerika. M: Asociación Latinoamericana de Sociología (Präsident 1983-84).
- Hager, Frithjof*, 1946; Dr.phil., wiss. Mitarbeiter. V: *Die Kunst, der Soziologie zu widersprechen* (demnächst). A: Sozialwissenschaft, polit. Kritik und Theorie.
- Hallerbach, Jörg*, 1945; Dipl.-Ing., Wissenschaftspublizist. V: *Die eigentliche Kernspaltung* (1978), *Die atomare Gesellschaft* (1978). A: Ökol. Technik, Umweltökonomie, Umweltrecht, Stadtgeschichte, Anarchismusforschung, Wissenschaftstheorie.
- Handtmann, Adelheid Jessie*, 1948; Dr.phil., wiss. Mitarbeiterin an Museen. V: *Zum technischen Fortschritt im Eisenhüttenwesen im 18. u. 19. Jh.* (1980). A: Technikgeschichte, Museumspädagogik, angepaßte Technologie.
- Haug, Wolfgang Fritz*, 1936; Dr.phil., Prof. f. Philosophie an der FU Berlin; V: *Kritik der Warenästhetik* (1971, 8<sup>1983</sup>); *Bestimmte Negation* (1973); *Vorlesungen zur Einführung ins »Kapital«* (1974, 2<sup>1976</sup>); *Theorien über Ideologie* (Mitautor, 2<sup>1982</sup>); *Warenästhetik und kapitalist. Massenkultur I* (1980); *Der Zeitungsroman oder Der Kongress der Ausdrucksberater* (Realsatire, 1980). A: Projekt Ideologietheorie. M: GEW.
- Hauser, Kornelia*, 1954; Soziologie-Studium, Doktorandin. Mitarbeit an: *Frauenformen* (Argument-Sonderband AS 45, 1980). A: Frauenbewegung; Arbeiterbewegung; Sexualität und Herrschaft. M: Sozialistischen Frauenbund Hamburg.
- Held, Jutta*, Prof.Dr.phil.; Hochschullehrerin an der Universität Osnabrück. V: *Kultur zwischen Bürgerum und Volk*, AS 103 (Hrsg., 1983). A: Kunstgeschichte 17.-20. Jahrhundert.
- Hennig, Eike*, 1943; Dr.phil., Prof. für Politikwissenschaft an der Gesamthochschule Kassel V.: *Bürgerliche Gesellschaft und Faschismus in Deutschland* (2<sup>1982</sup>). A: Faschismusanalyse, Neonazismus/Extremismus.
- Henschel, Elke*, 1952; wiss. Mitarbeiterin am FB Germanistik der FU Berlin. A: Sprachgeschichte und Grammatik.
- Hermes, Dieter*, 1937; Dr.phil., Prof. f. Amerikastudien an der Univ. Bremen, »Gulliver«-Redakteur. V: *Upton Sinclair — amerikanischer Radikaler* (1978); *Polit. Volkstheater der Gegenwart*, SH 45 (Mitautor, 1981); *Grundkurs Englisch/Amerikanistik*, SH 49 (1982). A: »Zweite Kultur«, USA. M: ÖTV, BdWi.

- Hoerning, Erika M., 1941; Dr.rer.pol., Dipl.-Soz., Wiss. Angest. im Max-Planck-Institut Berlin. A: Soziologie und Sozialpsychologie. M: ÖTV.
- Jäger, Michael, 1946; Dr.phil. V: zu wissenschaftstheoretischen Fragen und zur Parteitheorie Gramscis. V: *Ökonomie und Politik des sozialliberalen Korporatismus* (1980; in Argument-Sonderband 51). A: Wissenschaftstheorie, Staatstheorie. M: GEW.
- Jaeggi, Urs, 1931; ordentl. Prof. f. Soziologie an der FU Berlin. V: *Brandeis. Roman* (1978), *Was auf den Tisch kommt, wird gegessen. Essays* (1981), *Grundrisse. Roman* (1981). A: Allgemeine Soziologie m. Schwerpunkten: soziologische Theorie, Industrie- u. Betriebssoziologie, Sozialgeschichte, Kultursoziologie, politische Soziologie. M: im deutschen P.E.N.
- Keitel, Evelyn, 1951; Dr.phil., Hochschul-Ass., V: *Psychopathographien — die Vermittlung psychoth. Phänomene durch d. Literatur*. A: Literaturtheorie, Lit. der Gegenwart. M: Modern Language Ass., NY.
- Klinger, Gerwin, 1955; Studium der Philosophie. M: ÖTV.
- Kluttmann, Annette, 1959; Studium der Psychologie.
- Kröll, Friedhelm, 1945; Dr.phil.habil.; Soziologe. V: *Gruppe 47* (1977); *Rechtspopulistischer Kommunalismus*, in: AS 51 (1980); *Vereine* (1982). A: Literatur- und Kultursoziologie, Biographie-Forschung.
- Ludemann, Margret, 1956; Soziologie-Studium. V: *Frauen — Opfer oder Täter*, SH 46 (Mitautorin, 1980). A.: Methoden der Frauenforschung; M: Sozialistischer Frauenbund Hamburg.
- May, Hannelore, 1947; Dipl.-Volksw., wiss. Mitarbeiterin bei der allgemeinen Jugendberatung e.V. V: Mitarbeit an: Argument-Sonderbände zur Automationsforschung 7, 19, 31, 43, 55, 67 und *Frauenformen*, AS 45 (1980).
- Menges, Annetkatrein, 1959; Studium der Psychologie in Marburg.
- Mischkowski, Gabi, 1953; Studium der Geschichte. A: Geschichte der Armenfürsorge und Sozialpolitik in Deutschland.
- Ott, Erich, 1945; Dr.phil., Sozialwissenschaftler und Dozent in Kiel. V: *Handlungsprobleme bei Maßnahmen zur HdA* (Mitautor, 1981); *Wörterbuch zur Humanisierung der Arbeit* (Mitautor, 1983). A: Humanisierung der Arbeit, Arbeitszeitpolitik, Technologiepolitik.
- Peutsch, Helmut, 1948; Dr.phil., wiss. Assistent an der FU Berlin. V: *Grundkurs 18. Jh.* (Mitautor, 1974), *Georg Forsters »Ansichten vom Niederrhein«* (1978). *Nachkriegsliteratur in Westdeutschland 1945-49*, AS 83 (Mithrsg., 1982). A: Literaturgeschichte 18. u. 20. Jh.
- Ridder, Helmut, Dr.Dr.h.c.jur., Prof. an der Univ. Gießen. V: *Die soziale Ordnung des Grundgesetzes*, in: Mück (Hrsg.), *Verfassungsrecht* (1975). A: Öffentliches Recht, Politikwissenschaft.
- Rodejohann, Jo, 1947; Dipl.-Pol., Redakteur der *Militärpolitik Dokumentation*. V: *Durch Kooperation zum Frieden?* (Mitverf., 1974). A: Rüstungs- und Abrüstungspolitik. M: ÖTV und AFK.
- Schmahl, Kurt, 1947; Wiss. Mitarbeiter am Inst. f. Soziologie der TU Berlin. V: *Rationalisierung durch Humanisierung* (Mitautor, 1979), *Anders arbeiten* (Mithrsg., 1983). A: Techniksoziologie, Industrie- und Betriebssoziologie, Dualwirtschaft.
- Sève, Lucien, Agrégé de philosophie; Leitungsmitglied des »Inst. de recherches marxistes« (IRM), Paris. V: *La philos. française contemporaine* (1962); *Marxismus u. Theorie d. Persönlichkeit* (1969, dt. 1973); *Über die materialistische Dialektik* (dt. 1976); *Une introduction à la philosophie marxiste* (1980); *Krise des Marxismus?* (in: Arg. 122/1982). A: Marxist. Dialektik; Histor. Individualitätsformen. M: FKP (ZK).
- Sölle, Dorothee, 1929; lebt in Hamburg als Schriftstellerin und hat seit 1975 eine Professur am Union Theological Seminary, New York. V: *Sympathie* (1978); *Im Hause des Menschenfressers* (1981); *Aufrüstung tötet auch ohne Krieg* (1982).
- Soppe, August, 1950; 1. Staatsexamen Germanistik u. Politik, 1978-81 Redaktionssekretariat *Argument*, Doktorand. V: *Die Einführung des Rundfunks in Deutschland* (1976); *Der Streit um das Hörspiel 1924/25* (1978). A: Medienpolitik, Rundfunkgeschichte.
- Su, Shaozhi, 1923; Prof. f. Ökonomie an der Univ. Peking; stellv. Direktor des »Instituts für Marxismus-Leninismus-Maoismus« der Chinesischen Akademie der Wiss. V: *Tentative Views on the Class Situation and Class Struggle in China at the Present Stage* (1981); *Über den chinesischen Weg zur Modernisierung*, in: *Neue Technik und Sozialismus*, AS 95 (1982).
- Schönleüter, Wolf, 1953; Dipl.-Soziologe, z.Zt. Doktorand. V: Aufsätze zur Theorie und Praxis der Sozialarbeit, Sozialpolitik und allgemeinen Soziologie. A: Theorie der Soziologie, Anthropologie.
- Uhl, Gisbert, 1951; Studium der Philosophie, Germanistik, Geschichte, arbeitsloser Gymnasiallehrer. A: z.Zt. Diss.: *Der Ort und die Bedeutung der Literatur bei Th.W. Adorno*.
- Weber, Michael, 1955; Staatsexamen Germanistik/Geschichte; z.Zt. Promotion. V: *Bibliographie zur linguistischen Gesprächsforschung* (Mitautor, 1983); A: Gesprächsanalyse; Beratungsgespräche; Analyse von Gruppenberatungsgesprächen im Bereich des Adoptiv- und Pflegekinderwesens.
- Zimmer, Gerhard, 1943; Dipl.-Psych. und Ing.grad. Mitglied im Projekt Automation und Qualifikation. V: *Automationsarbeit* (Mitautor, 1975ff.); *Personlichkeitsentwicklung und Gesundheit im Schulalter* (Hrsg., 1981). A: Arbeitswissenschaft; Bildungsforschung; Gesundheitsforschung.



**betrifft:  
erziehung**

# Demokratie und Recht

**1 '84**

*Journal*

R. Meier: Schulkarikaturen  
P. Schwarz: Ökopädagogik  
P.E. Kalb: Fleißsternchen-Pädagogik  
Lehrer in USA  
P.E. Kalb: Was Lehrer dürfen  
K. Farin: Fußball-Fanclubs

*Titelthema*

J. Grell: Praxis: Dürfen Lehrer Schülern  
Briefe schreiben?

*Beiträge*

W. Pallasch u. a.: Konflikt- und Problem-  
bewältigung in der Schule  
H. Schmidt: Nicaragua: Lernziel Selbst-  
hilfe  
H.D. Knoop: Sexualerziehung in der  
Schule. Gibt's die?  
H. Thiel: Gegen die Ausländerfeindlich-  
keit  
U. Haller: Klassenportrait: »Und das ist  
die Verwahrlosten-Klasse«  
A. Belk-Schmehle: Zwillinge: »Einer al-  
lein kann gar nicht so doof sein«

*b:e-Gespräch mit G.K. Müntefering*  
»Kinderfernsehen ist, wenn Kinder fernse-  
hen«

17. Jg. 1984

**4 '83**

U.F.H. Rühl: Das Grundrecht auf Gewis-  
sensfreiheit als verfassungsrechtliches  
Problem und seine aktuelle Bedeutung  
O. Finke: Die Grünen - repräsentations-  
unfähige Partei?  
K.-H. Hohm: Parteiendemokratie und  
Volksentscheid  
P. Kiel: § 175 StGB — Relikt eines autori-  
tären Sexualstrafrechts  
G. Hartmann: Jus cogens?  
W. Czapliński: Die westdeutsche Staats-  
praxis zum »Warschauer Vertrag« im  
Lichte der Wiener Vertragskonvention  
N. Paech/M. Kutschka: Risse im Monolith  
(Zum Stand der derzeitigen Berufsverbo-  
tungsrechtsprechung)

*Berichte und Entscheidungen:*

Nötigung wegen kurzzeitiger Blockaden  
von Militäreinrichtungen  
Zulässigkeit von Polizeikostenerstattungs-  
regelungen  
Kasseler Anwaltsforum »Demonstration,  
Ungehorsam, Widerstand gegen Raketen-  
stationierung«

**3 '83**

D. Deiseroth, G. Offczors: Truppensta-  
tionierung und militärische Ausbaupro-  
gramme  
A. Funk: Polizeiliche Strategie und politi-  
sche Funktion des staatlichen Gewaltein-  
satzes der Polizei bei Demonstrationen

11. Jg. 1983

Erscheint monatlich im Beltz Verlag, Postfach 1120,  
6940 Weinheim - Einzelheft DM 6,-; Jahresabo DM  
62,-; für Studenten und Referendare ermäßigter Preis  
DM 52,- (Studienbescheinigung bzw. einfache Erklä-  
rung beilegen); jeweils plus Versandkosten. Referen-  
dar-Angebot befristet auf zwei Jahre.

Redaktion: Prof. Dr. Helmut Ridder — Vierteljährlich  
— Einzelheft im Jahresabo 7,60 DM, für Studenten  
6,55 DM, zuzüglich Versandkosten. Pahl-Rugenstein  
Verlag, Gottesweg 54, 5000 Köln 51

# JOURNAL FÜR SOZIALFORSCHUNG

# Kommune

Forum für Politik und Ökonomie

## 1 '84

### *Sozialwissenschaft und Politik*

K.v. Beyme: Politische Kybernetik? Politik und wissenschaftliche Information der Politiker in modernen Industriegesellschaften

B.H. Smith/F.C. Turner: Zur Qualität von Umfrageforschung in autoritären Regimes. Latein- und Südamerika in den siebziger Jahren

### *Gewerkschaften in Osteuropa*

A. Pravda: Gewerkschaften in kommunistischen Staaten. Die Sonderfälle Polen und Ungarn

### *Sprachwissenschaft als Sozialwissenschaft*

R. Wodak: Wege der Soziolinguistik

### *SWS-Meinungsprofile*

Sicherheitspolitik im Bewußtsein westlicher Führungsschichten - Regierungswechsel in Österreich

### *Bücher über Krieg und Frieden*

Kriegsgefahr

Veränderungen im internationalen System, Hegemonialmächte und Kriegsrisiko

24. Jg. 1984

Hrsg.: Sozialwissenschaftliche Studiengesellschaft. Redaktion, Leitung u. f. d. Inhalt verantwortlich: Bernd Marin. Erscheinungsweise: Vierteljährlich — Einzelheft OS 95,-; Jahresabo: Institutionen, Bibliotheken OS 360,-; Einzelpersonen OS 300,-; Mitgl. wirtschafts- und sozialwissenschaftl. Berufsvereinigungen, Journalisten/Lehrer OS 240,-; Stud. OS 120,-. — Redaktionsadresse: Maria-Theresien-Straße 9/8B, A-1090 Wien

## 12 '83

Läuft das Grüne Schiff aus dem Ruder? J. Scheer: Zivile und militärische Nutzung der Atomenergie in der Sowjetunion Bedingungen alternativer Produktion. Gespräch mit Bremer Betriebsräten Probleme einer genossenschaftlichen Produktionsweise

## 11 '83

Grenada - Blutiges Ende der Revolution? Friedensbewegung '83: BRD und Polen Rot-Grünes Hessen? Interview mit Mitgliedern der hessischen Landtagsgruppe der Grünen

Diskussion: Keine Perspektiven nach Genf? Überlegungen zur Friedensbewegung.

Der Mensch als Umweltzerstörer? Eine Untersuchung des Verhältnisses zwischen Mensch und Natur am Beispiel des Alpenraumes

## 10 '83

Krisenwahlen in Bremen und Hessen Feministische Politik - das heißt, Dinge an die Öffentlichkeit holen und damit politisch machen. Gespräch mit W. Schoppe Gespräch mit Rudolf Bahro. Zweiter Teil Mit Benedictus vom Wachstumskarussell springen oder den Auszug aus Ägypten wagen. Kritik an Bahro

G. Koenen: Deutsche Fragen. Frieden mit Rußland? - Versuch einer Annäherung

Redaktion: M. Ackermann, F. Bleicher, C. Falter, G. Heinemann, Th. Mehlem, J. Schmieter. — Monatszeitschrift. — Einzelheft 5 DM, Jahresabo 60 DM, Halbjahresabo 30 DM. — Kommune-Redaktion, Mainzer Landstraße 147, 6 Frankfurt 11. — Vertrieb: Buchvertrieb Hager GmbH, Postf. 11 11 62, 6 Frankfurt 11



# lendemains

Zeitschrift für  
Frankreichforschung +  
Französischstudium

---

## 31/32 '83

*Schwerpunkt: Musik in Paris im XIX. Jahrhundert*

C. Dahlhaus: Französische Musik und Musik in Paris

N. Miller: Berlioz und die »mélodie fixe«

J.O. Fischer: La chanson politique

U. Günther: Verdis erster Erfolg in Paris

C. Dahlhaus: Offenbachs Kunst der musikalischen Pointe

G.R. Marschall: Adaptation von Weltliteratur im drame lyrique

M. Zimmermann: Mallarmé im Konzert

T. Hirsbrunner: Wagnérisme et wagnériens

### Forum

W. Kowalsky: »Ideologischer Krieg« in der Ära Giscard

R. Krüger: Jean de la Tailles »De l'art de la tragédie«

M. Erman: Mise en abyme dans le théâtre de Musset

### Diskussion

P. Kunze: Grammatiken und Grammatiker

M. Nerlich: Watteaus Embarquement pour Cythère

### France actuelle

A. Möser: Energiepolitik in Frankreich

A. Neuschäfer: Zur Dezentralisierung im Theater I

J.M. Becker: Emigrés français - émigrés allemands

A. Besson: Die Revanche der Opposition

M. Hénissart u. W. Kowalsky: Parteitag des PS

8. Jg. 1983

---

Herausgeber: M. Nerlich in Zusammenarbeit mit J. Droz, H. Hofer, J. I eenhardt, B. Schlieben-Lange, A. Soboul. — Erscheint vierteljährlich. — Einzelheft 12,- im Abo 10,95. Studenten 9,90. — Pahl-Rugenstein Verlag, Gottesweg 54, 5000 Köln 51

# linkskurve

das neue Forum  
für fortschrittliche  
Kunst und Kultur

---

## 4 '83

### Kulturnotizen

Y. Güney: Schenkt der türkischen Tragödie Gehör

T. Rothschild: Noch einmal Achternbusch  
Engelmann/Kant: Antikriegstag

### Chile 1983

U.M. Fiechtner: Das Augusto-Lied  
Innerhalb der Grenzen wachsen

C. Górtz: Ausblicke auf Chile  
Brief aus Chile

C. Boisier: Chilenin in Berlin

U.M. Fiechtner: Das Hühnchen kleben

### Kritische Umschau

M. Schneider: Schreiben ein Umweg zum-Tode?

### Texte

E. Loest: Völkerschlachtdenkmal

E. Wetzel: Die Betonkugel

### Werkstatt

U. Hetscher: Das Beste der Musik steckt nicht in der Musik

R. Krause/R. Kresin: Repression und Widerstand

---

Redaktionsleitung: Jo Hauberg. Redaktion: Dineke Beckman, Barbara Kunz-Bürgel, Detlef Langer, Giuseppe de Siati, Gerhard Siabler. Redaktionsadresse: *linkskurve*, Kesselstr. 11a, 4600 Dortmund 1 — Erscheint vierteljährlich im Verlag Neue Zeit GmbH, Postfach 4304, 2300 Kiel 1 — Einzelheft 7 DM, Jahresabo incl. Versandkosten 25 DM

# Die Neue Gesellschaft

*Zeitschrift für den demokratischen Sozialismus*

# positionen

THEORETISCHES MAGAZIN

## 12 '83

*Thema: Bundesdelegiertenkonferenz und Außerordentlicher Parteitag der SPD in Köln 18./19. November 1983*

K. Focke: Für ein starkes und solidarisches Europa

W. Brandt: SPD — Partei für Europa

E. Bahr: Alternative Strategien

H. Schmidt: Zur Lage der Sicherheitspolitik

H.-J. Vogel: Bericht des Vorsitzenden der Antragskommission. Beschlüsse zur Friedens- und Sicherheitspolitik

K. Lenk: Der ungewollte Flankenschutz

K.-H. Rosen: Kontinuität deutscher Juristen?

P. Reichel: Nur ein »Betriebsunfall« der deutschen Geschichte?

K.D. Voigt: Der interne Kriegszustand im Chile des Diktators Pinochet

T. Fichter: Ein Museum für die Union?

C. Ehmann: Vom Meister zum Magister

T. v. d. Vring: Markt und Demokratie in Europa

*Griechenland:* Turbulente Halbzeit

*Großbritannien:* Abwarten reicht nicht aus

*Irland:* Beschäftigungskrise verschärft sich

*Niederlande:* Rassisten auf dem Vormarsch

30. Jg. 1983

## 47 '83

Auf dem zerbrochenen Schiff der Odyssee Die Kämpfe in West-Beirut vor einem Jahr in der Erinnerung des palästinensischen Dichters Mahmoud Derwisch

R. Zeltner: Nationalstraßenbau: betonierete Irrtümer

P. Mattmann: Informationen und Argumente zur Lancierung einer eidg. Volksinitiative »Gegen den Bau weiterer Nationalstraßen und Autobahnen«

C. Müller: Die Krise hat erst begonnen. Zum ökonomischen »Umfeld« einer alternativen Wirtschaftspolitik

F.O. Wolf: »Zukunft der Arbeit« und »ökologische Wirtschaftsweisen«

### Rezension

T. Heilmann: Kritisches Wörterbuch des Marxismus

Herausgegeben für die Friedrich-Ebert-Stiftung von Johannes Rau, Heinz O. Vetter, Hans-Jochen Vogel, Herbert Wehner. Redaktion: Peter Glotz (Chefredakteur), Rainer Diehl, Hans Schumacher (verantwortl.). — Erscheint monatlich. Einzelheft 6,- DM, Jahresabo 48,- DM zzgl. Versand. — Verlag Neue Gesellschaft, Godesberger Allee 143, 5300 Bonn 2.

Herausgegeben von einem Redaktionskollektiv der Progressiven Organisationen der Schweiz (POCH) — 6 Nummern pro Jahr — Einzelheft Fr. 3,50, Doppelheft Fr. 4,— — Abo: Schweiz Fr. 18,—, Ausland Fr. 21,— — Redaktion positionen, Postfach 539, CH-8026 Zürich

**psychologie**  
*heute*

Zeitschrift für  
Sozialistische Politik  
und Wirtschaft

**spw**



## 12 '83

### *Heimat*

J. Berger: Heimat — Wo ist das?

### *Lebensstadien*

Der Lebenszyklus und die neue Identität der Menschheit. Im Gespräch: E. Erikson

### *Mütter*

L. Siebenshön: Die Emanzipation entläßt ihre Söhne

### *Entwicklung*

E. Borneman: Die Fähigkeit zum Widerstand

## 1 '84

### *Perfektionismus*

D.D. Burns: »Niemand ist vollkommen«

### *Megatrends*

»Gestern ist vorbei, und morgen wird auch nicht ewig dauern«. 10 Trends, die unser Leben verändern

### *Gesellschaft*

P. Pawlowsky/C. Flodell: Die Arbeitsmoral der Deutschen: Schwitzen - nur noch in der Freizeit?

### *Sexualität*

G. Bleibtreu-Ehrenberg: Der Sittenstrolch von nebenan

### *Frauenbewegung*

C. Thürmer-Rohr: Die gespenstischen Paradiese der Männer und die Hoffnungslosigkeit der Frauen

### *Kirchen*

S.R. Dundee: Das Kreuz der Psychologen  
11. Jg. 1984

Redaktion: H. Ernst (verantwortlich), Michaela Huber, Monica Moebis, Rüdiger Runge; Redaktionsassistentin: Karin Quick-Oest, Brigitte Bell. — Monatlich. — Einzelheft 5,80 DM. Jahresabo 58,— DM. — Beltz Verlag, Postfach 1120, 6940 Weinheim

## 21 '83

### *Aktuelle Kommentare*

Buttgert/Strieder: Das »Nein« der SPD  
A. Wehr: Willy Brandt und die Dialektik der Rüstungsideologen

### *Kulturelle Widerstände gegen Rechts*

V. Gransow: Notizen zum Neokonservatismus

J. Wollenberg: Lernen aus verpaßten Chancen. Antifaschismus und Arbeiterbewegung in Bremen

P. Oehke: Die »Ästhetik des Widerstands« - heute gelesen

K. Westermann: Hehre Ziele - tiefe Abgründe: Eine Einschätzung sozialdemokratischer Kulturpolitik

K. Albers: Museum der Arbeit in Hamburg. Ein Projektbericht

Dieter Muth-Kerth: Die Mediengewerkschaft

### *Analysen*

U. Schöler: Einige Anmerkungen zur »Bremer Diskussion« um eine Revision des Godesberger Programms

W. Zellner: Zur laufenden Programmdiskussion in der SPD

P. Baab: Mit uns zieht die neue Zeit! Ziele und Widersprüche der neuen Programmdiskussion

*Dokumentation:* Reden und Beschlüsse des 14. o. Gewerkschaftstags der IG Metall und des 13. o. Gewerkschaftstags der IG Druck und Papier

### *Besprechungen, Jahresinhalt 1983*

6. Jg. 1983

Hrsg. Detlev Albers, Heinz Albrecht, Erhard Eichert, Josef Hindeis, Klaus Peter Kisker, Heinrich Lienker, Werner Loewe, Klaus Thüsing, Klaus-Peter Wolf. Redaktion: K. Gauer-Krusewitz, F. Heidenreich, K. Krusewitz, G. Mackenthun, H. Raßmes, C. Rix-Mackenthun, D. Scholz, A. Westphal. *spw* erscheint in 4 Heften jährlich, Jahresumfang 516 S. Einzelheft DM 9,80, im Jahresabo DM 7,— zuzügl. Postversand. Bestellungen über *spw*-Vertrieb, Libellenstraße 6a, D-1000 Berlin 38

# THEATER ZEITSCHRIFT

HEFTES FÜR THEATERTHEORIE U. - PRAXIS

## 6 '83

*Schwerpunkt: »Provinz«-Theater*

- T. Keck: Provinz als Sprungbrett?  
 W. Praml: Theaterarbeit auf dem Land -  
 Das Dorfprojekt in Niederbrechen  
 M. Jahnke: Erkundungen in der Provinz:  
 Zum Beispiel Ulm  
 G. Susen/E. Wack: Fallstudie Moers

*Weitere Themen*

- M. Haerdter: Theater in den Niederlanden  
 J. Hofmann: Bürgerrecht, Phantasie, Op-  
 position  
 J. Langsted: Friedenstheater in Aarhus

## 5 '83

*Schwerpunkt: Chancen des Theaters in  
 der totalen Medienwelt*

- A. Dresen: Die Verteidigung des Theaters  
 I. Drewitz: Geburt des Theaters  
 Y. Karsunke: Suche nach ausgeblendetem  
 Themen  
 U. Greiff/L. Schwab: Theater gegen den  
 Verlust von Öffentlichkeit  
 S.D. Sauerbier: Medien und ästhetisches  
 Handeln  
 R. Bohn/R. Rupert: Soziale Folgen der  
 Informationstechnologie

*Weitere Themen*

- J. Hofmann: Probleme der Klassenkultur  
 E. Ude: Die Mediengewerkschaft endlich  
 in Sicht?

Hrsg.: Verein zur Erforschung theatraler Verkehrsfor-  
 men e.V., Berlin. Redaktion: R. Bohn, B. Gruber, H. Fi-  
 scher, F. Iversen, F. Krause (verantwortl.), M. Laska,  
 C. Naumann-Will, P. Roessler, R. Ruppert, L. See, G. Su-  
 sen, E. Wack, K. Weber, M. Zeißner. — Erscheint viertel-  
 jährlich. Einzelheft 8,- DM. Jahresabo incl. Versand: 32,-  
 DM. Stud.-Abo: 28,- DM. Redaktionsadresse: Theater-  
 ZeitSchrift, Großbeerenstr. 13A, 1000 Berlin 61

# WIDERSPRUCH

Beiträge zur  
 sozialistischen Politik

## 6 '83

*Kulturzerstörung & Widerstandskultur*

- R. Burger: Arbeit ist (nicht) genug  
 J. Tanner: Modern Times und Arbeiter-  
 kultur  
 R. Heim: Kulturfeindlichkeit oder Sabo-  
 tage des Schicksals  
 M. Schäfer: Der Rock als Revolte ist nicht  
 tot  
 C. Schelbert: Filmisch gesehen ist die  
 Schweiz problemlos  
 P.M.: Kultur - Heimat - Utopie/Heimat -  
 Utopie-Kultur

*Diskussion*

- R. Fibbi: Die italienischen Vereine in der  
 Schweiz in einer Übergangsphase: einige  
 Fragen für die Linke  
 Ph. Löpf: Von Versailles zur Japan  
 GmbH  
 W. Schöni: Der Schweizerische Kulturim-  
 perialismus und die UNESCO  
 F. Osterwalder: Imperialismus — Motor  
 oder Defekt des Schweizerischen Kapita-  
 lismus?

*Projekte/Hinweise*

- M. Peter: Notizen zur FdP-Wahldiskurs-  
 analyse

*Rezensionen, Zeitschriftenschau*

Herausgeber: Sozialistisches Büro. Redaktion: W. Völ-  
 ker, N. Diemer, E. Schmid, D. Rieser, C. Sonnenfeld,  
 A. Hofmann, C. Schön, J. Gottschalk-Scheibenpflug,  
 P. Schmitt, Th. Kimmich, T. Kunstreich, F. Düchting,  
 R. Laux, B. Rose, C.W. Macke, H. Dorn, M. Trinkl,  
 K. Blanc, D. Hail, G. Pabst, A. Wagner. — Jährlich 3-  
 4 Hefte. Jahresabo 39,- DM; Einzelheft zwischen 9,-  
 und 15,- DM incl. Versand. — Redaktion Widersprü-  
 che, G. Pabst, Postfach 591, 6050 Offenbach 4. Ver-  
 trieb: Verlag 2000, Postfach 591, 6050 Offenbach 4.

## wiener tagebuch

### 12 '83

R. Mitten: Was wird aus der Labour Party?

L. Spira: Grenada, oder die »moralische Vergleichbarkeit« der Supermächte

Z. Hejzlar: Schweden: Viel Lärm um nichts?

G. Procacci/F. Benvenuti: Oktoberrevolution und Stalinismus in der Geschichtsschreibung

R. Hummel: Neue Medientechnologien: Wenig Planung, viele Probleme

J. Dantine: Luther in der DDR 1983

K.-M. Gau: Der lange Weg nach Hertfordshire. Zum 100. Geburtstag von Hermynia zur Mühlen

### 11 '83

R. Knoll: Zum Tod von Friedrich Heer

L. Spira: Der 22. Oktober hatte eine Vorgeschichte

D. Passent: Polen: Weder Bunker noch Kartenhaus

E. Rouleau: Die amerikanischen Streitkräfte im libanesischen Drama

E. Hackl: Anstreifen an den Tod. Zwei österreichische Autoren im Spanischen Bürgerkrieg

C. Reinprecht: Wien retour. Zu einem Film über die Erste Republik

S. Schmid-Bortenschlager: Frauenliteratur aus der DDR

M. Pollack: Die Polen vor Wien

---

Herausgeber: Verein »Freunde des Wiener Tagebuch«. — Geschäftsführender Redakteur: Leopold Spira — Erscheint monatlich — Einzelpreis ÖS 20,—; Jahresabo ÖS 200,— (Ausland ÖS 260,—/DM 38,—); Studenten ÖS 130,— (Ausland ÖS 200,—/DM 28,—). — Verlags- und Redaktionsadresse: Belvederegasse 10, A-1040 Wien

# Zeitschrift für Soziologie

### 4 '83

#### *Entwicklungsländer*

G. Elwert u.a.: Die Suche nach Sicherheit: Kombinierte Produktionsformen im sogenannten Informellen Sektor

#### *Ehe und Familie*

A. Leupold: Liebe und Partnerschaft: Formen der Codierung von Ehen

#### *Medizin*

C. v. Grote-Janzen/E. Weingarten: Technikgebundenen Handelsabläufe auf der Intensivstation: Zum Zusammenhang von medizinischer Technologie und therapeutischer Beziehung

12. Jg. 1983

### 1 '84

#### *Theorie*

E. Weede: Kosten-Nutzen-Kalküle als Grundlage einer allgemeinen Konfliktsoziologie

#### *Bildung und Arbeitsmarkt*

P. Blossfeld: Bildungsexpansion und Tertiarisierungsprozeß: Eine Analyse der Entwicklung geschlechtsspezifischer Arbeitsmarktchancen von Berufsanfängern

#### *Industrie und Betrieb*

H. Bargmann: Innovationshemmnis Industriemeister?

#### *Methoden*

D. Holtmann: Interpretation der Effekte in der multivariaten Modellbildung

13. Jg. 1984

---

Hrsg.: Fakultät für Soziologie, Universität Bielefeld. — Herausgebergremium: Chr. v. Ferber, Th. Harder, R. Klima, Th. Luckmann, K.v. Mayer — Redaktion: R. Klima. — Erscheinungsweise: Vierteljährlich. — Einzelheft 28,80 DM, Jahresabo 90,— DM, Studentenabo 49,80 DM. Ferdinand Enke Verlag Stuttgart, Postfach 1304, 7000 Stuttgart 1

# SAURER REGEN

**Täglich sterben 80 000 Bäume**

Im Jahr 2000 wird der Saure Regen die Hälfte des deutschen Waldes in eine Sauresteppe verwandelt haben. Noch können wir das ändern. Durch die Mitarbeit in Bürgerinitiativen und durch die Unterstützung des BBU.

**BBU**



Bundesverband  
Bürgerinitiativen  
Umweltschutz e.V.

Friedrich-Ebert-Allee 120, 5300 Bonn 1, Spenden-  
kto. (Spenden sind steuerlich absetzbar) PostA  
Karlsruhe, Kto.Nr. 1007 65-754. („Saurer Regen“)

**Meinst Du die Russen  
wollen Krieg?**

**MMP\*!**

Informieren Sie sich selbst  
über die Vorschläge der  
UdSSR zu Abrüstung und  
Koexistenz anhand von  
Zeitschriften und Büchern  
aus der Sowjetunion

**das europäische buch**

in Dahlem, Thielallee 34 und in  
Charlottenburg, Knesebeckstr. 3

\* = Mir - russisch für Frieden

# Distel Hefte

Beiträge zur politischen  
Bildung



## Reinhard Kühnl Die Welt zu Beginn der 80er Jahre

Krise des Kapitalismus/Emanzipation der Dritten Welt/Ursachen der Kriegsgefahr  
96 Seiten, DM 8,80

## Werner Hofmann Zur Soziologie des Antikommunismus

Vorwort von Frank Deppe und  
Georg Fülberth  
64 Seiten, DM 6,--

## NEUERSCHEINUNGEN Reinhard Kühnl Der Faschismus

Ursachen / Herrschaftsstruktur  
Aktualität  
Eine Einführung  
176 Seiten, DM 15,80

## Herbert Schui Wirtschaftspolitik in der Krise

Ursachen der Stagnation / Unter-  
nehmerstrategien / Alternativen  
87 Seiten, DM 9,80

DISTEL VERLAG  
Sonnengasse 9  
7100 Heilbronn



aktuelle frauenzeitung

# COURAGE 1

Filmkritik „Lianna“

Krach in der Hausfrauengewerkschaft

Vergewaltigungsmorde: Was ist zu tun?

Frauen der Zukunft: Orwell's „1984“



## GESPRÄCH MIT HELGA FEDDERSEN

Ja ich möchte COURAGE näher kennenlernen und bestelle die nächsten drei Ausgaben von COURAGE zunächst im Probeabonnement für 10,- DM. Wenn ich nach dem zweiten Heft nicht schriftlich beim Verlag kündige, bin ich mit dem Weiterbezug von COURAGE zum regulären Jahresaboppreis von 48,- DM (54,- DM Auslandsabo) einverstanden.

COURAGE Frauenverlags-GmbH,  
Bleibtreustr. 48, 1000 Berlin 12.

Name/Vorname: .....

Straße/Nr.: .....

PLZ/Ort: .....

Datum: .....

Unterschrift: .....

Vertrauensgarantie: Ich weiß, daß ich diese Bestellung innerhalb von zwei Wochen widerrufen kann.

# weltweit informativ lebendig konkret

## horizont

Sozialistische Monatszeitung der DDR  
für internationale Politik und Wirtschaft

»horizont«  
vermittelt Ihnen Interessantes  
und Wissenswertes aus allen Kontinenten

Journalisten aus der DDR und anderen Ländern  
informieren Sie in Tatsachenberichten,  
Reportagen und Dokumentationen zu Fragen  
der internationalen Politik und  
Weltwirtschaft.  
Übersichten, Grafiken, Karten,  
Schaubilder und Diagramme ergänzen  
Ihre Nachschlagwerke

- Ich möchte »horizont« zum Jahresabo von  
15,60 DM zzgl. Porto von 2,40 DM beziehen  
 Ich bitte um Zusendung  
eines kostenlosen Probeexemplares

Name, Vorname \_\_\_\_\_  
Straße, Hausnummer \_\_\_\_\_  
PLZ, Ort \_\_\_\_\_

**Direktversand ab Berliner Verlag**

**Senden Sie den Kupon als Bestellung an  
Brücken-Verlag GmbH**  
Ackerstraße 3, 4000 Düsseldorf 1

Ein Probeexemplar kann vom Verlag direkt  
angefordert werden: **Berliner Verlag**  
DDR - 1026 Berlin, Karl-Liebknecht-Str. 29



# horizont



## HEISSER HERBST IN MITTELAMERIKA

Während wir gegen die Kriegsvorbereitungen der USA in  
Europa demonstrieren, steht Nicaragua schon in einem har-  
ten Abwehrkampf. 10.000 Söldner sind einmarschiert,  
27.000 US- Soldaten stehen an der Grenze zur Intervention

**MITTELAMERIKA  
MAGAZIN**

Enthält Berichte und Analysen zu  
Mittelamerika, sowie Termine und  
Nachrichten aus der Solidaritäts-  
bewegung. Es tritt ein für die Rech-  
te der Völker Mittelamerikas und  
unterstützt ihren Kampf um Frei-  
heit und Demokratie.

bereit. In El Salvador ist die  
Volksbewegung in der Off-  
ensive, in einigen Regionen  
haben sich schon frei ge-  
wählte Volksregierungen  
etabliert. Für die USA ist  
dies der Beginn des 3. Welt-  
krieges.

Bestellung an :

Einzelheft 2,50 DM  
Solidaritätsabo 25,-/6 Hefte  
Abo 15,-/ 6 Hefte

MAGAZIN-VERLAG  
Königsweg 7  
2300 Kiel



Wer hier glaubt, wir würden für die einzige linke Tageszeitung auch noch Werbung machen -

# FEHLANZEIGE

# taz

Die Zeitung  
wirbt für sich selbst.

Gutschein  
für 1 Woche **taz**

Name \_\_\_\_\_

Anschrift \_\_\_\_\_

an taz Abo-Abteilung  
Wattstr. 11/12, 1000 Berlin 65

2048

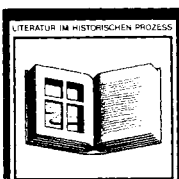


KULTUR  
ZWISCHEN  
BÜRGERTUM UND  
VOLK

Kultur zwischen Bürgertum und Volk

Die großen Umbruchphasen  
der frühen Neuzeit und  
des ausgehenden 18. Jahrhunderts.

Argument-Sonderband AS 103, 1983  
17,60/f.Stud.14,60 DM (Abo: 14,60/12,60)



ERFAHRUNG  
UND  
IDEOLOGIE

Erfahrung und Ideologie

Studien zur massenhaft  
verbreiteten Literatur

Literatur im historischen Prozeß 7  
Argument-Sonderband AS 101, 1983  
17,60/f.Stud.14,60 DM (Abo: 14,60/12,60)

**Sprach- und Literaturwissenschaft**

<i>Gumperz, John J.</i> : Discourse strategies ( <i>U. Ammon</i> ) .....	123
<i>Gumperz, John J. (Hrsg.)</i> : Language and social identity ( <i>U. Ammon</i> ) .....	123
<i>Rump, Gerhard Charles, und Wilfried Heindricks (Hrsg.)</i> : Interaktionsanalysen. Aspekte dialogischer Kommunikation ( <i>M. Weber</i> ) .....	124
<i>Ensslen, Klaus</i> : Einführung in die schwarzamerikanische Literatur ( <i>D. Herms</i> ) ....	126
<i>Christadler, Martin, und Olaf Hansen (Hrsg.)</i> : Marxistische Literaturkritik in Amerika ( <i>D. Herms</i> ) .....	127
<i>Mayer, Hans</i> : Ein Deutscher auf Widerruf. Erinnerungen ( <i>H. Peitsch</i> ) .....	128

**Kunst- und Kulturwissenschaft**

<i>Berger, Renate</i> : Künstlerinnen auf dem Weg ins 20. Jahrhundert ( <i>J. Held</i> ) .....	131
<i>Surmann, Rolf</i> : Die Münzenberg-Legende ( <i>A. Soppe</i> ) .....	132
<i>Schivelbusch, Wolfgang</i> : Intellektuellendämmerung ( <i>A. Soppe</i> ) .....	133
<i>Hahn, Bernd, und Holger Schindler</i> : Punk ( <i>F. Dietschreit</i> ) .....	134

**Soziologie**

<i>Bammé, Arno, u.a.</i> : Maschinen — Menschen, Mensch — Maschinen ( <i>K. Schmahl/S. Bleis</i> ) .....	135
<i>Kofler, Leo</i> : Beherrscht uns die Technik? ( <i>W. Schönleiter</i> ) .....	136
<i>Albert, Johannes, u.a.</i> : Entstehungsbedingungen und Entwicklung der Technikwissenschaften ( <i>V. Bialas</i> ) .....	137
<i>Ludwig, Karl-Heinz (Hrsg.)</i> : Technik, Ingenieure und Gesellschaft. Geschichte des VDI ( <i>E. Ott</i> ) .....	139
<i>Mommertz, Karl-Heinz</i> : Bohren, Drehen und Fräsen. Geschichte der Werkzeugmaschinen ( <i>A.J. Handtmann</i> ) .....	141
<i>Henseling, Karl Otto</i> : Bronze, Eisen und Stahl. Bedeutung der Metalle in der Geschichte ( <i>A.J. Handtmann</i> ) .....	141
<i>Jokisch, Rodrigo</i> : Techniksoziologie ( <i>M. Loiperdinger</i> ) .....	142

**Psychologie**

<i>Arieti, Silvano und Jules Bemporad</i> : Depression ( <i>A. Menges</i> ) .....	144
<i>Wirsching, Michael, und Helm Stierlin</i> : Krankheit und Familie ( <i>G. Becker</i> ) .....	146
<i>Lorez, Gudula (Hrsg.)</i> : Das andere Gefühl — Eifersucht ( <i>A. Kluitmann</i> ) .....	147
<i>Mohr, Gisela, u.a. (Hrsg.)</i> : Frauen. Psychologische Beiträge zur Arbeits- und Lebenssituation ( <i>B. Jansen</i> ) .....	148

**Geschichte**

<i>Kuczynski, Jürgen</i> : Geschichte des Alltags des deutschen Volkes ( <i>G. Fülberth</i> ) ....	151
<i>Fischer, Wolfram</i> : Armut in der Geschichte ( <i>H. Wunderer</i> ) .....	154
<i>Blickle, Peter</i> : Deutsche Untertanen. Ein Widerspruch ( <i>G. Bock</i> ) .....	155

**Soziale Bewegungen und Politik**

<i>Schimank, Uwe</i> : Neoromantischer Protest im Spätkapitalismus ( <i>G. Klinger</i> ) .....	156
<i>Scheer, Hermann</i> : Mittendrin. Bericht zur Lage von Sozialdemokratie und Republik ( <i>C. Pereira</i> ) .....	158
<i>Greiffenhagen, Martin, u.a. (Hrsg.)</i> : Handwörterbuch zur politischen Kultur der Bundesrepublik Deutschland. ( <i>F. Kröll</i> ) .....	159
<i>Bald, Detlef</i> : Der deutsche Offizier ( <i>W. v. Bredow</i> ) .....	160
<i>SIPRI</i> : World Armaments and Disarmament. SIPRI Yearbook 1983 ( <i>J. Rodejohann</i> ) .....	161
<i>Zimmermann, Ekkart</i> : Krisen, Staatsstrieche und Revolutionen ( <i>E. Hennig</i> ) .....	162

## Summaries

### **Urs Jaeggi: Notes on Identity and Betrayal**

The development of an individual does not only entail gaining experiences, social relations, etc., but also losing former positions. In which way is in this process, identity preserved? Where does betrayal begin? Moreover: how is social theory possible today? Which kind of reflexion is appropriate to life under the threat of the nuclear bomb? The author examines such questions within a medium ranging between scientific and literary reflexion. He uses small genres: moralistic miniature, book review, essay.

### **Eberhard Braun: What is »Bourgeois Society«?**

The author sketches the history of the concept »bourgeois society« in four steps and discusses the reasons for shifts and contradictions within its meanings. In particular, he investigates Manfred Riedel's works. He examines the ways in which the concept of bourgeois society may still claim validity; and from there reaches a historical threshold beyond which political philosophy is transferred into a critique of historical social formations serving the interests of a more humane way of life.

### **Immanuel Wallerstein: Ideology of Progress and the Future of Historical Capitalism**

This is the last chapter of Wallerstein's recent book *Historical Capitalism* (German translation forthcoming in *Argument-Verlag*). He defends the thesis of an absolute immiseration of the proletariat on a global scale. There are two possible futures of historical capitalism: its growing dissolution and transition to a more egalitarian, socialist world-order; or an intensification of exploitation of the world proletariat within a »socialist« alternative worked out by the world bourgeoisie.

### **Frithjof Hager: On the Impact of Social Facts and Experience on Sociology**

From an epistemological point of view, two major shifts are identified within the history of sociology: First, the habit of choosing research problems to fit the methods tends to constrain sociology's explanatory capacity. Second, reasoning about social problems tends to be reduced to methodology, and this tendency has already established some epistemological circularity: Means and ends become confused, definitions become norms. Both processes result in changed interests of sociological research. The purpose of sociology consists of debates on 'How to define and control social normalcy' rather than of thinking in terms of 'productive subjectivity'.

### **Judith A. Cook and Mary Margaret Fonow:**

#### **Knowledge and Women's Interests: Feminist Methodology in the Field of Sociology**

In reviewing recent sociological research on »methods« and »gender« the authors focus on the rising concept of feminist methodology. It is defined in terms of both, selection of methods and of appropriate modes of application. It is seen as including expressed sensitivity for the role of research subjects and as relying on »conscious partiality« for transforming sexist society. Particular attention is given to innovative research strategies developed by feminist sociologists. Their methodological diversity is seen as stemming of an attempt to choose methods to fit the research problem rather than vice versa, that characterizes feminist sociology.

### **Su Shao-Zhi: On the New Understanding of Marxism in China**

Marxism is not a fixed system of learning, but a theoretical and methodical instrument of a conscious social development under changing conditions. The author renders this plausible by posing a number of questions related to current problems of development in the People's Republic of China. He argues that these problems have yet to be scientifically solved, and thereby a further development of Marxist thinking must also be achieved.

### **Lucien Sève: Towards a Decisively Concrete Marxism**

Some comfortable but problematic abstractions within marxist categories have to be revised: the »levels« and the »phases« of historical reality. These abstractions are grounding in a conception of the universal and the singular, which took the latter only as an example or an expression of the former. But what we need is the ability of thinking revolutionary processes in their singularity and concreteness. This implies the necessity of a pluralist Marxism as a set of constitutive orientations but not as a manual of already constituted and eternal knowledge.

# Buchhandlungen

die DAS ARGUMENT, Argument-Sonderbände (AS)  
und Argument-Studienhefte (SH) komplett am Lager haben

- Aachen: babula Buchhandlung, Pontstr. 133; Tel.: 0241/27555
- Augsburg: »probuch« GmbH, Gögginger Str. 34; Tel.: 0821/579173
- Berlin 12: autorenbuchhandlung, Carmerstr. 10; Tel.: 030/310151  
Buchladen am Savignyplatz, Carmerstr. 9; Tel.: 030/3134017  
das europäische buch, Knesebeckstr. 3; Tel.: 030/3135056  
Buchhandlung Kiepert, Hardenbergstr. 4-5; Tel.: 030/310711  
Das Politische Buch, Lietzenburger Str. 99; Tel.: 030/8832553
- Berlin 15: Buchhandlung G. Zimmermann, Schloßstr. 29; Tel.: 030/3417432
- Berlin 19: das europäische buch, Thielallee 32; Tel.: 030/8324051
- Berlin 33: Jürgens Buchladen, Königin-Luise-Str. 40; Tel.: 030/8313825  
Buchhandlung Kiepert, Garystr. 46; Tel.: 030/8324368
- Berlin 41: Wohlthat'sche Buchhandlung, Rheinstr. 11; Tel.: 030/8511509
- Berlin 45: Buchhandlung Rosenfeld, Drakestr. 35a; Tel.: 030/8313962
- Berlin 62: Elwert & Meurer, Hauptstr. 101; Tel.: 030/784001
- Bielefeld: Buchhandlung Wissen und Fortschritt, Feilenstr. 10; Tel.: 0521/63518
- Bochum: Politische Buchhandlung, Unistr. 26; Tel.: 0234/300266
- Bonn: Buchladen 46, Kritische Politik, Kaiserstr. 46; Tel.: 0228/223608
- Bremen 1: Georg-Büchner-Buchhandlung, Vor dem Steintor 56; Tel.: 0421/72073
- Dortmund: Buch International, Königswall 22; Tel.: 0231/140880  
bücherstube GmbH, Große Heimstr. 62; Tel.: 0231/103306
- Duisburg: buchladen kollektiv gmbh, Oststr. 194; Tel.: 0203/372123
- Essen: Heinrich-Heine-Buchhandlung, Viehofer Platz 8; Tel.: 0201/231923  
Karl-Liebnecht-Buchhandlung, Viehofer Platz 15; Tel.: 0201/232014
- Frankfurt: Buchladen Verlag 2000 GmbH, Jügelstr. 1; Tel.: 0611/775082  
Collectiv-Buchhandlung, Bornwiesenweg 4, Tel.: 0611/593989  
Wiss. Buchhandlung Theo Hector, Gräferstr. 77; Tel.: 0611/777303
- Fulda: SOFA, Friedrichstr. 24; Tel.: 0661/74934
- Göttingen: Buchladen Rote Straße, Rote Straße 10; Tel.: 0551/42128
- Hamburg: Heinrich-Heine-Buchhandlung, Grindelallee 26; Tel.: 040/449778  
Buchladen Gegenwind, Grindelhof 45; Tel.: 040/453801  
Internationale Buchhandlung, Johnsallee 67; Tel.: 040/4104572
- Hannover: Internationalismus Buchladen, Königsworther Str. 19; Tel.: 0511/17173
- Heidelberg: Buchhandlung kollektiv, Plöck 64a; Tel.: 06221/12633
- Kassel: Buchhandlung Wissen u. Fortschritt, Werner Hilpert Str. 5; Tel.: 0561/15642  
ABC-Buchladen, Goethestr. 77; Tel.: 0561/77704
- Köln 41: Der Andere Buchladen, Zulpicher Str. 197; Tel.: 0221/420214
- Mainz: Anna Seghers Buchhandlung, Bilhildisstr. 15; Tel.: 06131/24916
- Marburg: Politische Buchhandlung Roter Stern, Am Grün 28; Tel.: 06421/24787  
Collectiv-Buchhandlung Wilhelm Liebnecht, Wettergasse 19; 06421/63662
- München 40: BASIS, Sozialwiss. Fachbuchhandlung, Adalbertstr. 41b; Tel.: 089/2809522
- Münster: Collectiv Buchhandlung, Roggenmarkt 15-16; Tel.: 0251/51414  
ROSTA-Buchladen, Spiekerhof 34; Tel.: 0251/44926
- Nürnberg: Libresso Buchzentrum, Peter-Vischer-Str. 25; Tel.: 0911/225036
- Oldenburg: Carl v. Ossietzky Buchhandlung, Kurwickstr. 14/15; Tel.: 0441/13949
- Schwerte: Buchhandlung Hubert Freistühler, Holzener Weg 31; Tel.: 02304/80033
- Stuttgart: Buchhandlung Wendelin Niedlich, Schmale Str. 14; Tel.: 0711/223287
- Tübingen: aktion politischer buchladen, Nauklerstr. 20; Tel.: 07071/212929
- Schweiz: Bern: Buchhandlung für Soziologie, Münsterergasse 41; Tel.: 031/228218  
Zürich: Limmatbuchh., Pinkus-Genossenschaft, Froschaugasse 7; Tel.: 01/2512674
- Niederlande Den Haag: E.R. Ruward B.V., Noordeinde 122; Tel.: 070/658755
- Osterreich Wien 1: Buchhandlung Heinz Kolisch, Rathausstr. 18; Tel.: 0222/433221  
Wien 10: Karl Winter OHG, Landesgerichtstr. 20; Tel.: 0222/421234